Heft 1 Januar 1989 6,- DM C 4143 E

Konkret

Politik & Kultur

- Nation: Volk ohne Kopf
- Mythos Stammheim
- Grüne ohne Linke?
- Deutscher Mann sucht Schmerzen
- Zum Fest: Die Nippes-Industrie
- Blüten im TAZ-Milieu
- Piwitt
- Altenburg
- Diederichsen
- Henscheid
- Hansen

in konkret Januar 1989

Von Konkret

An Konkret

Volk ohne Kopf von Hermann L. Gremliza

Im Schatten von Stammheim von Wolfgang Schneider
Der Tag im Oktober 1977, als im Stuttgarter Hochsicherheitstrakt die Gefangenen aus der RAF tot aufgefunden wurden, wurde zum Wendepunkt in der Geschichte der BRD-Linken. Eine neue Untersuchung der Vorgänge in und um Stammheim erinnert an jenen Herbst, in dem die Grüne Partei, Friedens- und andere Bewegungen zu dem geprägt wurden, was sie werden sollten und bis heute sind: gemeinsame deutsche Demokraten

Mythos Mord, Mythos Selbstmord von Karl Heinz Roth; Hans-Joachim Lenger
Ein Gespräch zwischen Karl Heinz Roth, Historiker und Arzt, und Hans-Joachim Lenger, Professor on der Hochschule für bildende Künste Hamburg und Redakteur der Zeitschrift »Spuren«, über Stammheim, Tabuisierungsstrategien, Untergrund und bewaffneten Kampf

Bescheiden, Bescheiden von Oliver Tolmein
Anfrage der Grünen Fraktion an die Bundesregierung zum Thema »Terrorismus«: Weil jene nichts wissen wollten, brauchten diese nicht zu antworten

Nicht geläufig, nicht bekannt von Otto Köhler
Der Vorschlag, die heruntergekommene Gedenkstätte des KZs Neuengamme zu einem Ort der Dokumentation und der Forschung auszubauen, den Jan Philipp Reemtsma, verbunden mit der Bitte, sich an der Finanzierung zu beteiligen, an diejenigen Behörden und Unternehmen gerichtet hat, die während des Nationalsozialismus Zwangsarbeiter aus Neuengamme beschäftigten, hat die zu erwartenden Reaktionen ausgelöst

Ich habe gelesen von Karl-Heinz Hansen

Grün, grün, grün sind alle ... von Oliver Tolmein
Als ihr Bundesvorstand gestürzt wurde, entdeckten die Linken, daß es bei den Grünen »eine strukturelle konservative Mehrheit« gibt. Was folgt daraus?

Theaterdonner statt Politik von Michael Stamm
Begegnung der vierten Art: In Karlsruhe traf der Marxist M.S. den Stammvater K.M.

Error ist menschlich von Eric Bonse
Paradox, aber wahr: Je weiter die Informatiker mit ihrer »künstlichen Intelligenz« vorankommen, umso mehr sind sie auf das Mittun von Menschen angewiesen. In ihrer Verzweiflung ruft die Branche nach einem »Dialog mit dem Faktor Mensch«. Den sollte man sie was kosten lassen

Kalinka Kalinka von Gert Meyer
Rassistische Pogrome in Aserbaidshan, nationalistische Exzesse in Armenien und den baltischen Republiken, das Projekt eines deutschen Staates auf dem Territorium der UdSSR – keine Rede also davon, daß nationale Zwietracht der Vergangenheit angehöre, wie das Parteiprogramm der KPdSU von 1906 verkündet. Was aber sind die Gründe für den Aufruhr der sowjetischen Nationalitäten?

Immer noch die weißen Neger von Pit Wuhrer

1968 – da war doch noch was? In jenem Jahr begann in Nordirland der Befreiungskrieg, das heißt: er begann erneut, denn er dauert schon Jahrhunderte. Und nun dauert er bereits wieder zwanzig Jahre, und ein Ende ist nicht in Sicht. Die IRA, die älteste und erfolgreichste Guerilla Europas, ist heute so stark wie nie zuvor

Eine höhere Form des Tötens von Hans Branscheidt

Noch immer nimmt die bundesdeutsche Öffentlichkeit kaum eine Notiz von dem Ausrottungsfeldzug, den die irakische Regierung gegen ihre kurdische Bevölkerung führt. Das ist auch kein Wunder: Schließlich liefern westdeutsche Unternehmen die chemischen Vorprodukte und die technischen Anlagen zur Herstellung des Giftgases, das dabei zum Einsatz kommt

»Auch Shamir wird zur Einsicht kommen« von Abu Ijad; George Habash; Nayef Hawatmeh; Georg Stein

Auf seiner Tagung in Algier hat der Palästinensische Nationalrat im November die Gründung eines palästinensischen Staates ausgerufen und zugleich zum ersten Mal das Existenzrecht des Staates Israel anerkannt: Die UNO-Resolution l8l (zur Teilung Palästinas) und 242 (zur Anerkennung der Souveränität aller Staaten der Region) wurden als Grundlagen für eine Friedenskonferenz akzeptiert. Ein Jahr noch dem Beginn der »Intifada«, des Aufstands der Palästinenser in den besetzten Gebieten, geht die PLO mit diesem Beschluß in die diplomatische Offensive. Georg Stein fragte in Algier drei Palästinenserführer nach den Gründen und Perspektiven der neuen Politik

Die Wesensart des Schweines von Wolfgang Schneider

Gefahr erkannt, Gefahr gebannt? von Oliver Tolmein

Als einziger der zahlreichen zur internen Debatte verfaßten Beiträge wurde der des Bonner »taz«-Redakteurs Tolmein von der »taz« nicht gedruckt. KONKRET dokumentiert ihn

Lady George, Savoir-Mourir von Matthias Altenburg

Wenn uns die Toten nicht ruhen lassen. Wenn der Alp nicht weichen will. Wenn es anders nicht geht, als die Skelette aus den Gräbern zu zerren, sie zum Reden zu bringen. Am Tor zur Unterwelt ein Schild. BITTE EINZELN EINTRETEN. Jeder für sich. Aber jeder.

Bargfeld revisited von Rolf Vollmann

Spitzgiebelige Spielorte, elementargeistige Figuren, bewohnte Wolkeninseln, verhuschte Küsserinnen, Halbmännereinsamkeiten – die neue Ausgabe der Werke Arno Schmidts präsentiert nicht nur erstmals den authentischen Text seiner bereits zu Lebzeiten veröffentlichten Schriften, sie enthält darüber hinaus auch das umfangreiche bisher unveröffentlichte Frühwerk. Am 18. Januar wäre Arno Schmidt 75 Jahre alt geworden

Eine Plüschkatze wirkt, wie bekannt von Franz Lerchenmüller

Sie liefert Individualität vom Fließband und fördert die Lust auf Sinn- und Nutzloses: Die Umsätze der Geschenkartikelindustrie sind so phantastisch wie ihre Einfälle. Aber worin liegt die tiefere Bedeutung des Stimmungsbarometers?

Piwitts kleines Feuilleton von Hermann Peter Piwitt

Geschäftsbericht II von Christoph Busch

Eine Spezialistin für strenge Erziehung berichtet von ihrer Arbeit: der professionellen Demütigung und Quälerei von Männern auf deren eigenen Wunsch. Eine sozialtherapeutische Dienstleistung, deren Notwendigkeit mehr über Gewalt in dieser Gesellschaft erzählt, als es der Aufmarsch polizeilicher Sondereinsatzkommandos je könnte

Platte des Monats - Die Wüste lebt von Diedrich Diederichsen

Giant Sand: The Love Songs (Demon/ TIS)

Track 29 von Dietrich Kuhlbrodt

Regisseur Nicolas Roeg und Drehbuchautor Dennis Potter führen in ihrem neuesten Film, der Mitte Januar in der Bundesrepublik startet, Hör- und Sehgewohnheiten vor, daß einem Hören und Sehen vergeht

Musikplaudertasche von Eckhard Henscheid; Jens Thierfelder

Weltniveau von Klaus Körner

Die literarisch anspruchsvollste deutschsprachige Zeitschrift nach dem Krieg erschien zu Ulbrichts Zeit in der DDR. »Sinn und Form« publizierte Beiträge fast aller ost- und westdeutscher Autoren von Rang. Dem Bonner Bundesamt für Verfassungsschutz erschien das als Auftrieb einer »trojanischen Herde«. Ein Reprint der ersten zehn Jahrgänge erscheint jetzt in einer in BRD/DDR-Gemeinschaftproduktion

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 01/89, S. 4

Von Konkret

Bis zum Einsendeschluß am 30. November hatten sich 2.926 Leser und Leserinnen an der KONKRET-Umfrage beteiligt. Noch ist die Auswertung nicht abgeschlossen, aber ein paar Daten liegen doch schon vor:

Wieviele regelmäßige LeserInnen hat KONKRET? Exakt: 209.781. Wie alt sind KONKRET-LeserInnen? 37,5 Prozent sind zwischen 20 und 29 Jahre, 42,0 Prozent zwischen 30 und 39 Jahre, 13,4 Prozent zwischen 40 und 49.

Seit wann lesen sie KONKRET? Nur noch 13,1 Prozent kennen die Zeitschrift aus der Zeit vor 1973 (Konkurs des alten Verlags). Alle andern sind erst nach Gründung des Neuen Konkret Verlags (1974) dazugekommen, 7,8 Prozent sogar erst in den letzten zwölf Monaten.

Wo leben die KONKRET-LeserInnen? Wo man so lebt: 27,9 Prozent in Nordrhein-Westfalen, 13 Prozent in Westberlin, 12,4 Prozent in Bayern, 11,4 Prozent in Baden-Württemberg, 9,8 Prozent in Niedersachsen, 9 Prozent in Hessen und 6,7 Prozent in Hamburg.

Und was wählen die KONKRET-LeserInnen? Das letzte Mal haben sie so gewählt: 50 Prozent die Grünen, jeweils 11 Prozent SPD und DKP, 12 Prozent gingen nicht wählen; 4 Prozent haben »andere« Parteien gewählt, 12 Prozent machten keine Angaben. Und so wollen sie das nächste Mal wählen: Nur noch 34 Prozent grün, 13 und 14 Prozent sozialdemokratisch und kommunistisch, aber 18 Prozent wollen überhaupt nicht mehr. Als die Grünen in Karlsruhe ihren Bundesvorstand zurücktraten, war der Einsendeschluß übrigens längst vorbei.

Weitere Zahlen und die Gewinner der ausgeschriebenen Preise werden in KONKRET 2/89 genannt.

In der Westberliner »Tageszeitung« ist ein Dokument des Schweinezeitgeists erschienen, das hier for the record of history dokumentiert sei. »In eigener Sache« schreibt der »taz«-Redakteur Klaus Hartung über den »Tazionalsozialismus«-Artikel seines »taz«-Kollegen und »Euternasie«-Autors Wiglaf Droste:

Hätte Droste diese Prosa in KONKRET veröffentlicht – wo er schon publizieren durfte – es hätte mich nicht weiter interessiert, d. h. es hätte mich ausschließlich als zeitgeschichtliches Phänomen interessiert. Ich begrüße es ohnehin, in diesen Zeiten zumal, daß KONKRET sich aufopfern will, um den O-Ton der linken Szene zu dokumentieren. Nun aber ist dieser Text in der »taz« erschienen. . .

Eben. Er ist dort erschienen, wo er nur hat erscheinen können: in jenem ausgelagerten Volontariat der Bürgerpresse, in dem eine Diskothek »gaskammervoll« genannt werden durfte und eine Redakteurin sich »für deutsche Geschichte nicht interessiert«; wo immer alles »ging«, was im langweilig-antifaschistischen KONKRET nicht gegangen wäre. Deshalb hätte es den Hartung »nicht weiter interessiert«, wenn die »Euternasie«-Prosa dort gedruckt worden wäre, wo sie nie hätte gedruckt werden können, während er sich nicht nur furchtbar darüber aufregen muß, daß sie dort veröffentlicht wurde, wo sie immer möglich war, sondern die Verantwortung gleich noch auf die abschieben will, die ihnen schon zur Gründung ihres Blattes sagten, was den Hartung heute trifft wie – O-Ton-Szene – der Blitz beim Scheißen. Gremliza in KONKRET 5/1979:

Als Christian Ströbele, einer der Initiatoren der »Tageszeitung«, mit uns über das Projekt diskutierte, machte er uns die bewußte Abkehr von der reflexhaften Politik der »traditionalistischen« Linken an einem Beispiel klar: Wenn etwa, wie kürzlich in Westberlin, ein Schüler Hakenkreuze oder »Juda verrecke« an die Tafel male, so müsse man darin »zunächst mal das Positive« sehen: den Widerstand, die Auflehnung gegen die Autoritäten, gegen Lehrer und Eltern. Wir hofften, wir hätten ihn mißverstanden, und fragten nach. Nein, das meine er so. . . Es bleibt traurig, ... wieviel Kraft da nicht nur verpufft, sondern in die falsche Richtung entweicht: Gegen die kargen politischen Strukturen der Linken, die Faschismus und bundesdeutschen Antikommunismus überdauert haben. Sie machen kaputt, die das kaputt machen könnten, was sie kaputt gemacht hat.

Hätte Hartung diese Prosa 1979 in der »taz« veröffentlicht – wo er schon publizieren durfte – es hätte nicht nur als zeitgeschichtliches Phänomen interessiert, sondern uns vielleicht beides erspart: die »gaskammervolle« Diskothek wie den denunziatorischen Jammer ihres kaputtesten Türstehers.

Horst Tomayer lädt ein: Am Montag, dem 16. Januar, um 9 Uhr rechnet die Bundesrepublik Deutschland im Sitzungssaal 279 des Strafjustizgebäudes (Hamburg, Sievekingplatz 3) mit dem Schänder ihrer Symbole gnadenlos ab. Näheres s. S. 86.

Hinweis für Sammler: Wer KONKRET nicht abonniert hat, weil er/sie den Coupon nicht herausschneiden wollte, hat diesmal eine Chance – der gesamten Auflage liegt eine Abo-Bestellkarte bei. Wir bitten um freundliche Beachtung.

Konkret 01/89, S. 6

An Konkret

KONKRET 10/88: Erklärung zur Gründung von El Salvador Libre e. V.

Lieber Hermann Gremliza,

liebe KONKRET-Redaktion!

Eure neuerliche Polemik im letzten KONKRET gegen die taz im Zusammenhang mit dem Waffenkonto ist unfair und – viel schlimmer – wenig hilfreich für das Spendenaufkommen, das für den Kampf der Befreiungsbewegung in El Salvador doch so wichtig ist.

Warum wollt Ihr nicht wahrhaben, daß es auch in der taz Leute gibt – wie bei KONKRET und den Soligruppen – , die die Reaktivierung des Spendenkontos aus politischen Gründen wollen, nämlich um das Volk in El Salvador im Kampf um Menschenrechte, Unabhängigkeit und soziale Ungerechtigkeit zu unterstützen. Eine Mehrheit in Gremien der taz ist davon überzeugt, daß eine Alternative zum bewaffneten Kampf in El Salvador nicht in Sicht ist, um diese Ziele zu erreichen und um sich gegen Folter, Mord der Polizei und Armee zu schützen. Das sind die Gründe für die Entscheidungen in den taz-Gremien. Es gibt keine taz-Protokolle, in denen etwas anderes steht.

Anstatt aber das zustimmend zur Kenntnis zu nehmen, kramt Ihr immer wieder überspitzt polemische Argumente von mir aus der Vordiskussion hervor, mit denen ich in der Debatte in der taz lediglich daran erinnern wollte, daß das Waffenkonto ein Teil der Geschichte der taz ist und bleiben sollte.

Und warum wollt Ihr nicht sehen, daß es eben nicht gelungen ist, die Kampagne für die Spendensammlung auf eine breitere Basis zu stellen. KONKRET und Arbeiterkampf haben doch schon immer die Sammlung durch Anzeigen und Artikel unterstützt, wie Ihr ja genauso gut wißt wie wir.

Warum könnt Ihr nicht akzeptieren, daß die Sammlung ohne das Medium taz mit seinem anderen und breiteren Leserkreis weniger Erfolg haben würde und daß die Möglichkeiten, für das Konto über die taz zu werben, zumindest eingeschränkt sein würde, wenn die taz das Konto abgegeben hätte.

Alles doch wohl Gründe dafür, das Waffenkonto bei der taz zu belassen, mit denen eine argumentative Auseinandersetzung lohnen würde.

Ihr aber polemisiert nur. Und dann noch unfair, weil Ihr die taz-Erklärung zum Waffenkonto nicht einmal richtig und im Zusammenhang wiedergebt, bevor Ihr darauf herumhackt. Der Vorwurf der »Anmache« bezog sich doch klar ersichtlich auf die Unterstellung, die taz habe sich zu »sozialdemokratischen Befriedungsmodellen bekehrt«.

Ich fürchte, der Streit um das Waffenkonto hat dazu geführt, daß vorsichtiger und zurückhaltender gespendet wird als früher. Schließlich blickt kaum jemand bei der Kontroverse durch, worum es überhaupt geht, wer recht hat und was wirklich dahintersteckt.

Die Kampagne für das Waffenkonto ist der schlechteste Ort und die unpassendste Gelegenheit, Unzufriedenheit mit der Entwicklung der taz zu artikulieren.

Also, geht in Euch.

Mit freundlichem Gruß

Hans-Christian Ströbele

Rechtsanwalt

Lieber Christian Ströbele –

geht in Euch? Das ist uns (wie unserem Landsmann Pfleiderer): zu weit. Wir nehmen lieber die Abkürzung, auf der wir direkt zur Sache kommen – damit die Zahl derer, die nicht wissen, »worum es überhaupt geht, wer recht hat und was wirklich dahintersteckt«, immer kleiner wird:

Der Streit um das Waffenkonto, der »dazu geführt hat, daß vorsichtiger und zurückhaltender gespendet wird als früher«, wurde nicht in oder von KONKRET begonnen, sondern von Redakteuren der »TAZ«, die den Spendenaufruf der »Freunde der alternativen Tageszeitung« nur noch sporadisch und widerwillig veröffentlichten und in der »TAZ« mehrere Beiträge publizierten, in denen die Unterstützung bewaffneter Befreiungskämpfe grundsätzlich abgelehnt wurde. Daß daraufhin die El Salvador-Solidaritätsgruppen zunächst auf eine Reaktivierung der Kampagne durch die »TAZ« drängten und, als dies

nichts fruchtete, die Herausgabe des Kontos verlangten, geschah ohne Mitwirkung, ja zunächst ohne Wissen von KONKRET. Erst als die Solidaritätsgruppen sich an andere Zeitschriften mit der Frage wandten, ob sie die Spendenaktion fortführen wollten, kam auch KONKRET ins Gespräch . In diesem Stadium der Diskussion begannen die Gegner des Kontos in der »TAZ«-Redaktion plötzlich darüber nachzudenken, ob die von ihnen früher geforderte Aufgabe des Kontos blattpolitisch vertretbar sei. (Ich brauche hier nicht aus »TAZ«-Protokollen zu zitieren, die Du hast. Lies es bitte nach. Und wenn Du grade mal dabei bist: auch die Bemerkungen leitender Redakteure über die »Säulenheiligen« Roth und Gremliza sowie die »Volksfrontpolitik der siebziger Jahre«). Dieses Nachdenken hast Du mit der Bemerkung, daß ein Verzicht auf das Konto einige tausend Abonnenten kosten werde, in die von Dir und der linken Minderheit angestrebte Richtung befördert.

Und auf die Gefahr hin (die natürlich nie bestanden hat, sondern nur beschworen wird, um unangenehme Daten zu verwischen), daß die Beschreibung dieser für die »TAZ« unrühmlichen Geschichte »wenig hilfreich... für den Kampf der Befreiungsbewegung« sei, muß gesagt werden, daß niemand jemals die »TAZ« daran gehindert hat oder hat hindern wollen, den Spendenaufruf abzudrucken. Daß »die Möglichkeiten, für das Konto über die 'TAZ' zu werben, zumindest eingeschränkt sein würde(n), wenn die 'TAZ' das Konto abgegeben hätte«, heißt doch nichts anderes, als daß die Exklusivität der Kontoführung (und die davon erhome Leser/Blatt-Bindung) darüber entschieden hat, ob die »Mehrheit in Gremien der 'TAZ'« sich zum »bewaffneten Kampf in El Salvador,...gegen Folter, Mord der Polizei und Armee« bekennen sollte oder nicht. Ich tu das nicht gern, aber: Solltet Ihr noch einmal die Diskussion dieser Vorgänge dadurch unterbinden wollen, daß Ihr Kritiker der »TAZ« als Saboteure an der Hilfe für Unterdrückte und Gefolterte darstellt, wird dokumentiert werden, welchen Stellenwert diese Menschen bei Euren internen Beratungen über das Waffenkonto einnehmen durften.

Ich bitte Dich, zur Kenntnis zu nehmen, daß der Vorstand des Vereins El Salvador Libre, dem ich angehöre, beschlossen hat, auch in anderen Zeitschriften für das von der »TAZ« geführte Konto zu werben (und zwar ohne Rücksicht darauf, daß damit in KONKRET und anderswo auch für die »TAZ« geworben wird), gerade weil wir »akzeptieren, daß die Sammlung ohne das Medium 'TAZ'... weniger Erfolg haben würde«. Diese Einsicht kann und wird uns aber nicht davon abhalten, politische Kritik an der grassierenden Vorliebe des »TAZ«-Milieus für sozialdemokratische Befriedungsmodelle zu äußern. Mag das Konto meinetwegen der »TAZ« auch zur Abonnentenpflege dienen – als Tabuzone, hinter der die Zerstörer internationaler Solidarität ungestört ihren Anschluß an »unseren demokratischen Staat« vollziehen können, kommt es nicht in Betracht.

Mit freundlichen Grüßen

Hermann L. Gremliza

Bedeutsamer Mißgriff

KONKRET 12/88 »Jenninger und/oder/ statt Weizsäcker« von Hermann L Gremliza; »Herr Jemminger« von Günter Amendt

Es geht überhaupt nicht um eine persönliche Diffamierung oder Denunzierung Jenningers – die selbstgerechte Enthüllungs-Attitüde der STERN- und SPIEGEL-Philister (»Guckt, wie schlimm die CDU ist«) widert mich an.

Bedeutsam ist dieser Mißgriff eines gutmeinenden – anders als etwa die Tiraden eines unbelehrbaren Wüstlings vom Schlage Dreggers – gerade als exemplarische Demonstration des »arglosen« deutschen Nachkriegsbewußtseins (das sozialliberale Milieu keinesfalls ausgenommen), das nun unversehens in den Spiegel blickt.

Insofern halte ich dafür, diese Rede in die Lesebücher aufzunehmen und in den Rang einer Pflichtlektüre für jeden deutschen Schüler zu erheben. Anders als am moralischen Gesäusel von Böll oder Grass kann man sich daran wirklich *abarbeiten ...*

Klaus Wolper

Hamburg

»Betroffenheit« und »Empörung« als kategorischer Imperativ in der modernen Politik, erfolgreich vorgeführt von Kelly & Co., wird zunehmend von den Altparteien als Mittel zur Ausschaltung der Hirne entdeckt. Jenningers Fehler war es, diese Charaktermaske nicht aufzusetzen, als es gefordert war.

Andreas Beck

Berlin

Es weht ein »Hauch« von Antisemitismus durch den Bundestag, genauer: eben durch jene Reihen der konservativen Politiker, die sich zum einen schwer tun in Sachen Wiedergutmachung, aber andererseits Kritiker des Palästinenser-Konflikts stereotyp als antisemitisch bezeichnen.

Irmela Schramm

Berlin

Thalheimer statt Thälmann

Zum Abdruck meines Leserbriefes im Dezember-Heft

Wer statt »Thalheimer« den Namen »August Thälmann« ins Blatt druckt, sollte anfangen, sich mit der Geschichte der KPD zu beschäftigen

Klaus Dallmer

Berlin

Konkret 01/89, S. 8

Hermann L. Gremliza

Volk ohne Kopf

Nichtswürdig ist die Nation...
Friedrich Schiller, aus dem Zusammenhang gerissen

Armenier, Aserbaidshaner, Letten, Esten, Litauer, Kurden, Palästinenser, Iren, Indios, australische Aborigines stellen unter anhaltendem Beifall die nationale Frage, auf die es in vielen Sprachen nur die immergleiche Antwort gibt: Ausländer raus! Mag dies als Parole des Fortschritts durchgehen, wo die Fremden die herrschende Klasse stellen oder aushalten und die in Armut und religiöse Dummheit gedrückten Massen eines schlichten Feindbilds bedürfen, um den Aufstand zu wagen – fragwürdig bleibt ihr völkischer Tenor selbst dann: Der Haß auf Fremdherrschaft gilt immer zuerst dem Fremden und dann der Herrschaft.

Nun ist zwar, einem Gedanken von Karl Kraus zufolge, das Bedenkliche am Nationalismus weniger der Haß auf die fremde Nation als die Liebe zur eigenen. Aber auch fremde Nationen und Völker lassen sich `auf eine Weise lieben, die nur Surrogat einer vorübergehend obsoleten Liebe zum eigenen Volk ist – erkennbar daran, daß Gebräuche und Marotten ferner Stämme herumgereicht und hochgehalten werden, als handle es sich um höchste Kulturgüter der Menschheit und nicht um exotische Variationen des Schuhplattelns und Fingerhakelns, zweier Höchstleistungen der eigenen völkischen Kultur, die im Falle eines Überfalles der Türken auf München bei Konzerten der Bayern-Soli jenen Platz einnehmen könnten, den heute El Condor Pasa und indianischer Kriegstanz halten.

Es war also abzusehen, daß eine fortschrittliche Intelligenz, die Internationalismus als Artenschutz mißverstand, eines Tages zu einer Gesellschaft auch für das eigene bedrohte Volk mutieren würde. Ist erst einmal der Glaube an den Wert eigentümlicher Sitten am Beispiel indianischer und australischer Stämme wiedererweckt, kann endlich auch das durch den Mißerfolg des Nationalsozialismus lädierte deutsche Stammesbewußtsein restauriert werden.

Zwei deutsche Dichter haben sich zu Fürsprechern dieser Restauration erklärt: Martin Walser aus Überlingen am Bodensee/BRD und Rolf Schneider aus Kyritz an der Knatter/DDR. Walser spürt »ein elementares Bedürfnis, nach Sachsen und Thüringen reisen zu dürfen unter ganz anderen Umständen als denen, die jetzt herrschen. Sachsen und Thüringen sind für mich weit zurück und tief hinunter hallende Namen, die ich nicht unter Verlust buchen kann. Nietzsche ist kein Ausländer. Leipzig ist vielleicht momentan nicht unser. Aber Leipzig ist mein.« Walser, vom Stamme der alemannischen Aborigines, fühlt sich plötzlich von Thüringen »besetzt mit Heiligen und Handwerkern, mit Köhlern und Wäldern, mit einer bis ins Erdinnere reichenden Gliederungsvielfalt«, und er hofft, der von Gorbatschow »entfachte Wirbelwind Perestroika (werde) eines Tages auch die DDR erreichen, dann wird die politische Sprache ihre pseudoreligiösen Blenden abwerfen, und Deutsche werden einander wieder verstehen«.

Ich will hier keinen Platz darauf verschwenden, diesen geistverlassenen Kohl zu zerpflücken, sondern bloß den Zusammenhang dokumentieren, der einen einst geistreich über »die neueste Stimmung im Westen« lästernden Schriftsteller sich etwas – und ich fürchte: Gutes – davon versprechen läßt, daß Deutsche einander *wieder* verstehen. Walser erzählt: »Dagens Nyheter stellte Erich Honecker 1986 folgende Frage: 'Während der jetzt stattfindenden Fußballweltmeisterschaft haben wir gemerkt, daß man hier, seit die DDR nicht mehr an der Ausscheidung teilnimmt, für die BRD-Mannschaft die Daumen drückt. Tun Sie das auch, Herr Honecker, und sollen wir das als Zeichen deutscher Zusammengehörigkeit werten?' Honecker war so unfrei, so verklemmt, verbaut, verkorkst, daß er nur sagen konnte: 'Das glaube ich nicht. Wenn man ein richtiger Fußballanhänger ist, dann fiebert man für die beste Mannschaft. Ich möchte das nicht als eine politische Stellungnahme verstanden wissen', und so weiter... Esten, Letten, Litauer und andere melden den nationalen Anspruch an. Und die Deutschen basteln Slalom-Sätze.«

Wem erscheint in dieser Erzählung der hölzerne Honecker nicht als Protagonist von Weltbürgertum und Aufklärung und der Erzähler als verklemmter, verbauter, verkorkster Volksgenosse, dessen thüringischen Köhlerglauben Carl von Ossietzky auf den Begriff gebracht hat: »Das Vaterland gehört zum Bereich des Mundwerks, ist untrennbar verbunden mit Eichenlaub und Schwertern und schlechtem Öldruck.« Esten, Letten, Litauer und andere melden den nationalen Anspruch an, und weil wir fortschrittlichen deutschen Literaten diesen Anspruch der andern lang (und blind) genug gefördert haben, dürfen wir nun auch den eigenen vortragen, der es einem kommunistischen DDR-Bürger zur Pflicht macht, Beckenbauers Gurkentruppe die Daumen zu drücken und die sportlich bessere Leistung von »Ausländern« auszupfeifen. Denn Leipzig ist mein, deutsch ist die Saar, und Nietzsche war nicht durchrasst.

Unter Berufung auf diesen Walser meldete sich im «Spiegel« der Rolf Schneider als »Schriftsteller in der DDR« zu Wort: »Die seelischen Konvulsionen, die ihn (Walser) bei der Vorstellung von Thüringen und Magdeburg heimsuchen, ereilen

mich genauso, wenn ich Bodensee oder Dithmarschen denke.« Was der Schneider sich vielleicht als stilistische Feinheit gedacht hat, erweist sich als Enthüllung: Er denkt tatsächlich nicht *an* Dithmarschen – er denkt Dithmarschen, und das geht so: »Dennoch dürfte sich bei den Bewohnern beider Deutschländer bis heute ein diffuses Gefühl des Defizits erhalten haben, ein allgemeiner Phantomschmerz, ausreichend jedenfalls, um die nationale Idee mit satten Mehrheiten auszustatten. Ein Gefühl. Mehr ist es nicht, und mehr braucht es nicht. Es gibt, in diesem Wortsinne, keinen Nationalverstand, die Sache bleibt eine der Emotionen... Das Qualitativ der Nation ist ethnisch, nicht gesellschaftspolitisch... Kein Zufall, daß die gegenwärtige Diskussion vor allem unter Literaten tobt, und sollte es nur deswegen sein, weil diese hier, angesichts der poetischen Wegwerfware, die sie sonst produzieren, eine Mission von einiger Dauer wittern.«

Es irrt, wer nun glaubt, diese gar nicht üble Denunziation des Völkischen könne nur als Denunziation gemeint sein, und der Autor werde die seelischen Konvulsionen und den allgemeinen Phantomschmerz sogleich psychiatrischer Behandlung empfehlen. Dithmarschen-Denken denkt anders: Schneider findet die Konvulsionen prima und rät der »politischen Linken in Deutschland«, nicht länger »ihre heimliche Neigung zur Vaterlandsflucht zu bestätigen«: »Wie, wenn diese Linke nun, ungeachtet aller trüben Erfahrungen der Vergangenheit, sich zum Vertreter der deutschen Sache machte und jenen Platz ausfüllte, der ihr im Spiegelsaal zu Versailles oder im Nationaltheater von Weimar vorenthalten blieb.«

Als eine der »trüben Erfahrungen« mit der deutschen Nation nennt Schneider den 9. November 1938. Im übrigen aber sei die Nation das Ergebnis einer »kollektiven Emanzipationsbewegung«. Ob sie das je wirklich war, ist keineswegs so ausgemacht, wie Schneider meint; daß sie seit mehr als einem Jahrhundert bloß eine endlose Kette »trüber Erfahrungen« produziert hat, mit einer zwischen Verdun und Treblinka tatsächlich »bis ins Erdinnere reichenden Gliederungsvielfalt«, müßten sogar der Schneider und der Walser gehört haben.

Nation von links? Es gibt ja auch Antisemitismus von links, wenn links alles ist, was sich so nennt oder so genannt wird, weil und solange es auf der anderen Seite steht. Man kann aber auch aus den falschen Gründen (vorübergehend) bei der richtigen Sache sein: der Antisemit beim Sturm auf die Börse; der Hiasl am Bauzaun; der Bordellwirt bei der Unterschriftensammlung gegen den 218. Wenn hingegen links ist, wer die Herrschaft von Menschen (und von ihnen geschaffener Götter) über Menschen aufheben will, ideell und materiell, durch Aufklärung und Revolution, kann sich die Linke zu allem andern eher machen als zum Vertreter der deutschen (oder einer anderen völkisch, rassisch oder ethnisch bestimmten) Sache.

Konkret 01/89, S. 10

Wolfgang Schneider

Im Schatten von Stammheim

Der Tag im Oktober 1977, als im Stuttgarter Hochsicherheitstrakt die Gefangenen aus der RAF tot aufgefunden wurden, wurde zum Wendepunkt in der Geschichte der BRD-Linken. Eine neue Untersuchung der Vorgänge in und um Stammheim erinnert an jenen Herbst, in dem die Grüne Partei, Friedens- und andere Bewegungen zu dem geprägt wurden, was sie werden sollten und bis heute sind: gemeinsame deutsche Demokraten

»Die Befreiung der deutschen Geiseln aus den Händen der arabischen Terroristen hat in der vergangenen Nacht eine Hochstimmung in der Bevölkerung hervorgerufen. Zum ersten Mal seit langer Zeit hat sich wieder ein patriotisches Gefühl gezeigt, ein echter Stolz auf unsere Fähigkeit, Landsleute auch mit eigenen Kräften aus ihrer gefährlichen Lage zu retten.

Nun ist am Morgen noch ein Gefühl der Erleichterung hinzugekommen, nachdem die Selbstmorde der in Stammheim inhaftierten deutschen Terroristen bekannt wurden. Dieses Gefühl der Erleichterung bezieht sich auf die Hoffnung, daß nun endlich der Anfang vom Ende des deutschen Terrorismus gekommen ist (...) Das Ganze ist ein großartiger Erfolg des Bundeskanzlers, seiner Härte und Entschlossenheit, die er gegen alle Anfechtungen durchgehalten hat. Wie die deutschen Kriegsgefangenen einst Konrad Adenauer ihre Heimkehr aus Rußland zu danken hatten, so haben die Insassen der Lufthansamaschine, so haben wir alle es Helmut Schmidt zu verdanken, daß dieser Alptraum der politischen Mörder und Erpresser zu Ende gegangen ist: Das deutsche Volk wird es ihm nicht vergessen.«

(Conrad Ahlers, Extrablatt der »Hamburger Morgenpost«, 18. Oktober 1977)

»Teile der Linken scheinen zum mag von Mogadischu ein ähnliches Verhältnis zu haben wie die Mehrheit der Deutschen zum 8. Mai. Was zunächst als Datum der Niederlage, Kapitulation und Demütigung empfunden (wurde), wird mittlerweile als Befreiung akzeptiert.«

(Norbert Seitz, »Pflasterstrand«, Oktober 1987)

I

Zehn Jahre also hat es gedauert, bis auch jene »Teile der Linken«, die nicht bereits aus Anlaß der RAF-Attentate des Jahres 77 die Zeitungsredaktionen und Amtsstuben ihrer Vorgesetzten mit Ergebenheitsadressen und Distanzierungserklärungen eingedeckt hatten, ihren Anspruch auf Teilhabe an der Gemeinsamkeit der Demokraten auf eine Weise formulierten, die ihnen längst eigentümlich geworden war: als Reklamation des nationalen Standpunkts. Zehn Jahre, in deren Verlauf sie, konditioniert durch ihr Engagement bei Friedensbewegung und Grünen, feststellen durften, daß ihnen das patriotische Hochgefühl eines deutschen Sozialdemokraten beim Anblick dreier erschossener Araber ebensowenig fremd war wie seine gar nicht klammheimliche Freude über den ganz selbstverständlich der politischen Führung als Verdienst zugerechneten Tod der Gefangenen in Stammheim.

Zwar assoziieren sie als brave Widerständler zur Liquidation der RAF die Zerschlagung des Nationalsozialismus und zur GSG 9 die Rote Armee, während der mehrmalige stellvertretende Regierungssprecher den Bundeskanzler doch noch den Zweiten Weltkrieg gewinnen, die Kriegsgefangenen aus den Klauen der Roten befreien und die Deutschen des Jahres 77 bereits wieder weltweit gegen den kommunistischen Terror ins Feld schicken sieht, gemeinsam aber ist ihnen das dringende Bedürfnis, zu Kompensationszwecken den 18. Oktober 1977 mit dem 8. Mai 1945 zu verknüpfen: Die Spontis kühlen ihr antifaschistisches Mütchen, indem sie die Deutschen nun endlich den Nationalsozialismus aus eigener Kraft besiegen lassen – sie gewinnen dergestalt das Bild einer Gesellschaft, der sich anzudienen keineswegs länger als Verrat früherer Ideale verstanden werden muß; Conrad Ahlers aber hat recht, wo er – die Insassen der »Landshut« mit Stalingrad-Heimkehrern vergleichend – deutsche Touristen ein Werk fortführen läßt, an dem die Wehrmacht noch gescheitert war.

Der wilde Traum von letztem Aufgebot, Volksgemeinschaft und Entscheidungsschlacht, den mit der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung auch der damalige Bundesjustizminister und heutige Vorsitzende der SPD, Jochen Vogel, träumte – »In der Größe der Gefahr liegt auch eine Chance ! Wir spüren ein Zusammenrücken in unserem Volke« – ist im Herbst 77 tatsächlich in Erfüllung gegangen. Denn nachdem die traditionelle Linke (von den Jusos übers SB bis zur DKP) es bereits geraume Zeit vorher fertig gebracht hatte, dem Verlangen des Staates nach allerlei Treue- und Liebesschwüren geradezu brünstig zu willfahren und gleichzeitig den revolutionären Vorsatz ihrer Politik zu behaupten, deren Wirkung allein durch die Aktivitäten der RAF konterkariert werde, genügten die wenigen Wochen von der Entführung Schleyers (5. September) bis zum Sturm auf die »Landshut« und der Entdeckung der Leichen in Stammheim (18. Oktober), in denen der Staat seinen Gegnern die Instrumente zeigte, um auch die noch rebellischen undogmatischen Gruppen zur Akzeptanz seines Gewaltmonopols zu bewegen.

Gedeckt und stimuliert von einer Sozialdemokratie, die gerade dabei war, ihr Gesellenstück in Sachen Verwaltung und Modernisierung einer spätkapitalistischen Gesellschaft zu liefern, ist er dabei nicht zimperlich gewesen. Die beispiellose

polizeiliche Aufrüstung seit Anfang der 70er Jahre, die Berufsverbote, das Durchpeitschen immer neuer Gesetze zugunsten des präventiven Staatsschutzes, der irreguläre Prozeß gegen Baader, Ensslin, Meinhof und Raspe vor dem Stammheimer Sondergericht seit Mai 75, die mehrfache Strapazierung des übergesetzlichen Notstands, Haftbedingungen, die den Tod der Gefangenen einkalkulierten, eine durch die systematisch hysterisierte Bevölkerung unterstützte Jagd auf »Sympathisanten«, die Installierung der Krisenstabsdiktatur im Herbst 77, die von einer Nachrichtensperre flankiert wurde, die eine völlig gleichgeschaltete Presse nur zu bereitwillig befolgte, vor allem aber das öffentliche Räsonnieren politischer und akademischer Repräsentanten über Folter, Standgericht und Sippenhaftung gegen inhaftierte RAF-Mitglieder und deren Angehörige – all das bewirkte, daß die Reste der nicht-reformistischen Linken sich am Morgen des 18. Oktober einem Staatsapparat konfrontiert sahen, der wahrgemacht zu haben schien, was sie heimlich oder offen ihm immer mal wieder zugetraut, was er selbst aber auch häufig genug angedroht hatte:

»Unser aller Bewährungsprobe steht noch aus: den Bürgerkrieg ernst nehmen, das heißt Ernst machen gegen die Krieger. In diesem Kampf darf es keine mildernden Umstände geben. Nur dieses: Das Grundgesetz in der linken, die Waffen in der rechten Hand« (»Bild«, 8.9.77). »Überall dort, wo man zur Folter gegriffen hat, ist der Terrorismus verschwunden« (René Alleman in Werner Höfers »Frühschoppen«). »Man sollte einmal die, die für die Freiheit des Volkes angeblich kämpften, dem Volk überlassen, dann brauchen die Polizei und die Justiz sich nicht mehr darum zu kümmern« (F.J. Strauß). »Wir sind selbst tief erregt, es braucht sich deshalb niemand zu sorgen, daß wir in unseren Überlegungen vernachlässigen könnten, was außerhalb unserer Beratungen gedacht und empfunden wird. Buchstäblich niemand braucht sich darum zu sorgen« (Helmut Schmidt).

Die Niederlage der bundesdeutschen Linken im Herbst 77 war total. Was sie seither zustande gebracht hat, ist von dieser Erfahrung gezeichnet. Sowohl die quantitativen Erfolge als auch die politischen Programmatiken der Friedensbewegung und der Grünen, die beide erst im Schatten von Stammheim aufblühten, reflektieren ihre Wirkung: Gewaltfreiheitsbeteuerungen und demonstrative Wehrlosigkeit reagieren auf den massiven öffentlichen Durchbruch von Folter- und Vernichtungsphantasien, Widerstandssimulation und Symbolik antworten auf die Kriminalisierung effektiver Widerstandshandlungen, die Aussöhnung mit dem strafenden Staat tritt an die Stelle seiner Bekämpfung, die Betonung nationaler Anliegen hebt die Isolation des Nestbeschmutzers wieder auf, Gemeinschaftsrhetorik ersetzt die politische Analyse. Vor allem aber: Schwamm über Stammheim, Schwamm über die RAF, Schwamm über die eigene politische Biographie.

In den Jubiläumstexten zum 10. Jahrestag der 'Nacht von Stammheim' kann man nachlesen, wie die zu Realpolitikern bekehrten Revoluzzer sich ihrer Vergangenheit entledigen: indem sie einer Maxime folgen, die ihr Prototyp ihnen vorgegeben hat: »Jede Generation, ja jede Epoche, bereitet ihre eigene Vergangenheit so wieder auf, daß sie erlebte Geschichte in den jeweilig gültigen Zukunftsvisionen einzuordnen sucht« (Cohn-Bendit). Der Satz hat in der Bundesrepublik einen spezifischen Kontext: Nichts anderes versuchen nämlich die revisionistischen Historiker mit ihrer Neuschreibung der Geschichte des Nationalsozialismus. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß in den folgenden Zitaten dieser Bezug zu Tage tritt – auch wenn es vordergründig bloß um Retuschen geht, die der konsumfreudige Citoyen des Jahres 2000 an der Geschichte seiner Jugendsünden vornimmt. –

»Nach der Exekution der RAF blieb der Linken gar keine andere Chance als die ihrer (partiellen) Parlamentarisierung« (daß die RAF eine Chance gewesen sei, wird Seitz wohl kaum behaupten wollen – was aber bedeutet dann dieser Satz?). –

»Den Herbst 1977 zu erinnern ist lähmend, allein schon deshalb, weil auf 'Deutschland im Herbst' . . . kein Winter folgte ... Zwar gab es Repression, Sympathisantenhatz, Kontaktsperregesetz, zwar fühlte sich die Linke subjektiv stumm gemacht, aber sehr bald danach entstanden die Grünen« (Max Thomas Mehr). Welch ein aber! –

Klaus Hartung, der eh überzeugt ist, »daß diejenigen, die vehement die fehlende Auseinandersetzung mit der RAF einklagen, eine fatale linke Tradition weiterführen«, faßt diese linke Tradition in einem »Dieser Staat ist nicht unser Staat, ist der Staat der Mitläufer und Mitmacher im Schatten des Dritten Reiches« zusammen und schlußfolgert: »Diese innerstaatliche Feinderklärung (!), diese Trennung in wir und die anderen, ist sicherlich nicht nur allein die Erbschaft der staatlichen Unterdrückung in den sechziger Jahren, ist gewiß auch Produkt der deutschen Geschichte . . . Ich meine, es sei allmählich an der Zeit, sie von links her zu überwinden.« –

Ulrich K. Preuß, ehemaliger Verteidiger Ulrike Meinhofs und heutiger Professor für Öffentliches Recht, hat dazu einen konkreten Vorschlag gemacht. Cohn-Bendit referiert ihn: »Wir, die Minderheit, die Linke, die Alternativen, die Dissidenten, wir sollten uns zuständig erklären für die demokratische Verfaßtheit der Gesellschaft, in der wir leben ... Die Instandsetzung der (im Herbst 77, WS) aus den Fugen geratenen Demokratie stand an. Seitdem wünschen sich viele von uns, es könnte endlich eine Zeit des menschlichen und zivilisierten Umgangs mit Freund und Feind anbrechen.« –

Dazu soll schließlich auch die mal mehr, mal weniger intelligent begründete Forderung nach einer Amnestie der politischen Gefangenen beitragen. Dieser Appell leidet jedoch nicht nur darunter, daß seine Unterstützer sich entweder Illusionen über

ihren Adressaten machen oder gleich Einzelfallprüfungen vorsehen, also »Begnadigung« meinen, wenn sie »Amnestie« sagen – er soll vor allem dazu beitragen, das im Herbst 77 lädierte Ansehen der Bundesrepublik zu reparieren: Das Ergebnis einer Amnestie, »eines bewußten Akts des Vergessens«, sollte, so schreiben der Sekretär des Komitees für Grundrechte und Demokratie, Klaus Vack, und der Professor für Politikwissenschaft, Wolf-Dieter Narr, in den »Blättern für deutsche und internationale Politik« 11/88, »die endliche Befreiung der Bundesrepublik zu einem weit offenen Feld friedlichen und durchaus harten Konfliktaustrags mit einer Fülle gewaltfreier Formen« sein.

Zur Unterstützung einer Amnestie, die weniger die Gefangenen aus den Knästen holen als vielmehr die bundesrepublikanische Geschichte entsorgen will, kann dann auch schon mal ein Vergleich riskiert werden, der die deutsche Vergangenheit noch ein gutes Stück weiter mitaufwäscht: »Die Täter (gemeint ist die RAF, WS) handelten aus Überzeugung, sie glaubten aus Gründen des Allgemeinwohls zu diesen Taten berechtigt zu sein. Das verband sie mit Adolf Hitler, der für den Putschversuch in München von seinen 5 Jahren Festungshaft gerade mal 9 Monate in Landsberg verbüßen mußte« (Johannes Eisenberg in: Einschüsse, Rotbuch, 1987). –

Cohn-Bendit jedenfalls hat sich den Wunsch nach »menschlichem und zivilisiertem Umgang mit Freund und Feind« längst erfüllt – in einem Gespräch mit ausgerechnet Jochen Vogel beispielsweise, in dem die beiden sich gegenseitig moralische Integrität und die Berufsauffassung einer Krankenschwester bescheinigen (Cohn-Bendit: »Ihr wollt Menschen schützen. Wir auch.« Vogel: »Daß wir beide einmal so ein Gespräch führen würden, hätte ich mir vor zehn Jahren nicht vorstellen können.«), in dem darüber hinaus Cohn-Bendit in einem Widerruf der Geschichte der 68er Revolte, dessen erster Satz nicht zufällig nach Weizsäcker klingt, die Voraussetzungen offenlegt, unter denen es ihm möglich geworden ist, das »Einverstanden« seines Gegenübers mit einem »D'accord« zu bekräftigen: »Unsere Generation trägt Schuld. Die antiautoritäre Bewegung ... besaß einen sehr undifferenzierten Begriff von Widerstand und Widerstandsrecht. Sie hat versucht, sämtliches mögliche politische Handeln mit den Mißständen in aller Welt zu legitimieren. Der Vietnamkrieg, die Diktaturen in Persien und Griechenland oder auch die Notstandsgesetze mußten herhalten, um ein genuines Widerstandsrecht gegen den westdeutschen Staat zu formulieren. Das war ein Ambiente, in dem sich alles entwickeln konnte«, sogar »radikale Gruppen, die die antiimperialistische Widerstandsphraseologie für bare Münze nahmen und diese ... in konkreten bewaffneten Widerstand umgesetzt haben.«

Eine Frage allerdings, die der »Bewältigung« seiner Vergangenheit mehr noch dient als diese höhnische Denunziation derjenigen, die seine Parolen einst ernst nahmen, hat Cohn-Bendit dem Bundesjustizminister a.D. vorenthalten. Er hat sie der Leserschaft seines »Pflasterstrand« gestellt – in einer Formulierung, die beweist, daß in diesem aus Phrasen gebildeten Ambiente sich tatsächlich alles entwickeln kann: »Selbstmord oder Mord? Ich weiß es nicht. Ich bin aber innerlich überzeugt, vielleicht, weil ich wirklich glauben möchte, wir würden in einer Demokratie leben, daß die Genossen Hand an sich legten.«

II

Obwohl die bislang bekannt gewordenen Fakten weder Mord noch Selbstmord ausschließen können, haben in den vergangenen 11 Jahren weder die Gruppen im Untergrund, noch die Antiimperialisten, noch die gemäßigte Linke, noch die staatstragenden Kräfte ein nennenswertes Interesse an den näheren Umständen gezeigt, unter denen Baader, Ensslin und Raspe starben, Möller schwer verletzt wurde – offensichtlich fürchten sie gemeinsam, eine genauere Recherche könnte das Gegenteil von dem feststellen, was sie jeweils als Wahrheit verkünden, zum einen, weil diese nur so, als Glaubenssatz, ihren Politiken nützt, zum anderen, weil es Gründe gibt, dem jeweils Freigesprochenen die Tat doch zuzutrauen.

Für RAF und Antiimps steht außer Frage, daß die Gefangenen ermordet wurden – alles andere würde für sie bedeuten, daß ihre Vorstellungen von Militanz und Kampf auf falschen Voraussetzungen fußen; die gemäßigte Linke gibt sich vom Selbstmord überzeugt, weil sie ihr Arrangement mit dem Staat nicht durch die Entdeckung gefährden will, sie habe sich mit einer Killertruppe eingelassen; die staatstragenden Kräfte mögen so genau schon gar nicht hinsehen – haben sie nicht alle den Inhaftierten den Tod gewünscht und gleich serienweise Hinrichtungsvorschläge entwickelt, wissen sie nicht selbst, daß in Stammheim nicht alles »rechtsstaatlich« zuging? Vor allem aber: Bietet dieser Zustand, in dem die zur Staatsdoktrin erhobene Selbstmord-These dennoch genügend Raum für entgegengesetzte Spekulationen läßt, nicht eine weitere günstige Gelegenheit, Loyalität zu zeigen und gleichzeitig Staatsfeinde auszusieben? Wer »Mord« sagt, landet (zunächst mal) im Computer.

In dieser Situation, in der außer einer Handvoll Angehöriger niemand mehr wissen will, was denn in Stammheim tatsächlich geschah, veröffentlicht der Neue Malik Verlag, der bereits mit der Publikation der Prozeßanalyse Pieter Bakker Schuts (Stammheim, 1986) und der Briefe der RAF-Gefangenen (das info, 1987) wichtige Beiträge zur Geschichte des politischen Widerstands in der BRD geliefert hat, Karl-Heinz Weidenhammers Resümee seiner jahrelangen kriminalistischen und juristischen Arbeiten: »Selbstmord oder Mord? Todesermittlungsverfahren Baader, Ensslin, Raspe«.

Weidenhammer, der im Stammheimer Prozeß als einer der letzten vier Vertrauensanwälte der Angeklagten Jan-Carl Raspe verteidigt hatte, war nach dem Tod seines Mandanten Rechtsbeistand der Mütter Raspes und Baaders, der Schwester Ensslins. Er hat nie einen Hehl aus seinen Zweifeln an der vor jeder Untersuchung der Leichen und des Tatorts verkündeten staatlichen Selbstmordversion gemacht und nun, nach Jahren vergeblicher Anstrengung, eine Wiederaufnahme des im April 78 eingestellten Todesermittlungsverfahrens zu erreichen, das Material vorgelegt, das ihn schließlich sogar veranlaßte, an den UN-Menschenrechtsausschuß zu appellieren, dieser »möge kraft seines Ansehens und seiner Autorität eine internationale Untersuchungskommission beauftragen, den Tod der politischen Gefangenen aus der RAF Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan-Carl Raspe und die Körperverletzungen der Überlebenden Irmgard Möller – die sich noch immer in Isolationshaft befindet – zu untersuchen, um das Ausmaß der durch die Bundesregierung Deutschland bewirkten Menschenrechtsverletzungen festzustellen«.

Es ist dabei ein auf den ersten Blick so verdienstvoller wie auf den zweiten Blick problematischer Bericht herausgekommen. Verdienstvoll, weil hier erstmals umfassend die Umstände der Tode in Stammheim beschrieben und dokumentiert werden: Das Buch beinhaltet eine 300seitige Analyse der Vorgänge im Hochsicherheitstrakt zwischen dem 5. September und 18. Oktober 77 und deren kriminalpolizeilicher/gerichtsmedizinischer Bearbeitung sowie einen knapp 200seitigen Dokumentenanhang, der unterschiedlich gewichtige Materialien präsentiert – vom Zellenbelegungsplan, über chemisch-toxikologische Gutachten, Spurenauswertungsberichte und Vernehmungsprotokolle der Anstaltsbediensteten, bis zu den negativen Bescheiden der Staatsanwaltschaft Stuttgart vom Januar dieses Jahres.

Verdienstvoll aber auch, weil Weidenhammer nicht nur klar machen kann, daß die Ermittlungen tatsächlich von vornherein einzig mit dem Ziel geführt worden sind, eine »Perfidie« nachzuweisen, die die Gefangenen getrieben habe, die »eigene Tötung zur Hinrichtung« zu machen (Innenminister Maihofer, FDP), sondern weil darüber hinaus sichtbar wird, wie gerade unter der Order dieser eingeschränkten Perspektive geschlampt und willkürlich konstruiert worden ist und wie die dem gewünschten Ergebnis möglicherweise entgegenstehenden Fakten manipuliert, vertuscht oder erst gar nicht zur Kenntnis genommen worden sind. Sowohl das Ausmaß der amtlichen Pfuscherei, Ignoranz und gezielten Desinformation frappiert, als auch die Kaltschnäuzigkeit und Konsequenz, mit der Staatsanwaltschaft und parlamentarische Institutionen bis heute sich weigern, jene strittigen Fragen zu klären, bei denen das noch möglich wäre – mittlerweile wird ja nicht einmal mehr anständig dementiert, wenn etwa, wie im Herbst letzten Jahres geschehen, der »Spiegel« auf Indizien aufmerksam macht, nach denen die Zellen der Gefangenen auch während der Kontaktsperrezeit zwischen dem 6. September und ihrem Tod zumindest akustisch überwacht worden sind, der BND also, sollte es überhaupt eine Suizidabsprache gegeben haben, davon gewußt haben muß.

Problematisch aber ist Weidenhammers Untersuchung nun nicht etwa deshalb, weil auch sie selbstverständlich außerstande ist, die im Titel gestellte Frage schlüssig zu beantworten – auch Weidenhammer war schließlich nicht in der Lage, durch eigene Ermittlungen bislang unbekannte Sachverhalte aufzudecken, auch er blieb darauf angewiesen, Widersprüche und Lücken der offiziellen Ermittlungsergebnisse zu benennen und auf deren Klärung zu beharren. Nicht die Hilflosigkeit gegenüber einer Bürokratie, die mauert, weil sie in der Tat einiges zu verbergen hat, kann Weidenhammer vorgeworfen werden – wohl aber, daß er zwecks Plausibilisierung der Mord-These die Spekulation so ins Kraut schießen läßt, daß darunter Seriosität und Genauigkeit seiner Kritik am Vorgehen von Bundeskriminalamt, Staatsanwaltschaft und parlamentarischer Untersuchungskommission, am Zusammenspiel von Politik, Polizei und Justiz leiden. Auf einige Schwächen des Buches möchte ich hinweisen:

1. Wer die Presseberichte zum »Fall Stammheim« verfolgt hat und nun von der ersten Gesamtdarstellung neue brisante Informationen erwartet, wird nach der Lektüre enttäuscht sein: Abgesehen von einigen eher peripheren Ergänzungen referiert Weidenhammer den Kenntnisstand von 1980. Im wesentlichen sind die offenen Fragen des Ermittlungsverfahrens bereits Ende 77 und Anfang 78 im »Arbeiterkampf«, in KONKRET 12/77, dann ausführlich in den »Zeit«-Ausgaben 2-5/78 und 31/79, im »Spiegel« vom 10.3.80 sowie im »Stern« vom 30.10.80 benannt worden – im »Stern« hieß es bereits damals: »Drei Jahre danach steht fest: Der Tod der Terroristen muß neu untersucht werden.... Die bisherige Darstellung vom Ablauf der blutigen Nacht in Stammheim ist nicht haltbar.«

Darauf insistiert Weidenhammer zurecht. Unklar bleibt jedoch, nach welchen Kriterien er die Ungereimtheiten der offiziellen Version gewichtet und ob er womöglich taktisch mit ihnen umgeht: Noch im September 86 betonte er beispielsweise in einem Gespräch mit der »Hamburger Rundschau« die Bedeutung der »Frage, ob die bei Baader gefundene Waffe wirklich die Tatwaffe war« – in seinem Buch kommt diese Frage nicht einmal mehr vor, sie würde in das Mord-Szenario, das er jetzt präferiert, auch gar nicht passen.

2. Womöglich gravierender noch als diese Willkür im Umgang mit den Widersprüchen der staatlichen Ermittlungen ist die Tatsache, daß Weidenhammer auch von solchen sein Theoriegebäude unterminierenden Feststellungen keine Notiz nimmt, die nicht etwa vom Staatsschutz präsentiert, sondern von Genossen vorgebracht worden sind. So hat etwa Karl Heinz Roth von »einer internen Untersuchungskommission« berichtet, deren Mitglied er war. Diese Gruppe habe Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre die Vorgänge in und um Stammheim untersucht und sei dabei, so Roth in seinem Gespräch mit

Hans-Joachim Lenger (in diesem Heft S. 16), unter anderem darauf gestoßen, »daß der BND das Kommunikationssystem zwischen den Zellen, das von Raspe organisiert worden war, abgehört hat«.

Obwohl die Gruppe auch dieses Indiz als Hinweis auf »eine mögliche hochprofessionelle staatliche Mordaktion« gewertet habe, »erlahmte nach diesen und anderen Ergebnissen das Interesse der RAF-Umgebung an einer weiteren Aufklärung« (Roth, 1987). Die plötzliche Blockade der Arbeit hat Roth skeptisch gemacht: »Das Verhalten der Gruppen im Untergrund spricht meines Erachtens für die Selbstmordvariante.«

Weidenhammer, der von diesen internen Auseinandersetzungen wissen muß, erwähnt sie nicht. Er begnügt sich wie eh und je damit, zu bestreiten, daß die Gefangenen in der Lage gewesen seien, »heimlich eine gut funktionierende Gegensprechanlage zwischen ihren Zellen aufzubauen« – weder Raspe noch eine/r der anderen habe die dazu nötigen handwerklichen Fertigkeiten besessen. Weidenhammers Schlußfolgerung erklärt seine Rigorosität in dieser Frage: »Die behauptete Selbsttötungsverabredung ist dadurch widerlegt.«

3. Offensichtlich hat Weidenhammer keinen Beitrag zur Anstiftung einer innerlinken Diskussion der Ereignisse in und um Stammheim geschrieben. Sein Text wirkt über weite Strecken, als sei er direkt an die Instanz gerichtet, die über die Wiederaufnahme des Todesermittlungsverfahrens zu befinden hat. Er plädiert. Daß dabei Unsicherheiten der eigenen Position nicht ausgesprochen und Ungereimtheiten der eigenen Darstellung möglichst kaschiert werden, mag verständlich sein. Warum aber versteift Weidenhammer sich auf Behauptungen, deren Verteidigung nicht nur unnötig, sondern, wie schon ein Blick auf das von ihm aufbereitete Material zeigt, unsinnig ist? Dafür zwei Beispiele:

Mit Hilfe des Zellenbelegungsplans glaubt Weidenhammer ausschließen zu können, daß die Gefangenen sich selbst in den Besitz der Waffen gebracht haben. Im Fall Raspes, der erst am 4. Oktober in die Zelle 716 verlegt worden war, in der er am 18. Oktober tödlich verletzt aufgefunden wurde, sieht seine Beweisführung so aus: »Als er am 4. Oktober verlegt wurde, konnte er nicht wissen, daß er in die Zelle 716 verlegt wird, wo später in der Fensterwand das Waffenversteck gefunden wird. Das Waffenversteck kann in seiner Zelle nur derjenige angelegt haben, der wußte, woher auch immer, daß Raspe während der Kontaktsperre in diese Zelle verlegt werden würde« (die Anstaltsleitung also oder der Geheimdienst).

Wieso eigentlich? Aus dem von Weidenhammer dokumentierten Zellenbelegungsplan ergibt sich, daß Zelle 716 vom 19. Februar bis 25. Juni 77 durch Irmgard Möller belegt war. Warum sollte sie – oder Brigitte Mohnhaupt, die in der gleichen Zelle vom 17. Juni 76 bis 27. Januar 77 eingesperrt war – dort nicht ein Waffenversteck angelegt haben, dessen sich Raspe dann später bedient hat, zumal auch sie nicht wissen konnte, daß sie am 25. Juni in die Zelle 722 gebracht werden würde? Die Annahme – die zu widerlegen Weidenhammer erheblichen Aufwand treibt – , daß Raspe selbst die Waffe in die Zelle 716 geschmuggelt habe, ist also zur Verteidigung der These, er habe sich selbst getötet, gar nicht nötig.

Auch der ominöse »Sand an Baaders Schuhen«, dessen Herkunft tatsächlich nicht befriedigend geklärt worden ist, verführt Weidenhammer zu merkwürdigen Kapriolen. Daß Baader in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober nach Mogadischu geflogen worden ist, um den Entführern der »Landshut« das für den Gefangenenaustausch verabredete Zeichen zu geben, hält er für durchaus denkbar, bevorzugt dann aber doch eine womöglich noch skurrilere Version dieses Vorgangs: Davon unterrichtet, »daß die Entführer sowohl Baader als auch die anderen Häftlinge nicht persönlich kennen.... kann der Krisenstab gefahrlos Doubles in Mogadischu einsetzen und Andreas Baader in der Zelle belassen«. Womit die Herkunft des Sandes zwar weiterhin ungeklärt bleibt, dafür aber die Frage auftaucht, wozu denn der Krisenstab einen solchen Aufwand hätte treiben sollen.

4. Wie viele andere vor ihm bestreitet Weidenhammer die Selbstmord-Version, indem er den Gefangenen jede diesbezügliche Motivation abspricht. Nicht einmal die Verfügung über Waffen habe in ihrem Interesse gelegen: »Der Besitz einer Waffe in der in sich abgeschlossenen Sicherheitsabteilung 111 hat nur dann einen Sinn, wenn mit der Waffe und dem Sprengstoff ein gewaltsamer Ausbruch geplant war« – was Weidenhammer ausschließt. Daß er damit die Behauptung, die Gefangenen seien seit Jahren Haftbedingungen unterworfen, die einzig mit dem Begriff »Folter« angemessen beschrieben werden könnten, widerruft, scheint ihm ebenso entgangen zu sein, wie die Brutalität einer weiteren Formulierung, mit der er die Gefangenen entwaffnet: »Dieses Ziel (den Suizid, WS) konnten sie einfacher (!) erreichen, wenn sie Hunger- und Durststreik bedingungslos bis zu ihrem Tod weitergeführt hätten.«

Zur Begründung seiner These, daß zwar der Krisenstab, keinesfalls aber die Häftlinge ein Motiv gehabt hätte(n), ihr Leben zu beenden, zitiert Weidenhammer einen Text, den Detlef zum Winkel in KONKRET 10/87 veröffentlichte: »Warum sollten sich die Gefangenen politischen Nutzen für die RAF davon versprechen, ihren Selbstmord wie einen Mord erscheinen zu lassen, wenn die Staatsschutz-Strategen einen politischen Nutzen für sich darin sahen, sie umzubringen, wenn es nur zu bewerkstelligen wäre?« Oliver Tolmein hat sich (in der »taz« vom 17.10.87) ähnlich geäußert: »Hatte kurz zuvor noch der Krisenstab die Ermordung als mögliche politische Maßnahme diskutiert, sollte es jetzt plötzlich das Interesse der politischen Gefangenen selbst sein, als ermordet zu gelten? Was hätte das Signal einer solchen Inszenierung sein sollen? Was zeigt deutlicher die Ausgeliefertheit und Hilflosigkeit des inhaftierten Revolutionärs als der von

Staatsschutzschergen durchgeführte Mord? Daran wäre nichts Mobilisierendes gewesen – es hätte höchst abschreckend gewirkt.«

Abgesehen davon, daß hier ungewollt den Befürwortern der Todesstrafe argumentativ unter die Arme gegriffen wird, abgesehen auch davon, daß lediglich bei Baader von einem als Mord inszenierten Selbstmord gesprochen werden kann – ist der Schluß wirklich so sicher? Immerhin hat Karl Heinz Roth erklärt: »Wäre der Mord nachweisbar gewesen, dann wäre ich beispielsweise sofort wieder in den Untergrund gegangen.« Auch die RAF selbst hat in ihrem Papier »Guerilla, Widerstand und antiimperialistische Front« vom Mai 82 auf die mobilisierende Wirkung der Überzeugung, die Gefangenen seien ermordet worden, hingewiesen: »die ironie ist, daß sie genau dadurch eine situation geschaffen haben, in der wir unter veränderten und so besseren bedingungen weiterkämpfen konnten.«

5. Wo Weidenhammer den Boden der ermittelten Fakten verläßt und die politischen Konstellationen zu reflektieren beginnt, die den Ablauf der Stammheimer Geschehnisse bestimmt haben sollen, wird seine Darstellung vollends beliebig. Mal suggeriert er, der damalige baden-württembergische Justizminister Bender sei im September 77 »als Verfassungsorgan der BRD« unter dem Druck zweier Nato-Manöver gezwungen gewesen, »insgeheim Überwachungs- und Kontrollbefugnisse hinsichtlich der Vollzugsanstalt Stammheim an die US-Streitkräfte zu übergeben«, ja »die Nato-Chefs mit dem Präsidenten der USA an der Spitze« hätten sich »nach Beginn der Kontakt- und Nachrichtensperre« direkt »in die Leitung und Verwaltung der Vollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim ein(geschaltet)«, mal bezichtigt er »Bundeskanzler H. Schmidt, der inzwischen in Staatsnotwehr de facto die Leitung der Sicherheitsabteilung 111 übernommen hatte«. Offenbar mag Weidenhammer den bundesdeutschen Geheimdiensten die unterstellten Morde nicht zutrauen, ohne daß er sich jedoch dazu entschließen könnte, die Aktion konsequent einem ausländischen Apparat zur Last zu legen.

6. Erst im »Wie es gewesen sein könnte«-Szenario, mit dem Weidenhammer seinen Bericht beschließt, waren's dann endgültig andere: »Stunden vor dem Tod der Häftlinge gelangt das Exekutionskommando des israelischen Geheimdienstes Mossad in den 7. Stock.«

Das ist eine echte Überraschung: Auf 300 Seiten hat Weidenhammer Hinweise zusammengetragen, nach denen mal die US-Streitkräfte, mal amerikanische Geheimdienstler, mal der BND, mal der Krisenstab, mal alle vier in das angenommene Mordkomplott verwickelt waren – und nun, wo's ernst wird, muß doch der Mossad ran? Nicht, daß ich ihm etwa die Durchführung einer derartigen Aktion nicht zutraute – wie alle gut gerüsteten Geheimdienste verfügt auch der Mossad zweifellos über exzellente Killerkommandos, und der Standard seiner technischen Ausrüstung wird sicherlich nicht umsonst international so hoch gelobt – dennoch frage ich mich, warum Weidenhammer, ohne dafür auch nur ein einziges Indiz geliefert zu haben, ausgerechnet israelische Agenten in den Hochsicherheitstrakt eindringen und Baader, Ensslin, Raspe ermorden läßt.

Seine Feststellung, daß zwei Jahre später Mossad-Angehörige mit Hilfe bundesdeutscher Dienststellen in bayerische Gefängnisse geschleust worden seien, um als Dolmetscher getarnt an der Befragung einsitzender Palästinenser mitzuwirken, hat ersichtlich mit den Stammheimer Ereignissen nichts zu tun – wenn alle Geheimdienste, die je zu bundesdeutschen Knästen Zugang hatten, im Oktober 77 die RAF-Kader hätten eliminieren wollen, hätte's in Stammheim einen Massenauflauf gegeben – , verweist dafür aber auf die Geschichte der Weidenhammerschen Version des Tathergangs. Tatsächlich nämlich hatte im Herbst 79 der »Spiegel« die bayerische LKA/Mossad-Operation aufgedeckt – mit der verblüffenden Wirkung, daß plötzlich auch diejenigen eine Mordaktion in Stammheim für möglich hielten, die davon bislang nichts hatten wissen wollen. Das »Neue Deutschland« zog Parallelen zu den »mysteriösen Umständen des Todes von Stammheimer Gefängnisinsassen«, dem »Spiegel« fiel auf einmal nicht bloß ein, daß es doch anders gewesen sein könnte, als er bislang verlautbart hatte, er bestückte seine Phantasie-Todesschwadron auch gleich mit einem Israeli, und ausgerechnet Max Thomas Mehr, der dem Thema in der »taz« eine ganze Artikelserie widmete, sah sich zu der nunmehr fast schon rhetorischen Frage veranlaßt: »Wer ging in Stammheim ein und aus?«

Es ist offensichtlich: Erst als es möglich schien, die Tat dem israelischen Geheimdienst, den Juden also, die schon immer unser Unglück gewesen sind, in die Schuhe zu schieben, haben einige damit begonnen, die Mord-These ernsthaft zu erwägen. Seitdem gehört die Behauptung, israelische Agenten hätten die Gefangenen aus der RAF umgebracht, zum Fundus jener linken Gewißheiten, nach deren Begründung längst nicht mehr gefragt wird. Sie markiert eine verbreitete Neigung, überall dort, wo deutschen Linken Unheil droht oder Schlimmes widerfahren ist, Juden am Werke zu sehen, und ist entsprechend verallgemeinert worden: von jener Antiimperialistin beispielsweise, die während einer politischen Veranstaltung in Münster, die Räumung der Hamburger Hafenstraße befürchtend, ausrief: »Der Senat hat israelische Spezialisten einfliegen lassen, um die Räumung zu planen – ihr wißt, was das heißt« (»taz«, 26.11.87).

Daß Ressentiment, antisemitisches zumal, ein schlechter Ratgeber für eine Arbeit ist, die darauf achten muß, präzise zu sein, läßt sich im übrigen Weidenhammers Text entnehmen. Wo er, auf der Suche nach 'Zeugen', etwa das Mord-Szenario des »Spiegel« anführt – »Der Spiegel schreibt in einer fiktiven Geschichte über einen Mossad-Einsatz ...« – , irrt er gleich zweifach: Der »Spiegel« hat keineswegs einen Mossad-, sondern einen BND-Einsatz geschildert, an dem ein Mossad-Agent teilnimmt: »Lautlos huschten Eitan, ein Israeli, und Casey und Theo, beide vom Bundesnachrichtendienst, über das

Nottreppenhaus.« Auch Weidenhammers Quellenangabe ist falsch: Die Geschichte findet sich nicht im »Spiegel« 11/88 – sie ist genau 8 Jahre älter.

7. Letzteres nun mag einer der Druck- und Satzfehler vermasselt haben, von denen der Text, der überhaupt den Eindruck macht, als wäre er überaus hastig zusammengefügt und durch die Rotationsmaschinen gejagt worden, nur so wimmelt. Es ist mir ein Rätsel, warum der Verlag dieses bereits schlecht geschriebene Buch auch noch derart nachlässig ediert hat. Sollte es unbedingt noch im 10. Jahr nach Einstellung des Todesermittlungsverfahrens erscheinen? Aber wozu? Auch im 11. Jahr wird noch Zeit sein, die Öffentlichkeit mit einem Thema zu behelligen, an dem sie längst kein Interesse mehr hat.

Karl-Heinz Weidenhammer: Selbstmord oder Mord? Todesermittlungsverfahren Baader, Ensslin, Raspe. Neuer Malik V«lag, Kiel 1988, 504 S., 39.80 Mark

Konkret 01/89, S. 16

Karl Heinz Roth; Hans-Joachim Lenger

Mythos Mord, Mythos Selbstmord

Ein Gespräch zwischen Karl Heinz Roth, Historiker und Arzt, und Hans-Joachim Lenger, Professor on der Hochschule für bildende Künste Hamburg und Redakteur der Zeitschrift »Spuren«, über Stammheim, Tabuisierungsstrategien, Untergrund und bewaffneten Kampf

Hans-Joachim Lenger: Wir befinden uns in dieser Frage in einer unerträglichen Situation: Die RAF ist tabu, Stammheim ist tabu, die Umstände, unter denen die Gefangenen vor elf Jahren gestorben sind, sind tabu; und seitdem es diese Tode in Stammheim gegeben hat, darf in der Bundesrepublik nicht mehr über Gewalt in der Politik gesprochen werden. Insofern wirkt dieses Ereignis nach und ist ein aktuelles Ereignis.

Wie kommt man jetzt eigentlich aus einer Dualität heraus, die ich folgendermaßen beschreiben will: Auf der einen Seite eine Haltung, die man als Caritas bezeichnen könnte, eine *menschliche* Unterstützung der Gefangenen aus der RAF und anderer bewaffneter Gruppen; auf der anderen Seite aber eine völlig blockierte politische Diskussion über die RAF. Blockiert, weil sie den Tabuisierungsstrategien staatlicher Apparate wie auch den Tabuisierungsstrategien der noch bestehenden Gruppierungen im Umfeld der RAF bzw. der RAF selbst unterliegt. Auch sie weigern sich meiner Meinung nach, die Tatsachen offenzulegen und aus ihnen bestimmte Lehren zu ziehen.

Karl Heinz Roth: Die Dualität besteht in der Tat in zwei Richtungen; sie geht sozusagen in beide Lager. Das Lager der herrschenden Klasse bzw. des formierten Regimes hat eine ganz klare Version der Ereignisse. Sie hat auch eine ganz klare eigene Geschichte, die inzwischen ein Stück weit aufgedeckt worden ist. Es ist bekannt, daß wir in der Zeit von Stammheim in der Bundesrepublik eine Diktatur gehabt haben, die innerhalb weniger Wochen das gesamte formale parlamentarische System liquidiert hat. Und es ist spannend, darüber nachzudenken, was von diesen innerhalb weniger Wochen etablierten Strukturen einer klassischen Diktatur eigentlich noch vorhanden ist.

Ich war selber nach 1977 eine zeitlang in einer internen Untersuchungskommission und habe viele Untersuchungen mitgemacht, die der Aufklärung dessen dienen sollten, was dort geschehen ist. Ich muß sagen, daß meine Erfahrungen sehr paradox sind. Wir haben auf der einen Seite viele Spuren gefunden, die für eine hochorganisierte, hochqualifizierte staatliche Mordaktion sprechen. Zum Beispiel haben wir damals herausbekommen – das steht inzwischen auch im »Spiegel« – , daß der BND das Kommunikationssystem zwischen den Zellen, das von Raspe organisiert worden war, abgehört hat. Dieser Punkt sprach dafür, daß wahrscheinlich auch das berühmte Stichwort – um das es ja bei allen Versuchen im Fall »Mogadischu« ging, einen fingierten Freiflug zu organisieren – unter den Gefangenen ausgetauscht und über den BND dem kleinen Krisenstab genau bekannt war. Es gab noch andere Hinweise. So haben wir – noch bevor das aufflog und es dazu einige Prozesse gab – festgestellt, daß die Waffen, die in den Zellen waren, mit dem Wissen staatlicher Einrichtungen – welcher Institution, wissen wir nicht – hineingekommen waren. Und zwar war derjenige, der den Transport der Waffen organisiert hat, früher umgedreht als das dann später publik wurde. In einem Anwaltsbüro saß jemand, der viel früher für beide Seiten agiert, also als Agent der Gegenseite mitagiert hat, als das jemals zugegeben worden ist. Unsere Indizien, daß eine hochprofessionelle Staatsaktion stattgefunden haben könnte – im kleinen Krisenstab diskutierte man stündliche Hinrichtungen oder aber Todesstrafe am Ende der ganzen Geschichte – , sprachen sehr stark für eine mögliche hochprofessionelle staatliche Mordaktion.

Das Paradox jedoch, das dann zum Ende dieser Untersuchungsarbeit geführt hat, besteht darin, daß in dem Augenblick, als wir an diesen Punkten waren, die Kommunikation darüber blockiert worden ist, und zwar von den bewaffneten Gruppen. Das Verhalten der Gruppen im Untergrund spricht meines Erachtens für die Selbstmordvariante. Ich möchte das nicht genauer ausführen, weil das zu diesem Zeitpunkt noch nicht geht. Ich möchte aber sagen, daß wir damals in einer Situation gewesen sind, in der wir völlig verrückte Dinge getan haben, um zu einer Aufklärung zu kommen, und daß uns viele Leute geholfen haben, deren Namen wir nie werden nennen können. Und es ist gut, wenn das in einem Interview wenigstens mal andeutungsweise erscheint, um denen zugleich zu danken.

Nun bin ich gewiß nicht so naiv zu glauben, daß im revolutionären, untergründigen Kampf alles kommuniziert werden kann. Es gibt Geheimnisse. Gleichzeitig muß aber auch ganz klar gesagt werden, daß es auch ein Problem der Öffentlichkeit für revolutionäre Untergrundgruppen gibt. Es ist bisher ein Privileg einiger weniger, zu wissen, was geschehen ist. Die gibt es, und zwar auf beiden Seiten.

Lenger: Beide Seiten haben meines Erachtens die Ereignisse in komplementäre Mythen eingesponnen. Der Mythos des Mords verhält sich komplementär zum Mythos des Selbstmords; und das blockiert die gesamte politische Diskussion, unterwirft sie einem ganzen System von Tabus.

Roth: Die historische Wahrheit ist noch nicht rekonstruiert worden. Ich stehe öffentlich zu der Kritik, daß der Anteil der bewaffneten Gruppen, vor allem der RAF, an diesem Faktum. eindeutig feststeht und daß es ihr auch öffentlich vorzuhalten ist. Denn warum soll ein kollektiver Selbstmord, so wie er damals in der Konstellation möglicherweise stattgefunden hat,

eine Schande sein? Warum soll es eine Niederlage sein, wenn Revolutionäre in einer ausweglosen Situation Selbstmord verüben, in der sie wirklich nichts mehr bestimmen können? – und es ist wirklich ein Gerücht, daß irgendein Zusammenhang zwischen der Entführung von Mogadischu und der Gruppe in Stammheim bestanden hätte. Ein Selbstmord könnte genausogut Ausdruck einer ungeheuren Stärke sein, einer moralischen Integrität, die am Ende auch die Konsequenzen aus der ganzen Situation zieht. Genau an diesem Punkt, meine ich, schadet es der revolutionären Bewegung, wenn ein erster Eindruck, eine massive Schutzreaktion der Linken, dazu führt, daß in der Tat alle Linken an den Mord in Stammheim glauben. Meiner Meinung nach ist der revolutionäre Kampf auch ein Problem der Wahrheit, und zwar der Wahrheit gegenüber denen, die ihn unterstützen sollen.

Lenger: Gerade weil ich deinem letzten Gedanken, also der Überlegung ausdrücklich zustimme, daß auch ein Selbstmord nicht Zeichen einer Niederlage sein muß, sondern möglicherweise eine Souveränität markiert, an der die Souveränität der Apparate zerfällt, ist die Frage für mich eine sekundäre Frage: Mord oder Selbstmord? Mord hieße gewiß, daß das Regime sich zu diesem Zeitpunkt entschlossen hätte, seine Feinde, die es auf radikale und fundamentalistische Weise herausgefordert haben, umbringen zu lassen. Das würde die Strukturen staatlicher Macht in deutlicher Weise decouvrieren. Aber der Selbstmord auch. Für meine Begriffe, und ich kann das hier nur andeuten, markiert ein Selbstmord der Gefangenen nicht so sehr das politische Scheitern der RAF als vielmehr und zunächst das Scheitern einer ganzen Tradition von Politik und politischem Denken, die noch mit ethischen Begriffen verbunden sind. Ein Selbstmord würde meines Erachtens in exemplarischer Weise die Erfahrung akzentuieren, daß die bestehenden politischen Strukturen übergegangen sind in polizeiliche oder gar militärische Strukturen – ein ungeheures Ereignis, aus dem wir die Konsequenzen noch nicht einmal zu ziehen begonnen hätten. Deshalb ist die Frage »Mord oder Selbstmord?« für mich eher zweitrangig.

Roth: Nein, ich bin nicht deiner Auffassung. Wenn sich nachweisen ließe, daß der kleine Krisenstab im Kontext seiner Aktivitäten, deren Details wahrscheinlich erst in 20 oder 30 Jahren bekannt werden, im Zentrum der Macht den Mord organisiert hat, dann muß man die Mörder heute noch bestrafen. Dann ist in der Tat eine ganz andere Situation geschaffen, als wenn ein Kollektiv beschließt, Schluß zu machen.

Für mich wäre ein organisierter Mord aus dem politischen Macht- und Entscheidungszentrum heraus, das sogar die Kabinettstrukturen liquidiert, ein ungeheures Faktum, das zu ganz anderen politischen Konsequenzen auffordert. Wäre der Mord nachweisbar gewesen, dann wäre ich beispielsweise sofort wieder in den Untergrund gegangen. Und zwar nicht aus politischer Intimität mit der RAF heraus, sondern weil eine neue Vernichtungssituation sozusagen im Kern der Machtapparate organisiert worden wäre, die alles, was wir seit Ende der 60er Jahre an Revolte gegen dieses Regime in Gang gebracht haben, zunichte gemacht hätte. Von daher ist diese Frage für sehr viele existentiell gewesen.

Die Aufklärung wird durch Historiker in 20 bis 30 Jahren erfolgen oder durch einen Beteiligten, der irgendwann das Schweigen bricht. Das glaube ich schon. Nur können wir die Ereignisse nicht aufklären, und wir leben deshalb bis dahin in einem Mythos. Wir leben in dem Mythos des kollektiven Selbstmords oder aber des hochorganisierten Mords, der durch das Zentrum der Macht organisiert worden ist. Mit Mythen aber kann man keine revolutionäre Politik machen.

Lenger: Du hast 1980 einen Aufsatz über die RAF geschrieben, der jetzt in einem Sammelband mit Dokumenten zur Geschichte der RAF erneut abgedruckt worden ist. In ihm hast du die Energien, die politische Struktur, die politische Stoßrichtung der RAF zu beschreiben versucht, wobei ich meine, daß dieser Versuch wohl nicht allein auf die RAF zu beziehen ist. Hier sprichst du von vier Merkmalen: von einem Endzeitbewußtsein, das in der RAF geherrscht habe, von der moralischen Integrität ihrer Mitglieder, von der existentiellen Entscheidung »Sieg oder Tod«, die sie getroffen hätten, und ihrer spezifischen Konstruktion von Theorie und Praxis. Zunächst: Was ist unter diesem Endzeitbewußtsein zu verstehen? Ist das nicht ein christliches Bewußtsein, und ist der Begriff von Politik, der sich auf ihn gründet, nicht sehr traditionell?

Roth: Nun, es gibt ein chiliastisches Christentum, das ich durchaus zu den revolutionären Strömungen der europäischen Sozialgeschichte rechnen würde.

Dieses Endzeitbewußtsein hat sich – um es sozialhistorisch auszudeuten – schon mehrfach als äußerst produktiv erwiesen. Als Historiker glaube ich immer mehr, daß das kollektive Bewußtsein, mit dem Rücken an der Wand zu stehen und dann nur noch *eine* Möglichkeit zu haben, sich in irgend einer Art und Weise zu wehren, sozusagen seine Haut zu retten auf kollektive Weise, ein ganz wesentlicher Faktor für revolutionäre Prozesse ist. Von daher meine ich, daß das Endzeitbewußtsein unserer Generation; deren eine Fraktion dann Anfang der 70er Jahre in den Untergrund gegangen ist, in diesem Kontext nicht so absurd und nicht so abgehoben oder auch nur als »christlich« zu deuten ist, wie das vielleicht im ersten Moment aussieht.

Zweitens: Heute ist mir noch viel klarer als damals, als ich diesen Artikel geschrieben habe, daß die doch wichtigste Erfahrung derjenigen Genossinnen und Genossen, die sich für den Untergrund entschieden haben, die Erfahrung mit der Auschwitz-Generation war. Nachdem wir von 1968 bis 1970 durch die neue sozialliberale Regierung perfekt ausgepunktet worden waren, die der Sozialrevolte mit einer unglaublichen Professionalität das Wasser abgegraben hat, entstand in der Tat ein Endzeitbewußtsein – die Einsicht, daß ein wirklicher Bruch mit der systematischen Heuchelei und Lüge über die

Konstitution unserer Nachkriegsgeschichte nicht vollzogen werden würde. Ich selber habe zu den Leuten gehört, die damals existentiell betroffen waren, die also nicht mehr in der Lage waren, sich in irgendeiner Weise in dieses Regime einzupassen. Von daher gab es dieses existentielle Problem, und das ist begründet gewesen. Ganz abgesehen davon, daß damals ein kollektiver Konsens in der Massenbewegung bestand, daß, wenn es anders nicht gehen sollte, man eben auch zur Waffe greifen müsse.

Lenger: Meine Frage nach den christlichen Ursprüngen eines Endzeitbewußtseins, das in den bewaffneten Kampf mündet, hatte nichts vordergründig Denunziatorisches an sich. Sie ist natürlich eine Provokation; wobei ich aber betonen will, daß alle traditionellen Politikvorstellungen, auch der Marxismus, ohne den christlichen Hintergrund überhaupt nicht zu denken wäre. Aber darauf will ich gerade hinaus: Ist das nicht noch ein sehr traditioneller, ein metaphysischer Begriff von Politik?

Roth: Die marxistische Theorie, wie wir sie damals rezipiert haben oder wie sie dann im Zeichen des Rückschlags, der kommenden Niederlage rezipiert wurde durch die verschiedenen Neugründungen von kommunistischen Parteiansätzen, hatte etwas sehr Erstarrtes, etwas sehr Doktrinäres an sich. Es wurde von Bewegungsgesetzen der Geschichte gesprochen, es wurde von den Bewegungsgesetzen des Proletariats gesprochen usw. Und in ganz krassem Gegensatz zu diesen stark intellektuell bestimmten Ersatzreligionen – um ganz bewußt auf das Problem des Christentums auch von dieser Seite einzugehen – , entstand das Bewußtsein, daß es keine Bewegungsgesetze der Geschichte, sondern eine Geschichtlichkeit gibt, die von einem kollektiven Subjekt, nämlich dem kollektiven Subjekt unserer Elterngeneration zu verantworten gewesen ist; daß das, was an Widerstand gegen diese formierte Nazi-Diktatur existiert hat, vernichtet worden war.

Unser Problem war nun, daß wir in der Zeit des Aufbruchs keine wirklichen Lehrer und keine historischen Vorbilder gehabt haben. Ich erinnere mich an mich selbst: Ich bin zwischen 1967 und 1968 innerhalb eines halben Jahres durch alle existierenden politischen Gruppierungen gegangen und habe innerhalb kürzester Zeit immer wieder konstatiert, daß die soziale Realität und die Geschichte etwas anderes sind als das, was dort verhandelt wurde. Es ist vielen Leuten anders gegangen. Die antiautoritäre Fraktion der damaligen Sozialrevolte hat dann mit sehr viel Mühe ihre Identität gestiftet mit irgendwelchen entlegenen Texten, die Horkheimer in seiner psychischen Not angesichts des Selbstmords von Walter Benjamin verfaßt hatte. Es wurde sozusagen mit einem instinktiven Zugriff auf die kurze radikale Zeit oder eine kurzzeitige Variante der emigrierten Frankfurter Schule so etwas wie eine Theorie gezimmert, die irgendeine Art von Kontinuität im Sinne von Emanzipation stiften sollte. Auch diesen Ansatz fand ich nicht produktiv. Es ist zwar real der produktivste, der dann am meisten ausgelöst hat; aber das ist eine andere Frage. Ich glaube also, daß das Endzeitbewußtsein auch in diesem Sinne echt war und daß die relative Normalität, die wir seither haben, auch wenn sie sich in der jüngsten Zeit immer mehr wieder einengt, das Produkt dieses Bewußtseins ist. Denn die relative Normalität in diesem Land lebt immer noch davon, daß es Kollektive gibt, die einfach sagen: Nein, das machen wir nicht, das ist nicht unsere Realität, so wollen wir nicht existieren, bestimmte Unterwerfungsprozeduren werden bei uns nicht stattfinden. Das ist das, was vom Endzeitbewußtsein her dann auch zu Hoffnung legitimiert. Und das ist ein existentielles Phänomen.

Lenger: Du hast von der fehlenden theoretischen Kontinuität gesprochen. Meine These ist: Es gibt erst recht die völlig zerstörte praktische Kontinuität. Was wir in den siebziger Jahren und seither verstärkt erleben, ist doch ein Zerfall der Fiktion, es gäbe weltweit so etwas wie einen in sich mehr oder weniger kohärenten Befreiungsprozeß von Völkern und Nationen, die – wie heterogen auch immer – insgesamt als eine Art materialistisches Weltsubjekt zu interpretieren wären. Vor diesem Hintergrund wird doch die Situation der Guerilla eigentlich noch verzweifelter, wird also, was du »Endzeitbewußtsein« nennst, noch einmal verstärkt in einer Situation des Rückzugs oder des Scheiterns dieser Bewegungen. Die Fiktion der großen Erzählungen verfällt: Die Entwicklung in Vietnam schlägt ins Gegenteil um; in China geht eine revolutionäre Bewegung zurück und offenbart im nachhinein ihre terroristischen Seiten im schlimmen Sinne; von der Sowjetunion und ihrer Entwicklung zu schweigen; die Beispiele ließen sich fortsetzen. Das heißt also, die Situation des Partisanen, der immer auf einen interessierten Dritten – wie das bei Carl Schmitt heißt – bezogen sein muß, wird unhaltbar...

Roth: Ja, aber doch nur relativ. Ich bin weder an diesem speziellen Punkt noch allgemein irgendwie beeindruckt von einer Argumentation, die von der konservativen oder reaktionären Staatsphilosophie über die Rolle des Partisanen entwickelt worden ist. Ich glaube – aber das wäre eine eigene Diskussion wert – , daß bewaffnete Befreiungsbewegungen beispielsweise im Zweiten Weltkrieg, also antinazistische Befreiungsbewegungen in Europa sehr viel stärker aus einer genuinen Situation des Aufbegehrens entstanden sind, als wir das heute wahrhaben wollen.

Lenger: Gerade dieses Beispiel irregulären Kampfes bezieht sich auf eine Regularität, die in der antinazistischen Allianz der Alliierten gegeben war.

Roth: Die Entstehung beispielsweise des antinazistischen Widerstands in Italien ist ganz banal das Produkt eines Exodus von einigen Zigtausend jungen Frauen und Männern im Alter zwischen 18 und 22 Jahren, die in die Berge gegangen sind und damit die politischen Strukturen – also auch die untergründigen Strukturen beispielsweise der KPI – in einen Zugzwang gesetzt haben. Es gibt so etwas wie eine kollektiv aufbegehrende revolutionäre Subjektivität, die aus ihren

eigenen sozialen Lernprozessen kommt. Da gab es berechtigte Hoffnungen, und ich möchte das auch heute nicht so pauschal als verloren abschreiben.

Auf der anderen Seite hast du völlig recht. Wir haben damals an einen internationalen antiimperialistischen Befreiungsprozeß geglaubt, und wir haben das in der Auseinandersetzung mit den politischen Avantgarden nicht zu analysieren vermocht. Wir haben nicht verstanden, inwieweit sie beispielsweise in der Auseinandersetzung mit den unterdrückten Klassen, die sie repräsentieren, oder ihren auch sozialökonomischen Strukturen Modelle entwickelt haben, die der sozialen Revolution völlig inadäquat waren. Diese Frage haben wir damals nicht gestellt, und die wäre in der Tat präzis zu stellen gewesen. Auch da das Phänomen der Geschichtslosigkeit, das uns dann natürlich auf einem ganz anderen Niveau erreicht hat, weil diese Organisationen zumindest insofern identitätsstiftend waren, als sie wirklich breite Massenprozesse mitbestimmen und auch dann ein Stück weit für ihre Perspektiven einsetzen konnten. Dazu waren wir nicht in der Lage.

Es gab Alternativen; diese Alternativen sind jedoch heute vergessen, und man muß sie archivieren, damit sie nicht ganz aus der Geschichte verschwinden. Es gab Alternativen, die den Konstitutionsprozeß des Proletariats beispielsweise in den Metropolen der 70er Jahre sehr genau angegangen sind und auch neue Ansatzpunkte – jenseits des traditionellen Marxismus/Leninismus, jenseits der alten Kontroversen zwischen Anarchosyndikalismus, Trotzkismus und Marxismus/Leninismus – thematisieren wollten. Sie haben sich jedoch an keinem Punkt durchgesetzt. Insofern haben wir eine Niederlage erlebt, die sehr weitreichend ist. Das merken wir einfach daran, daß wir uns jetzt bemühen müssen, die Spuren solcher Ansätze kenntlich zu halten, in denen zum Beispiel doch sehr klar erkannt wurde, daß sozialer Fortschritt als eine spezifisch zu dimensionierende soziale Emanzipation von sozialen Individuen verstanden werden muß, die mit technologischen Fortschritten, mit Fortschritten in Wirtschaft oder Wissenschaft überhaupt nichts zu tun hat. Alle diese Erfahrungen sind heute verschüttet.

Lenger: Das läßt mich unmittelbar anschließen an den zweiten Punkt deines Aufsatzes, die Frage der moralischen Integrität, der ethischen Radikalität. Ich denke, daß sich das Problem aller revolutionären Bewegungen so beschreiben läßt: Wie kann ich ethische Kategorien geschichtsmächtig werden lassen? Wie kann ich das Postulat, daß Menschen nicht hungern, nicht frieren, nicht obdachlos, nicht Prozessen psychischer Verelendung ausgesetzt sein sollen, nicht als Mittel zum Zweck behandelt werden, in geschichtliche Praxis überführen?

Wenn es nun richtig ist, daß sich die Idee des geschichtlichen Gesamtsubjekts – letztlich eine hegelianische Idee, die bei Marx eingewandert ist – als Fiktion herausgestellt hat, ist die Situation derer, die in den 70er Jahren in den Untergrund gegangen sind, den bewaffneten Kampf aufgenommen haben, natürlich noch verzweifelter. Was sie letztlich einzusetzen hatten, war ihr eigener Tod, das heißt die äußere Herausforderung an ihre Existenz und die äußerste Herausforderung an den politischen Gegner. Der Prozeß, den du in deinem Text ja auch beschreibst, ist doch der eines Verschwindens des Horizontes eines revolutionären Gesamtsubjekts, was du dann festmachst an dem Unvermögen der RAF – das nicht das Unvermögen der RAF allein war, sondern das Unvermögen aller, die daran gearbeitet haben – , diesen ethischen Impuls überhaupt noch auf eine geschichtsmächtige Kraft zu beziehen.

Roth: Richtig.

Lenger: Kippt die Geschichtsphilosophie damit nicht notwendig um in einen spezifischen Existentialismus, nämlich in die Herausforderung des Todes?

Roth: Ich glaube, daß dieser existentielle Umschlag eine große Rolle gespielt hat. Ich würde dazu drei Komponenten benennen, die das legitimiert haben.

Die wichtigste Komponente ist das Bedürfnis nach einer absolut integrativen, kollektiven Beziehung gewesen. Das ist das, was in der Geschichte der bewaffneten Gruppen am wenigsten thematisiert wird. Ich war in diesen Entwicklungen nur Zaungast, allerdings ein sehr lebhafter Mitdiskutant, und was mich am meisten beeindruckt und fasziniert hat in diesen Prozessen, war der bedingungslose Anspruch an absolute Integrität in den persönlichen Beziehungen kleiner Kollektive. Es gab so etwas wie eine unausgesprochene moralische Focus-Theorie. Diese moralische Focus-Theorie bestand banal gesprochen darin, daß man sagte: Wir leben in einer völlig versteinerten Gesellschaft, in der alle Sozialbeziehungen zwischen Menschen nicht nur kommerzialisiert sind, sondern gleichzeitig durch die modernsten Formen des Marketing plus demokratischer »Formierungen« deformiert sind. Bis in die Unkenntlichkeit von menschlichen Beziehungen hinein wurde von diesen Gruppen ein Konstitutionsprozeß gesetzt, der sich von all dem abgrenzte.

Aber man muß auch festhalten, daß keine der bewaffneten Gruppen jemals jemanden, der gehen wollte, dafür bestraft hat. Was zum Teil sogar in Italien passiert ist, ist in keiner Gruppierung, auch in der RAF nicht, passiert. Mann und Frau konnten gehen. Es war unterschiedlich schwer, aber das, was dann zum Teil von einigen Aussteigern darüber gesagt wurde, ist nicht stichhaltig. Insofern muß dieser existentielle Schritt relativiert werden: Er war nicht dimensioniert auf die Hinrichtung derjenigen, die nun den Weg nicht mehr mitgehen wollen; das ist ziemlich wichtig festzuhalten. Die moralische Integrität wurde in diesen Gruppen thematisiert, und sie wurde zum Teil bis zur Selbstzerstörung thematisiert.

Es gab unglaublich selbstzerstörerische Auseinandersetzungen um das Problem des Verhaltens von einzelnen Mitgliedern in bestimmten Mikrosituationen .

Die zweite Seite: Die Suche nach dem kollektiven Subjekt, in dem sich dann eine revolutionäre Perspektive auflösen sollte, war aufgrund der untergründigen Konstitution viel ernsthafter und wurde auch viel kompromißloser ausgetragen und thematisiert als in anderen politischen Zusammenhängen. Nur da, meine ich, hat die RAF dann einen verständlichen, aber strategischen Fehler gemacht; sie hat den Export der Klassenkämpfe aus der Metropole in die drei Kontinente beantworten wollen mit dem Reimport des revolutionären Klassenkampfes der drei Kontinente in die Metropole. Das ist auf den ersten Blick ein ungeheuer faszinierendes, auf den zweiten Blick aber ein absurdes Konzept. Denn wenn man sich beispielsweise die institutionalisierte Arbeit in unserem Land genau ansieht, dann stellt sich dort das Problem der Auschwitz-Generation ganz genau so wie bei den Wirtschaftsbossen oder sonst bei den politischen Eliten. Insofern kann eine revolutionäre Untergrundbewegung, die sich auf eine Klassensituation hier bezieht, nicht mit dem Problem der drei Kontinente agieren. Sie muß die Geschichtlichkeit einer institutionalisierten Arbeiterklasse in der BRD mit all den Momenten verbinden, die sie in den 60er und 70er Jahren aufbrechen ließen – beispielsweise der Arbeitsemigration, dem großen Menschenhandel der Wirtschaft in Europa in den 60er Jahren. Das waren die entscheidenden Kontroversen. Wenn wir heute noch bewaffnete Gruppen haben und die Geschichte des untergründigen revolutionären Kampfs noch nicht zu Ende ist, dann hat das damit zu tun, daß es Strömungen gibt, die gelernt haben und sich heute die Frage stellen, wie in den aktuellen Wirtschaftsumwälzungen eine neue Klassenkonstitution des Proletariats stattfindet und wie der revolutionäre Intellektuelle aus dem Untergrund an den Knotenpunkten dieser neuen Klassenkonstellation ansetzen kann, um einen emanzipatorischen Prozeß von unten in Gang zu bringen.

Lenger: Ich frage noch einmal nach Stammheim. Du hast von der Diktatur gesprochen, die 1977 geherrscht habe und die latent weiterhin besteht. Daraus leiten sich die Fragen ab: Wie kann man das rekonstruieren, und wie kann man es heute praktisch beantworten? Ich erinnere nur an diese einerseits sehr wichtige, andererseits aber auch sehr lächerliche Diskussion, die das Interview mit Günther Anders ausgelöst hat. Wichtig, weil an bestimmte Dinge erinnert wurde; lächerlich aber, weil Selbstverständlichkeiten in einem Ton vorgetragen wurden, so als handle es sich um etwas fundamental Neues. Wie sind solche Konstellationen vor dem unermeßlichen Hintergrund an Nicht-Aufgearbeitetem, Nicht-Geklärtem, Nicht-Beantwortetem zu interpretieren? Und zwar in einer Situation, in der es den staatlichen Apparaten, den ideologischen, den kulturellen, den polizeilichen Apparaten gelungen ist, die Frage der Gewalt, die von den bewaffneten Gruppen mit äußerster Radikalität aufgeworfen worden ist, zu tabuisieren?

Roth: Gudrun Ensslin soll damals in Stammheim gesagt haben, es sei alles verloren, denn es sei die Auschwitz-Generation, die auch den Tod von Schleyer zynisch einkalkuliere. Daran will ich anknüpfen. Nach 1945 ging eben die NS-Bewegung in ein pluralistisches Parteienspektrum über, und die Rekonsolidierung der ganzen westzonalen Pseudo-Demokratie war tatsächlich nur so etwas wie das Übergießen von Sauce über den Braten. Und von daher stellt sich sehr wohl das Problem, daß wir mit einer Kontinuität zu leben haben, die in bestimmten Konstellationen immer wieder und innerhalb kürzester Zeit bis hin zu staatsterroristischen Vernichtungsaktionen oder zumindest Vernichtungsplanungen gehen. Von dieser Einschätzung her allein ergibt sich für mich die Legitimität von untergründigen Organisationen.

Meine Kritik an der ganzen neuen Gewalt-Debatte ist die, daß sie nicht von diesen konkreten Ansatzpunkten des Widerstands ausgeht, die existieren. Es ist wahr, daß in der linken Intelligenz mit großer Mühe und großer Anstrengung das Problem der revolutionären Gewalt eliminiert worden ist. Es ist sicher auch richtig, sich damit auseinanderzusetzen und auf dieser Ebene die Debatte zu führen. Falsch aber ist zu glauben, daß irgendwelche Grundfragen der revolutionären Gewalt in dieser substantiellen, abstrakten Form diskutiert werden müßten. Denn, mit Verlaub gesagt, es gibt riesige Erfolge von subversiven Kampfformen, die sich kollektiviert haben. Es gibt im Sozialprozeß der BRD, im Prozeß der Marginalisierung von Segmenten des Proletariats, im Prozeß der völligen Zersplitterung der neuen Arbeiterklasse über die Arbeitsmärkte, über die neuen Technologien, über neue regionale Herrschaftsstrukturen, gewaltförmigen Widerstand. Und wenn Intellektuelle darüber sprechen, dann sollten sie sich auf das beziehen, was dort existiert. Ich glaube, daß die Fragestellung viel präziser zu fassen wäre, und ich bedaure sehr, daß in der Kontroverse mit Anders alles als ein intellektuelles oder moralisches Problem per se abgehandelt worden ist, was es nicht ist.

Es gibt *dann* allerdings gewaltige moralische Probleme bei der Organisation von untergründigen Kampfformen, es gibt gewaltige Probleme in der Auseinandersetzung mit der Frage, unter welchen Konstellationen beispielsweise der Angriff auf Leib und Leben – der immer das glatte Gegenteil von sozialrevolutionärer Emanzipation ist – legitimiert ist. Und auch da würde ich mich mit den bisherigen Diskussionsformen der untergründigen Ansätze sehr kritisch auseinandersetzen wollen; insofern ergibt sich auch ein Bogen zu unserer Anfangsdiskussion. Ich glaube, daß einer der gravierendsten Fehler des revolutionären Untergrunds in der BRD seine Unfähigkeit war, sich von vorneherein von allen Formen der Geiselnahme zu distanzieren. Ich glaube, daß es im revolutionären Prozeß Kampfformen gibt, die den revolutionären Prozeß und die revolutionäre Organisation selbst zerstören. Und dazu gehören beispielsweise die Landshut-Geschichte, Flugzeugentführungen überhaupt, Geiselnahmen oder Angriffe auf irgendwelche Depots, bei denen wirklich Menschenleben Unbeteiligter gefährdet werden. Das sind Themen, die sehr wohl, soweit ich das überblicke, sehr intensiv

in den bewaffneten Gruppen und natürlich auch sehr kontrovers diskutiert worden sind. Aber über die Geschichte der gemachten Fehler ist genauso das Tabu verhängt wie über die Frage des Stammheim-Mythos. Und da schließt sich in der Tat der Kreis.

Das Gespräch erschien erstmals in: »Spuren«, Nr. 22, Februar 1988. Es wurde für den Nachdruck von Karl Heinz Roth geringfügig überarbeitet.

Konkret 01/89, S. 21

Oliver Tolmein

Bescheiden, Bescheiden

Anfrage der Grünen Fraktion an die Bundesregierung zum Thema »Terrorismus«: Weil jene nichts wissen wollten, brauchten diese nicht zu antworten

Grüne fragen – die Bundesregierung antwortet. Was sonst als dutzendfach geübte Routinehandlung nur eine handvoll gutbezahlter Ministerialbeamter über den Tag bringt, hat jetzt auch die Medien-Öffentlichkeit für ein paar Minuten aufhorchen lassen. »Offene Fragen und politische Lehren aus dem 'Deutschen Herbst'« waren das Thema, das vor einem Jahr pünktlich zum erinnerungsseligen Jubiläum, die Abgeordneten »Frau Dr. Vollmer, Frau Nickels und die Fraktion DIE GRÜNEN« den Regierenden aufgegeben hatten.

Im Zusammenhang gelesen geben die 55 Fragen über den »Abbau demokratischer Errungenschaften« und die 76 Fragen zu »verpaßten Chancen und heutigen Möglichkeiten einer friedlichen Lösung und Deeskalation« aber erst einmal ausführlich Antwort darauf, wie die Grünen Politik gestalten und den Rechtsstaat stärken wollen. Vor allem bedarf es dafür, wie die Einleitung zur Großen Anfrage feststellt, eines »größeren Reservoirs an Konfliktlösungsmöglichkeiten«: »In dem vorliegenden Fall ist also zu überprüfen, ob die Bundesregierung jede, aber auch jede Chance genutzt hat, um zu einer Deeskalation und einer friedlichen Lösung des Konfliktes zwischen der 'Roten Armee Fraktion' und dem Staat und der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland zu kommen«.

Die Frage hätte sich erübrigt, hätten die Grünen wenigstens versucht zu reflektieren, welcher Art der »Konflikt« zwischen unter anderem der RAF und dem Staat BRD ist, welche Interessen das Handeln darin bestimmen – das allerdings ist bekanntlich kein grünes Anliegen. Die UmweltfreundInnen wollen schließlich keine Umwälzungen der gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern Eintracht und Frieden, Ruhe und Ordnung – und das zu gewährleisten haben sich die bisherigen Anti-Terrorismus-Strategen aus den etablierten Parteien, ihrer Meinung nach, als unfähig erwiesen: »In der Vergangenheit hat man sich in der Bekämpfung des Terrorismus allein auf das Instrumentarium staatlicher Sanktionen verlassen. Diese haben zwar zu großen Fahndungserfolgen geführt, haben aber weitere Morde und die Fortexistenz der 'Roten Armee Fraktion' nicht verhindert«. Diesen Vorwurf, die »Fortexistenz der RAF« durch uneffektives Handeln selbst zu verschulden, pariert die Bundesregierung in ihrer 45 Seiten langen Antwort engagiert: »Die – unzutreffende – Darstellung der zurückliegenden terroristischen Entwicklung und der Reaktionen der Bundesregierung hierauf, gibt nicht nur die Bemühungen des Staates zur Eindämmung und Überwindung des Terrorismus falsch wieder, sondern ist darüber hinaus geeignet, Terroristen in ihrer kriminellen Handlungsbereitschaft zu bestärken.« Nicht wir, die Grünen sind schuld – die gemeinsame Streitkultur der Demokraten hat in diesem Frage-und-Antwort-Spiel zum Thema: »Wie bekämpfen wir den Terrorismus« ein beachtliches Niveau erreicht.

Die Aufklärung dessen, was in den Wochen nach der Entführung des Arbeitgeberpräsidenten Schleyer tatsächlich diskutiert, gedacht und getan worden ist, gerät angesichts des Streits um die effizientesten Befriedungskonzepte zur vernachlässigbaren Nebensache. Weder die Große Anfrage der Grünen noch die nach einem Jahr fertiggestellte Antwort der Bundesregierung tragen hier zur Wahrheitsfindung bei. In dem umfangreichen Katalog der Grünen wird zwar so wesentliches gefragt, wie: »Würde die Bundesregierung – ähnlich wie in Italien – ein Engagement der Kirchen in dieser Frage (Einwirken auf die RAF, den bewaffneten Kampf aufzugeben, O.T.) begrüßen?«; von den Krisenstabsprotokollen, die ja immerhin die unter anderem vom heute noch amtierenden Generalbundesanwalt Rebmann initiierten Diskussionen um die Ermordung einzelner RAF-Gefangener enthalten müssen, ist dagegen nicht einmal die Rede.

Die bis heute ungeklärten Todesfälle in Stammheim werden zwar thematisiert – während aber sonst in den einleitenden Stellungnahmen ausführlich Position bezogen und das Interesse an der Beantwortung der Fragen bekundet wird, wird in diesem Komplex weder die Selbstmordthese angezweifelt, noch wird nach der ganzen Wahrheit gefragt, sondern es wird lediglich höflich um »weitestgehende Transparenz« gebeten. Hartnäckig und an auch kleinen Details interessiert geben sich die FragestellerInnen dann erst wieder in den letzten beiden Frageblöcken, die anhand italienischer, uruguayischer und amerikanischer Beispiele nach Möglichkeiten suchen, »den Konflikt zu beenden«: Ihr Vorbild ist das italienische Modell eines Angebots an die 'dissociati', an »jene Mitglieder, die sich zwar vom Konzept des bewaffneten Kampfes distanzierten, aber gleichzeitig nicht ihre früheren Genossen verraten wollten«.

Die Grünen sind bescheiden, sie erinnern nicht an die selbst nach den Normen des Rechtsstaats BRD fragwürdigen Verfahren; der Paragraph 129a, der die Verurteilung ohne individuellen Tatnachweis zum Regelfall macht, ist ihnen kaum eine Randbemerkung wert, die Forderung der Gefangenen aus der RAF nach Zusammenlegung in selbstbestimmten Gruppen wird nicht einmal am Rande thematisiert. Das bietet der Bundesregierung die Möglichkeit, in ihren Antworten darauf hinzuweisen, daß sie in dieser Beziehung von den Grünen soweit nicht entfernt ist, und die Verhältnisse hierzulande keineswegs schlimmer sind als anderswo auch: »Ein Entgegenkommen des Staates für 'Aussteiger' setzt keineswegs voraus, daß diese ihre früheren Genossen verraten.«

Konkret 01/89, S. 23

Otto Köhler

Nicht geläufig, nicht bekannt

Der Vorschlag, die heruntergekommene Gedenkstätte des KZs Neuengamme zu einem Ort der Dokumentation und der Forschung auszubauen, den Jan Philipp Reemtsma, verbunden mit der Bitte, sich an der Finanzierung zu beteiligen, an diejenigen Behörden und Unternehmen gerichtet hat, die während des Nationalsozialismus Zwangsarbeiter aus Neuengamme beschäftigten, hat die zu erwartenden Reaktionen ausgelöst

31. August 1938. Bei einem Hamburger Notar schließt die SS einen ordnungsgemäßen Vertrag ab zwecks Erwerbs eines Grundstückes zur Errichtung eines Außenlagers des Konzentrationslagers Sachsenhausen. So entstand das bald selbständige Hamburger Konzentrationslager Neuengamme, in dem bis 1945 etwa 106.000 Menschen eingesperrt wurden. 55.000 von ihnen erlebten den Tag ihrer Befreiung nicht mehr. Sie wurden erschossen, gehenkt, vergast, totgeschlagen, für Pharma-Experimente benutzt und ermordet. Die meisten aber starben an Entkräftung und Unterernährung, an den Arbeitsbedingungen, unter denen sie für die norddeutsche Wirtschaft Sklavendienste leisten mußten – die vom Staat gestellten Zwangsarbeiter dienten dazu, die Eigenkräfte der privaten Wirtschaft im Norden zu stärken.

Fünfzig Jahre später. 31. August 1988. Die Wirtschaft blickt voll Optimismus in die Zukunft. Bundeskanzler Helmut Kohl ist nach Hamburg gekommen, um beim Hamburger Symposium der Wirtschaft »Zukunftsstandort Küste« lobend hervorzuheben, daß die Veranstalter »etwas sehr Konkretes unternehmen, um die Eigenkräfte der privaten Wirtschaft im Norden zu stärken«.

Wenige Steinwürfe davon entfernt veranstaltet zur selben Stunde Jan Philipp Reemtsma zusammen mit Ida Ehre und Ralph Giordano eine Pressekonferenz. Er ist der Sohn des Hamburger Nazi-Finanziers und Zigarettenfabrikanten Philipp Reemtsma und gibt die Millionen, die sein Vater mit Nikotin und Faschismus verdiente, für ungewöhnliche Zwecke aus. Er war der Mäzen Arno Schmidts, er finanziert und organisiert Institute, die sich mit der Geschichte des deutschen Faschismus beschäftigen, er hat eine Stiftung für verfolgte Schriftsteller gegründet, und er schlägt jetzt der Hamburger Wirtschaft und dem Hamburger Senat eine neue Einrichtung vor: Mit Spenden der privaten Wirtschaft soll die heruntergekommene Gedenkstätte Neuengamme zum Ort der Dokumentation und Forschung gemacht werden. Reemtsma wendet sich besonders an die Firmen und Behörden, die unter Hitler Zwangsarbeiter aus dem KZ Neuengamme nutzten.

Knapp vier Monate später, zum 50. Gründungstag des KZs Neuengamme am 12. Dezember 1938, zieht Reemtsma auf dem Internationalen Neuengamme Symposium Bilanz. Es gibt einige Zusagen, mehr Absagen, vor allem aber viel Schweigen. Die Draeger AG, die Hamburger Elektrizitätswerke und das Volkswagenwerk stellen Spenden in Aussicht. Blohm & Voß, die Deutsche Philipps, die Continental-Gummiwerke lehnen aus unterschiedlichen Gründen ab. Die Fried. Krupp GmbH teilt freundlich mit, daß sie Reemtsmas Konzept für die Zukunft der Gedenkstätte für »durchaus bedenkenswert« halte. Zu bedenken gibt sie aber auch, »daß die Firma Krupp bereits im Jahre 1959 als erstes deutsches Großunternehmen einen für die damalige Zeit sehr namhaften Betrag zur Hilfe für Opfer des Nationalsozialismus« – Nationalsozialismus steht hier ganz ehrlich für Krupp – zur Verfügung gestellt habe.

Es war in der Tat ein für die Verhältnisse deutscher Großunternehmer namhaft zu machender Betrag. Alfried Krupp – am 7. September 1943 schrieb er dem Oberkommando des Heeres mit besten Empfehlungen und Heil Hitler, daß zwischen seinem Technischen Büro »und Auschwitz die engste Zusammenarbeit« bestehe – war 1959 der »reichste Mann in Europa«, sein Vermögen wurde damals auf eine Milliarde Dollar geschätzt. Der US-Hochkommissar John McCloy hatte es Krupp zurückgeschenkt, nachdem es ihm wegen seiner Verbrechen vom Nürnberger Militärgerichtshof aberkannt worden war. Von seinem 1.000.000.000 Dollar-Vermögen spendierte Krupp damals 10.000.000 Dollar – ein Hundertstel also. Und auch das nur, weil seine US-Partner den Auschwitz-Profiteur Krupp dazu erpreßt hatten. Krupp wollte von ihnen sein – heute nicht mehr so geliebtes – Werk in Rheinhausen zurück, das ihm vom Gerichtshof aberkannt worden war.

Nur wer nachweisen konnte, daß er im Sinne der Nürnberger Gesetze Jude oder Halbjude war, bekam 1959 ein Almosen für jahrelange mörderische Zwangsarbeit für Krupp. Keiner mehr als 3.300 Mark. Abraham W., einer von den 15.000 Krupp-Sklaven im Werk Markstädt, dem ein Krupp-Kran im Januar 1945 das rechte Bein abgeschlagen hatte, mußte für eine Gegenleistung von nicht einmal 1000 Dollar eine Verzichtserklärung unterschreiben. Er konnte ja froh sein, daß er noch lebte. Ein Augenzeuge: »Die Juden bekamen die schwersten Schläge... Die Leute wurden zu Tode geschlagen oder lebendig in den Mörtel geworfen, der für neue Bauten benutzt wurde.«

Nichtjüdische Zwangsarbeiter kriegten bei der Almosenverteilung 1959 überhaupt nichts. Oder doch – einen Brief, der zum Antisemitismus animierte: »...müssen wir Ihnen mitteilen, daß in Anbetracht der erheblichen Belastungen betreffs der jüdischen KZ-Häftlinge wir uns bedauerlicherweise nicht in der Lage sehen, weitere Gelder zu erübrigen. Wir bitten um Verständnis.«

Darum bittet der Krupp-Konzern noch immer. »Nach unserem Verständnis« sei »die Errichtung und Erhaltung von Gedenkstätten der vorgeschlagenen Art«, heißt es im Absage-Brief an Reemtsma, eine »öffentliche Aufgabe und im Falle

der Realisierung als solche zu finanzieren.«

So ähnlich sieht es auch die Jastram-Werft, die direkt im KZ Neuengamme 150 Zwangsarbeiter in einer Rüstungswerkstätte für U-Boot-Teile beschäftigte. Jastram-Chef Jastram plädiert heute für strenge Arbeitsteilung, indem er feststellt, »daß es eine originäre Aufgabe der Kulturbehörde ist, als Repräsentant der Allgemeinheit für die Aufarbeitung unserer tragischen Vergangenheit Sorge zu tragen«. Die Jastram-Werft wiederum kümmert sich um ihre eigenen Sorgen. Sie befindet sich nämlich »durch die Krise dieser Branche in hartem Existenzkampf« – genau genommen im Kampf ums Dasein, so jedenfalls hieß das damals.

Mit Rücksicht darauf empfahl Reemtsma, wenigstens einen symbolischen Betrag zu zahlen. Geht nicht, sagt Jastram: »Wenn ich einen symbolischen Betrag zahlen würde, würde ich damit für mich symbolisch eine besondere Verpflichtung akzeptieren. Die will ich aber nicht für mich gelten lassen.« Wäre auch noch schöner. Er hat die Firma geerbt und nicht ihre Verpflichtungen. Dies hätte Reemtsma, der es umgekehrt macht, wissen müssen.

Reemtsma mußte sich auch vorwerfen lassen, daß er mit den hurtigen Bewegungen unseres Kapitals nicht Schritt hält. Die MAN machte ihn darauf aufmerksam, daß die Firma Büssing, die Zwangsarbeiter aus Neuengamme bezogen hatte, erst Anfang der siebziger Jahre in MAN-Eigentum übergegangen war. Und die heutige MAN sei auch nicht mehr die wahre, sondern eine »Umfirmierung« der Gutehoffnungshütte. Die aber – so ist das ! – hat selber Anspruch auf Wiedergutmachung, denn der frühere Vorstandsvorsitzende der Gutehoffnungshütte, Paul Reusch, sei als erklärter Gegner des Nazi-Regimes »von den NS-Machthabern aus politischen Gründen zum Rücktritt von seinem Amt gezwungen worden«.

Es war damals Krach unter Männer-Freunden. Reusch war ein Früh-Märzgefallener. Denn schon 1932, am 19. März, besuchte er Hitler in München und gab ihm das Geld, das heute MAN für das Gedenken an die Hitler&Reusch-Opfer nicht mehr zur Verfügung hat. Er wurde im Sommer 1932 Mitgründer der Arbeitsstelle Schacht, die der NSDAP ein konzernfreundliches Wirtschaftsprogramm verschaffen sollte. Und bald darauf unterzeichnete er einen Brief, in dem Reichspräsident Hindenburg aufgefordert wurde, Hitler zum Kanzler zu machen.

Die Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung (DEGESCH), die heute noch Zyklon B herstellt, die Dresdner Bank, die HDW, der Hochtief-Konzern, Junghans, Philipp Holzmann, Prien, Rheinmetall, Shell AG, die Walther-Werke, Wayss & Freytag, Bundeswehr und Bundesbahn – sie alle haben auf Reemtsmas Initiative nicht einmal geantwortet.

KONKRET befragte einige von ihnen. Klaus Germann vom Rheinmetall-Konzern, der in der NS-Zeit Tausende von Sklavenarbeitern nutzte: »Wir haben nicht darauf reagiert, weil es einfach unsinnig ist.« Gemeint ist Reemtsmas Hinweis auf die Nutzung von Zwangsarbeitern aus dem Neuengamme-Außenlager Mühlenberg. »Nein, ist uns nicht geläufig, nicht bekannt.« Im Bundesarchiv im Koblenz stehe darüber nichts, und eigene Unterlagen seien »im Krieg kaputt gegangen« – erledigt.

Aus grundsätzlichen Erwägungen verweigerte eine Antwort an Reemtsma auch die Philipp Holzmann AG, die ohne den Fundus an billiger Sklavenarbeit, der ihr in der NS-Zeit zur Verfügung stand, nicht der mächtige Baukonzern wäre, der sie heute ist. Wie treusorgende Hausväter gingen die Leute von Holzmann in den KZs ein und aus, musterten die neue Sklavenware auf dem Arbeitsmarkt und suchten sich das Beste aus. US-Rechtsanwalt Benjamin Ferencs: »Im Winter 1942 traf eine Ladung Sklaven für die deutsche Baufirma Philipp Holzmann in Reval ein. Einige Häftlinge waren erst 13 Jahre alt. Sie wurden alle in das städtische Gefängnis gestopft, zehn in eine Zelle, so daß jeweils vier auf dem kalten Steinfußboden schlafen mußten. Sie wurden gezwungen, schwere Zementsäcke und Baustoffladungen zu schleppen. Man drohte ihnen, sie nur am Leben zu lassen, wenn sie härter arbeiteten. Schläge der Holzmann-Meister und Hunger gehörten zur Routine. Ein Aufseher der Firma warnte die Frauen: 'Wenn eine von euch entkommt, werden 10 weitere Frauen auf der Stelle erschossen.'« (»Lohn des Grauens«. Frankfurt 1982).

Unter diesen Umständen ist die aufgeschlossene, ja geradezu tolerante Haltung, die der Konzern heute zeigt, bemerkenswert. Diplomkaufmann Claus Pfeiffer, der Pressesprecher der Philipp Holzmann AG legte sich im Gespräch mit KONKRET eindeutig fest: »Wenn der Staat Hamburg, auf dessen Gebiet Neuengamme liegt, meint, daß er dieses Vorhaben, das Herr Reemtsma als Privatperson mitinitiert hat mit anderen zusammen – wenn der Staat Hamburg meint, das unterstützen zu müssen, dann kann er es letztlich nur aus Steuermitteln tun, aus den Mitteln aller Bürger und damit letztlich auch unseren Mitteln, und dann sind wir bereit, das zu respektieren.«

Bei so viel Entgegenkommen hält Pfeiffer natürlich eine eigene Beteiligung der Holzmann AG »nicht für angemessen«, und »das hat dazu geführt, daß wir auf die unmittelbare Ansprache nicht eingegangen sind«. Ob er denn bestreite, daß Zwangsarbeiter beschäftigt wurden? Pfeiffer: »Wir können lediglich sagen, daß wir während der Kriegszeit Bauvorhaben ausgeführt haben. Und wer die damalige Zeit kennt, weiß, daß einem Arbeitskräfte zugewiesen wurden.«

Angefordert wurden die Arbeitskräfte nicht? Pfeiffer erklärt ausführlich daß ein von Reemtsma erwähntes Bauvorhaben, die Kurmärkische Zellwolle und Zellulose AG in Wittenberge, gebaut werden mußte: «Es handelte sich dabei um ein Unternehmen, welches im Rahmen des Reichswirtschaftsplanes zur autonomen und autarken Versorgung der deutschen

Bevölkerung mit Textilrohstoffen zu bauen war, nämlich Zellwolle aus deutschem Holz und insbesondere – deswegen war es im mecklenburgischen Bereich – aus Stroh. Dieses Unternehmen mußte gebaut werden – zur autarken Versorgung der deutschen Bevölkerung.«

KONKRET: »Das heißt, Sie wurden gezwungen, Zwangsarbeiter zu beschäftigen?«

Pfeiffer: »Wer sich ein wenig in der Geschichte auskennt, weiß, daß damals Bestandteil der deutschen Wirtschaftspolitik war, autark zu sein, und dazu gehörte insbesondere auch die Zellwolleherstellung.«

Der Zusammenhang bleibt unklar, doch der Holzmann-Sprecher erläutert gewissenhaft weiter: »Da ist diese Kurmärkische Zellulose und Zellwolle AG genannt, ein Unternehmen, wie gesagt, das eine Fabrik im Krieg, kurz vor dem Krieg, dann aufzubauen hatte im Rahmen der autarken Versorgung der deutschen Bevölkerung mit Spinnstoff, so hieß das. So! Und dann ist der Bauauftrag erteilt worden an eine Baugemeinschaft Holzmann und Bilfinger & Berger. Und die Baufirmen waren gehalten, einen solchen Auftrag dann auch durchzuführen, und dann müssen Sie,« – jetzt sind wir seine Komplizen – «wenn es keine Arbeitskräfte gibt, unter Umständen auch nach Arbeitskräften fragen und dann, wie gesagt, dann werden welche zugewiesen.«

KONKRET: »Also Sie würden nicht sagen, daß Sie gezwungen wurden, die Arbeitskräfte zu nehmen, sondern daß Sie vor der Notwendigkeit standen, oder wie darf man das jetzt interpretieren?«

Pfeiffer: »Wir hatten den Auftrag, die Fabrik zu bauen und Arbeitskräfte, männliche Arbeitskräfte, waren nicht zu kriegen. Wo die Männer waren, das wissen Sie selber. Sie waren bei der Wehrmacht.«

Der Holzmann-Konzern konnte also nicht anders. Aber hieß das am Ende, »daß Sie den Auftrag kostenlos durchführen mußten?«

Pfeiffer, obwohl 1945 erst zehn Jahre alt, erweist sich als Experte: »Sicher wurde man dafür bezahlt, es gab ja immerhin die Richtlinien für die LSP für Preisprüfung, Dinge, die es heute nicht gibt. Denn damals mußten Sie so kalkulieren, daß die gesamte Kalkulation der Preisprüfung, das heißt, dem vom Staat in Richtlinien – ich habe noch bei dem Professor nach dem Krieg mein Studium beendet,` Professor Guido Fischer*), lebt glaube ich längst nicht mehr – daß man mit seiner Kalkulation den Preisprüfungsrichtlinien entsprach. Das heißt, es war genau vorgegeben, wie Sie zu kalkulieren hatten. Sie konnten allenfalls besser oder schlechter sein, wenn Sie in der Lage waren, dieses oder jenes Bauverfahren anzuwenden, wenn Sie in der Lage waren, ein paar Quadratmeter Schalung zu sparen oder mehrfach zu verwenden, weil Sie es geschickt anfingen, daß Sie Ihre Schal-Tafeln beim Auseinandernehmen nicht zersägen mußten, sondern sie in der nächsten Etage wieder anbringen konnten.«

Von den Sparmöglichkeiten bei den Arbeitskräften spricht er nicht. Frage: »Ja, und wieviel Geld haben dann die Zwangsarbeiter bekommen?«

»Das kann ich nicht sagen, das weiß ich nicht, zumal die Unterlagen heute bei uns nicht mehr vorhanden sind.«

Und dann fällt ihm wieder ein, weshalb er angesprochen wurde, und er zeigt noch einmal, wieviel Nachsicht und Toleranz die Philipp Holzmann AG der ausgefallenen Idee entgegenbringt, das Andenken der längst verbrauchten Zwangsarbeiter zu ehren: »Aber grundsätzlich sind wir der Meinung, das ist eine allgemeine politische Aufgabe des Staates, in diesem Fall wohl des Landes Hamburg, möglicherweise auch des Bundes, sich zu solchen Initiativen zu stellen und zu entscheiden, ob er sie unterstützt oder nicht, und wenn er sie unterstützt, dann wären wir die allerletzten, die dann den Staat einer falschen Verwendung der Steuermittel zeihen würden. Es ist eine politische Aufgabe, und da haben die Politiker freie Hand, im Rahmen der ihnen durch Wahlen übertragenen Verantwortung zu entscheiden, wie sie das machen.«

Noch großzügiger zeigte sich die Batterienfirma Varta, bis 1962 Akkumulatorenfabrik AG (AFA). Sie hatte als Außenlager von Neuengamme ein eigenes KZ mit 1500 Zwangsarbeitern betrieben, das mit dem Firmengelände in Hannover-Stöcken durch eine Schleuse mit elektrischem Zaun verbunden war. Am 7. April 1945 wurde das Varta-KZ geräumt. Wer gehfähig war, mußte ins Todeslager Bergen-Belsen marschieren. Der Rest, 600 kranke Zwangsarbeiter, wurde einen Tag später abtransportiert, in eine große Scheune gesperrt und verbrannt.

Jetzt reicht die Varta die Hand zur Versöhnung. Die Batteriefirma an Reemtsma: »Ihr Konzept über die Zukunft der Gedenkstätte Neuengamme spricht uns an. Wir erlauben uns daher, Ihnen einen Scheck über 5.000 DM zur Förderung Ihres Vorhabens beizufügen, und überlassen es gern Ihnen, diese Spende in unserem Namen nach Ihrem Gutdünken zu verwenden.«

Für jeden der verbrannten Varta-Sklaven sind das genau 6.33 DM.

*) Veröffentlichungen laut Gelehrten-Kürschner 1941/42: »Wehrwirtschaft«, 1936; »Begriff und Wesen der Wehrwirtschaft«, 1937; »Die richtige Schau der Wehrwirtschaft«, 1938; »Der wehrwirtschaftliche Bedarf«, 1939. Laut

Kürschner 1961 keinerlei Veröffentlichungen in der Zeit von 1933-1945.

Kasten "Identitätssuche 1988" auf Seite 25

KONKRET versuchte mit der Firma DEGESCH zu sprechen, die für die Vergasung nicht mehr nutzbarer Arbeitskräfte das Rattengift Zyklon B lieferte:

Anschluß 069/420090: Firma DEGESCH, Pförtner, Guten Tag

KONKRET: Guten Tag, Ihre Pressestelle bitte Stimme: Dörnemann

KONKRET: Hier ist Köhler von KONKRET Wir machen eine Rundfrage bei Firmen, die Herr Reemtsma von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur angesprochen hat Er hat sich an alle Firmen gewandt, die Zwangsarbeiter aus dem KZ Neuengamme beschäftigten – in Ihrem Fall handelt es sich um die Lieferung von Zyklon B.

DÖRNEMANN: Also wir sind eine Fusion von zwei ganz anderen Firmen.

KONKRET: Ja, Sie sind doch die DEGESCH? !

DÖRNEMANN: Nein.

KONKRET: Als ich hier anrief bei Ihnen, da meldete man sich mit DEGESCH.

DÖRNEMANN: Nein, bestimmt nicht – höchstens mit Deutscher Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung.

KONKRET: Ja, das ist doch identisch.

DÖRNEMANN: Nein, das ist nicht identisch.

KONKRET: Gibt es die Firma nicht mehr?

DÖRNEMANN: Welche?

KONKRET: Die DEGESCH

DÖRNEMANN: Die DEGESCH ja, das ist eine andere Firma

KONKRET: Sie sind nicht .

DÖRNEMANN: Das sind zwei Gesellschaften, zwei unterschiedliche Gesellschaften

KONKRET: Ja, ich erinnere mich, daß es in der Frankfurter Lokalpresse doch eine größere Auseinandersetzung über Ihre Firma gab.

DÖRNEMANN: Wollen Sie denn da (lacht heftig) – ich dachte, Sie sind doch Journalist, nehme ich an.

KONKRET (hilflos): Ja..?

DÖRNEMANN: Würden Sie jedesmal eine Richtigstellung verlangen, die keiner liest?

KONKRET (immer noch hilflos): Aber das war doch eine mehrwöchige Auseinandersetzung. . .

DÖRNEMANN: Sie meinen sicherlich die DEGESCH, aber nicht die Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung.

KONKRET: Ja also, was ist der Unterschied zwischen Ihnen beiden?

DÖRNEMANN: Ach hören Sie, ich hab da weder vorwärts noch rückwärts was, ich sitz hier mitten in der Arbeit.

KONKRET: Ja?

DÖRNEMANN: Also, ich kann Ihnen in dem Fall nicht dienen.

KONKRET: Ja gut, das ist auch eine Stellungnahme.

DÖRNEMANN: Das ist überhaupt keine Stellungnahme. Ich autorisiere Sie auch nicht dazu.

KONKRET: Natürlich müssen wir schreiben, was Sie uns gesagt haben.

DÖRNEMANN: Nein gar nicht.

KONKRET: Das werden wir aber tun.

DÖRNEMANN(legt auf).

Fünf Minuten später: Anschluß 069/420090: Firma DEGESCH, Pförtner.

KONKRET: Guten Tag, ist bei Ihnen die Firma DEGESCH?

PFÖRTNER: Ja.

KONKRET: Ja, aber das ist seltsam. Ich habe gerade mit einem Herren von Ihnen gesprochen, der sagte, das sei die Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung.

PFÖRTNER: So ist es.

KONKRET: Ja aber – er sagt, es sei nicht die Firma DEGESCH.

PFÖRTNER: Doch, das ist die Abkürzung.

KONKRET: Achso, dann ist es also richtig. Recht schönen Dank.

PFÖRTNER: Bitte.

Der Pförtner befindet sich in Übereinstimmung mit dem Frankfurter Telefonbuch. Es verzeichnet sowohl DEGESCH wie Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung. Beide mit derselben Nummer 420090 und derselben Anschrift: Weismüllerstr. 28

Konkret 01/89, S. 26

Karl-Heinz Hansen

Ich habe gelesen

Nein, es stimmt nicht, daß die Zeitungen von gestern uninteressant – sind; sie helfen, sich zu erinnern.

In der »Süddeutschen« vom 10.9.1988 lese ich über Jenningers Betroffenheit ermangelnde Rede im Bundestag: »Vor allem im Ausland wird man nun wirklich an der Fähigkeit der Bundesrepublik zweifeln, die Trauer um die Opfer angemessen zum Ausdruck zu bringen.« Erst jetzt? Angemessen? Wegen des unangemessenen Umgangs mit den Tätern?

Ich suche (und finde) einen Artikel über die (erste) Klage der Leni Riefenstahl gegen einen Journalisten, der aufgedeckt hatte, daß die Hitler-Bewunderin für ihren Film »Tiefland« Konzentrationslager-Häftlinge als Statisten beschäftigte, die danach der »Endlösung zugeführt« wurden: Der Journalist wurde zu 600 Mark Geldstrafe verurteilt, weil er in zwei belanglosen Details keinen Wahrheitsbeweis erbringen konnte; das war im Dezember 1949:

»Und Sympathie, Beschäftigung, Geltung, Erfolg im Deutschland von heute verbürgt ihr die Aura des Deutschland von gestern, die um ihr Haupt ist. Die vortrefflichsten Beziehungen, in denen sie zu den Nazis stand, sichern ihr ebensolche Beziehungen zu deren Nachfolgern. Und die Sache vereinfacht sich noch dadurch, daß ja zumeist diese Nachfolger mit jenen Vorgängern identisch sind. Viele nämlich, die unter dem Regime des Hakenkreuzes auf einflußreichen Posten saßen, sind von ihren Stühlen nur aufgestanden, um sich selbst Platz zu machen« (Alfred Polgar, Aufbau, 30.12.49, S. 5).

Es gibt übrigens eine Akte »Riefenstahl« im Berliner Document Center. Ich hatte sie mal in der Hand.

Damals begann die Wirklichkeit des »freiesten Staates, den es jemals auf deutschem Boden gegeben hat« mit den Entschuldigungen der ehemaligen Mitglieder einer großen kriminellen Vereinigung, die den Staat dann zu dem gemacht haben, was er heute ist.

Ich lese im »Braunbuch«, Staatsverlag der DDR, Berlin 1965: »21 Minister und Staatssekretäre, 100 Generale und Admirale, 828 hohe Justizbeamte, Staatsanwälte und Richter, 245 leitende Beamte des Auswärtigen Amtes, der Bonner Botschaften und Konsulate, 297 hohe Beamte der Polizei und des Verfassungsschutzes« wirkten schon damals, alles Kumpel aus großer Zeit, für den Rechtsnachfolger des Dritten Reiches. Und außer Heinrich Lübke als Bundespräsident, kam »es« später noch bei Studienräten, Professoren, Chemikern, Raketen- und Kanonenbauern, Ärzten, Journalisten, Schauspielern heraus. Aber wieso nichts über die restlichen der etwa 80.000 aktiven Vordenker, Wegbereiter, Ausführer von Mord, Totschlag, Zwangssterilisierung, Raub- und Diebstahl? Bernt Engelmann hat mir das so erklärt: »Die Alliierten wollten für den Fall eines (damals nicht ausgeschlossenen) Krieges mit der Sowjetunion zuverlässige Leute. Sie dachten, die zuverlässigsten Antikommunisten sind Ex-Nazis.« Und Mitscherlich hat mir diesen »emotionellen Antikommunismus« so beschrieben: »Er ist die offizielle staatsbürgerliche Haltung, und in ihm haben sich ideologische Elemente des Nazismus mit denen des kapitalistischen Westens amalgamiert.«

Der Feind stand links, die Störenfriede von heute waren die Opfer von gestern, von denen der anständige Staatsbürger sich zu distanzieren hatte (wie die SPD von der VVN), die bespitzelt und verfolgt wurden als Landesverräter. Die politisch wertvollen Nazis aber waren vor Indiskretionen zu schützen, die Archive mit Gestapoakten, Todesurteilen, Partei- und SS-Karteien unter Verschluß zu nehmen (wie von der Landesregierung von NRW noch 1978 verfügt). Der ehemalige Hochkommissar der amerikanischen Besatzungszone, John McCloy, mußte deutsche Kriegsverbrecher laufen lassen: »Ich tat es auf Knien, ich wurde gezwungen.«

Aber wehe dem, der sich aus schmutzigen östlichen Quellen bediente. Einer der die Zeichen der Zeit nicht verstehen wollte, war Reinhard-M. Strecker, der sich herausnahm, Aktenauszüge und Dokumente über Dr. Hans Globke, den Kommentator der Blutschutzgesetze und Staatssekretär Adenauers, bei Rütten und Loening, Hamburg (1961), zu veröffentlichen:

»Gewidmet den Siegern über Hitlers Mordregime. Es genügt nicht, den Tyrannen zu beseitigen. Ein Sieg, der dem Besiegten die Möglichkeit vorenthält, die Handlanger der Mörder zu erkennen, ist unvollständig. Verschlossene Archive in West und Ost, vor allem die der USA und der Sowjetunion, decken noch immer Schuldige und bringen Unschuldige in Verdacht. Öffnet endlich die Archive!«

Auf die Richter war Verlaß. Globke klagte, das Buch wurde eingestampft. Verlaß war auch auf die Kommentatoren. Als die DDR 1963 einen Prozeß mit ihren Akten, die hier niemand haben wollte, gegen Globke einleitete, schrieb der Chefredakteur der »Düsseldorfer Nachrichten«, Dr. (Promotionsthema »Die Verjudung der internationalen Presse«) Hermann Eich:

»Der verhaßte deutsche Staat, der das Ulbricht-Regime immer wieder in Frage stellt, soll diffamiert werden. Nur darum geht es... Mancher Deutsche beruhigte sich damals genauso wie Globke mit dem Respekt vor der Gültigkeit von Gesetzen.

Der jüdische Einfluß war vielfach als zu stark empfunden worden. Nun war auf gesetzlichem Wege, so erschien es manchem, die notwendige Zurückdrängung erfolgt . . . In dem Trotz und der Abweisung, mit denen der Bundeskanzler den Vorwürfen gegen Globke begegnete, lag aber wohl eine richtige Einschätzung der Motive der kommunistischen Ankläger. Auch nur den Anschein zu erwecken, als halte man sie moralisch für legitimiert, einen Mann wie Globke abzuschießen, war dem Bundeskanzler widerwärtig. . . Für Deutsche, die das Unrechtssystem der kommunistischen Gewalt vor Augen haben, ist es erstaunlich, zu sehen, in welchem Umfang selbst ernst zu nehmende westliche Kreise dem Ostberliner Schauprozeß Beachtung schenken. Hätte Hitler, dessen Rechtsgefühl dem der kommunistischen Diktatoren glich, sich zu seiner Zeit als internationaler Rechtswahrer aufgespielt, wie es der Ostblock zur Zeit in Berlin tut, seine Gerichtssitzungen wären zwischen Abscheu und Gelächter untergegangen. Ginge es um Gerechtigkeit, hätte die kommunistische Seite genug Schrecken der eigenen Vergangenheit aufzuarbeiten. Die westlichen Zeitungen, die dem Ostberliner Prozeß ohne Widerspruch einen breiten Platz einräumen, geben zu erkennen, daß sie nicht Diktaturen schlechthin, sondern nur ihre deutsche Ausprägung in der Hitlerzeit für verwerflich halten. Diese Feststellung ist bei dem ungefähren Gleichstand des Schreckens zwischen der braunen und der roten Diktatur für Deutsche recht aufschlußreich« (11.7.1963).

Mit Eichs Globke-Apologie war Adenauer zufrieden. Er, der wußte, welche disziplinierende Wirkung von geheimen Dossiers ausgeht, wenn einmal der vorauseilende Gehorsam versagt, konnte sich auf die politische Effizienz im Umgang mit Akten als Herrschaftsinstrument bei seinem vorgesetzten Bündnispartner USA verlassen: »Die politische Vergangenheit Dr. Globkes ist von den Alliierten minuziös nachgeprüft worden. Eine deutsche Stelle braucht nicht noch minuziöser zu sein als die Besatzungsmächte« (1950).

Doch der »Gleichstand des Schreckens« war für Adenauer eher Weichheit vor dem Feind: »Ich wollte, die Bewohner der Ostzonen-Republik könnten einmal offen schildern, wie es bei ihnen aussieht. Unsere Leute würden hören, daß der Druck, den der Nationalsozialismus durch Gestapo, durch Konzentrationslager, durch Verurteilungen ausgeübt hat, mäßig war gegenüber dem, was jetzt in der Ostzone geschieht« (Goslar, 1950).

Von den Zeitungen von vorgestern zu den Zeitungen von gestern, die mir melden, daß seit 1982 etwa 80.000 Akten aus dem Berlin Document Center verschwunden sind: »Der Regierende Bürgermeister Eberhard Diepgen ist nach Angaben eines Sprechers 'empört darüber, daß so etwas möglich ist'. Die SPD sprach von einem 'Sumpf alter Nazi-Verstrickungen' und verlangte, daß deutsche Stellen das Archiv, wie von den Amerikanern angeboten, übernehmen« (»Frankfurter Rundschau«, 16.2.1988).

Ich wundere mich nicht, ich denke zurück: Document Center in Berlin – das sind 10,7 Millionen NS-Dokumente, NSDAP-Zentralkartei, Anträge zur Aufnahme in die NSDAP, Parteikorrespondenz, SS-Führer, Rasse- und Siedlungshauptamt-SS, SA, Oberstes Parteigericht, Rückwanderamt, Einwandererzentrale (Unterlagen über Umsiedlung und Einbürgerung von Volksdeutschen), Kulturkammer, Volksgerichtshof, NS-Lehrerbund, Reichsärztekammer, parteistatistische Erhebung 1939 (Berlin), NS-Frauenschaft und viele Einzelblätter. Das Archiv untersteht direkt der Mission of the United States of America und indirekt dem State Department.

Nachdem es seine doppelte »Mission« von Drohung und Schutz gegenüber politisch wertvollen Nazis – von Kiesinger über Wernher von Braun bis Gehlen – im Laufe der Zeit verloren hatte, wollten die Amerikaner seit 1967 die heiße Ware in deutsche Hände legen. Das aber war den in Gemeinsamkeit verbundenen regierenden Demokraten zu früh. Seit 1970 mußten deshalb die Verantwortlichen, Genscher, Scheel, Schmidt, Wischnewski, Frank, Moersch, mich, den fragenden Quälgeist, acht Jahre lang im Bundestag über den Grund ihrer Verweigerung der heißen Ware belügen. Endlich knallte es. In der SS-Ordensstätte Wewelsberg bei Paderborn, wo eine Erinnerungstafel an KZ-Opfer von mir und einigen Kollegen angebracht wurde (von zuständigen SPD-Mitgliedern des Kreises immer wieder abgelehnt), gab ich der BBC ein Interview: »Tatsache ist, daß die deutsche Regierung nicht will, daß diese Dokumente genutzt werden, weil sie ehemalige Nazis decken will, die in große Verlegenheit kämen, wenn gewisse Dokumente der Öffentlichkeit bekannt würden... Die Bundesregierung will Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens decken, die ehemalige Nazis sind« (20. Februar 19787).

Und der Direktor des Berlin Document Center, Daniel P. Simon, Vietnam-Veteran, in der gleichen Sendung zu seiner Aufgabe: »Ich würde sagen: eine politisch heiße Kartoffel, etwas mehr als das.« Frage: Was ist eine politisch heiße Kartoffel? Simon: »Das Berlin Document Center selbst.« Frage: Warum ist es das? Simon: »Nun, ich denke, eine Menge Leute sind noch lebendig, die Mitglieder der SS oder der Partei waren... Ich bin sicher, brächte man ihre Namen in Verbindung mit ihren Aktivitäten, so würden sie und die deutsche Regierung in Schwierigkeiten kommen.« Frage: Da sind sie also der Hüter ihres gegenwärtigen Glücks? Simon: »Oder Unglücks!«

Auch über Glück und Unglück von Helmut Schmidt? Ich weiß nicht, was ich von der Meldung der »taz« halten soll: »Verschwunden sein soll der Prozeßbericht, den Oberleutnant a.D. Helmut Schmidt an jenen General schickte, 'der ihn einst als Beobachter zu einem Prozeß des Volksgerichtshofes abkommandierte'. Schmidt erklärte dazu gestern, er könne sich nicht an einen schriftlichen, wohl aber einen mündlichen Bericht erinnern« (17.2.1988).

Der »systemübergreifende Oberleutnant« (Ridder) Schmidt hat sich über sein Leben in schwerer Zeit andernorts ausgelassen: »Das Schlimmste, was ich erlebt habe, war für mich hier in Berlin. Ich habe eine längere Zeit zu einer Berliner Dienststelle der Luftwaffe gehört. Es war eine Dienststelle des Reichsluftfahrtministeriums. Als Reservist. Und man kam hier in einen schrecklichen Zwiespalt. Wir dachten, wir Soldaten dachten, man muß natürlich seine Pflicht gegen das Vaterland erfüllen. Aber Nazis waren wir nicht. Aber man konnte nicht seine Pflicht für das Vaterland erfüllen, ohne daß man gleichzeitig automatisch diese Herrschaft verlängerte, von der wir dann doch ja im Laufe des Krieges begriffen haben, daß sie nicht nur schwere Fehler machte, z. T. schwerste Fehler, sondern daß sie eben auch verbrecherisch war. Das konnte man in Berlin in einer Stabsdienststelle leichter begreifen, als wir es vorher an der Front in Rußland begreifen konnten... Aber ich glaube schon, daß München eine schlimme Station war, die Hitler sehr bestärkt hatte, darin, daß die Westmächte ja doch nur Schlappschwänze seien und es genügte, vorne durchzumarschieren, und sie würden sich schon damit abfinden... Ich hätte von mir aus das nicht gerne gesagt, weil es im Grunde einem Deutschen nicht ansteht, nach diesem Kriege, der im deutschen Namen (!) begonnen worden ist, nachträglich die Nachbarnationen zu kritisieren.. . eins will ich aber noch hinzufügen, da, meine ich, ist die Kritik, auch historisch, gerechtfertigt: Ich glaube, daß neben vielen anderen internationalen Gründen, die den Aufstieg Hitlers ermöglicht haben, die damalige internationale Weltwirtschafts-Krise z.B. ab 1930, ich glaube, daß daneben für das deutsche Volk auch der Versailler Vertrag eine Rolle gespielt hat und die Unebenheiten dieses Vertrags. Der erste Weltkrieg war ja nun wirklich nicht allein durch deutsche Schuld entstanden. Aber in dem Vertrag wurde so getan, als ob die Deutschen am l. Weltkrieg alleine die Schuld hatten. Das war ein schwerer Fehler in der Behandlung des deutschen Volkes nach dem 1. Weltkrieg. Damit fing ein Teil des Verhängnisses schon an. . . (Auf die Frage nach der Übernahme des Document Center zur besseren Aufklärung über die Vergangenheit:) Die Bundesregierung ist über diese Frage – nicht die gegenwärtige alleine, auch die Vorgänger der gegenwärtigen Bundesregierung haben über diese Frage häufiger mit den Alliierten, vor allen Dingen mit den Amerikanern, gesprochen, da gibt es manches Für und Wider, auch auf deren Seite. Es ist ja nicht unser Eigentum. Ich hätte es ganz gerne, aus vielerlei Gründen, wenn das in deutsche Regie übernommen werden könnte. Aber ich glaube nicht, daß die Öffnung dieses Archivs für die Öffentlichkeit einen wesentlichen Beitrag zur Bewußtseinserhellung, zur politischen Bewußtseinserhellung der heute nachwachsenden Generation leisten würde...« (Der Bundeskanzler im Gespräch mit Journalisten im Reichstag in Berlin, ZDF, 30.8.1979).

Ich blättere zurück. Nach dem BBC-Interview vom Februar 1978 war der Bundeskanzler Helmut Schmidt persönlich beleidigt und verlangte Satisfaktion. Also schickte er Herbert Wehner los, und der leimte mich auf die ihm eigene, in seiner Sprache »verächtliche« Weise. Ich wurde zum Verhör geladen, mit Gert Jahn als Protokollant. Er, der den Kanzler Brandt vom Sofa der Botschaft in Moskau aus gestürzt hatte (»...badet gerne lau«) erregte sich erst (künstlich) über die Nestbeschmutzung von London aus. Dann kam er zur Sache: Zurücknahme des Vorwurfs oder Sanktion. Die Sache selbst war uninteressant. Vom Fraktionszwang geprägt, versprach ich, den Vorwurf öffentlich nicht zu wiederholen, wenn der Bundeskanzler mir endlich die wahren Gründe für die Nichtübernahme des Document Center nennen würde. Wehner sagte, er wolle mit dem »Kanzler« reden und mir Bescheid geben.

Er hat sich nicht wieder gemeldet – bis zur nächsten von ihm als Tribunal inszenierten Fraktionssitzung am 7. März 1978, wo die Sache endgültig der beschädigten Ehre Helmut Schmidts geopfert wurde. Justizminister Hans-Jochen Vogel (der Herrn Jenninger heute »bestürzenden Mangel an Sensibilität« und »an gedanklicher und sprachlicher Sorgfalt« bescheinigt) erregte sich:

»Die Sendung brachte eine ausführliche Filmpassage über die angeblich nicht erfolgte Verurteilung und Bestrafung einer sehr großen Anzahl von Kriegsverbrechern, die heute angeblich frei und meistens in angesehener Position in der Bundesrepublik leben... Als Bundesminister der Justiz ist es selbstverständlich meine Aufgabe, Behauptungen wie sie sich aus dem Text ergeben, schon wegen der verheerenden internationalen Wirkung (nota bene, Jenninger) – von der nationalen ganz zu schweigen – in sachlicher Form entgegenzutreten.« Und der Parteivorsitzende Brandt hakte ein: »Wir wären von allen guten Geistern verlassen, wenn wir... jetzt anfangen würden, nochmal das, was vor 35 (!) Jahren ein gewisses Ende gehabt hat, nochmal aufrollen zu wollen. Dies bringt uns innenpolitisch auch nicht einen Millimeter weiter.«

Verlassen von wem? Zur gleichen Zeit sind in den Zeitungen Auszüge aus der Doktorarbeit (1936) des ehemaligen niedersächsischen Justizministers Puvogel zu lesen: »Nur ein rassisch wertvoller Mensch hat innerhalb der Gemeinschaft eine Daseinsberechtigung. Ein wegen seiner Minderwertigkeit für die Gesellschaft nutzloser, ja schädlicher Mensch ist dagegen auszuscheiden. Wie dieses im einzelnen zu geschehen hat, ist eine Frage der jeweiligen Volksauffassung.« Am 19.3.1978 antwortete Puvogel auf die Frage, ob er noch zu seiner Doktorarbeit stehe: »In dieser Form sicherlich nicht.« Aber auch heute sei bekannt, daß es »Nichtbesserungsfähige« gebe. Der ehemalige Innen- später Außenminister Gerhard Schröder hatte wohlweislich und vorsorglich in seiner Amtszeit seine Doktorarbeit aus der braunen Zeit aus den Akten der Bonner Universität verschwinden lassen.

Hat es auch nur einen Doktor gegeben, der seinen Titel aus Scham über die darin enthaltenen mörderischen Thesen ablegte? Wurde je ein Richter des Volksgerichtshofes oder der NS-Sondergerichte verurteilt? Sind nicht mit dem vom Parlament – aus »Versehen« – verabschiedeten Paragraph 50, Absatz 2 des Strafgesetzbuches die an Verbrechen beteiligten

Angehörigen des Reichssicherheitshauptamtes praktisch amnestiert worden, weil ihnen der geforderte »persönliche« Rassenhaß kaum nachzuweisen ist. Für solche Gedanken war kein Platz in der mehrstündigen Debatte um die Ehre des Kanzlers der Disziplinierten. Das Ergebnis: Rüge und Mißbilligung für den Ehrverletzer, bei fünf Enthaltungen und gegen sechs Stimmen:

»Die Sozialdemokratische Bundestagsfraktion weiß, daß es berechtigte Zweifel gibt, ob die Auseinandersetzung mit den Untaten des NS-Regimes nach dem Zusammenbruch immer angemessen geführt worden ist. Gerade darum weist sie die Unterstellungen des Abgeordneten Karl-Heinz Hansen gegenüber der sozialliberalen Bundesregierung mit Schärfe zurück.«

So wurde mit der Ehre des Oberleutnants a.D. gleich noch – unverlangt und unnötig – die Ehre des Luftwaffenhelfers Genscher gerettet.

Dem gesunden Volksempfinden gefiel das: »Sie sind restlos von allen Geistern verlassen! Pfui Teufel, das eigene Nest im engl. Fernsehen zu beschmutzen! Das werden wir Ihnen *nicht* vergessen, Sie Schmutzfink!« (Anonym aus Baden-Baden). »Ein Mann der älteren Generation möchte Ihnen bescheinigen, daß Sie eine ganz gemeine Drecksau sind. Als die 30er Jahre begannen, haben Sie doch noch die Hose voll gemacht, Sie erbärmlicher Wicht und Schweinehund. Sie gehören nicht in den Bundestag, sondern auf einen Misthaufen, Sie Saukerl, oder in den Dschungel in Sibirien. Ein aufrechter Deutscher, kein Nazi . « (In Sütterlin und anonym aus Würzburg).

»Daß MdB Hansen die Nichtübernahme des 'Document Center' durch die Bundesregierung in einer Fernsehsendung des BBC kritisierte, mißbilligte die SPD-Bundestagsfraktion bei Gegenstimmen der MdB Brigitte Erler, Conradi, Lattmann, Bindig, Coppik, Thüsing. Es ist empörend, daß die ehemaligen Juso-Vorsttzenden Voigt und Roth mit der rechten Mehrheit gegen Hansen votierten« (Aachener Jungsozialisten). Trauer und Empörung vor allem bei Hunderten von Opfern des NS-Terrors, die mir ihre Erlebnisse mit Beweisnot wegen Aktenmangels, ihre abgelehnten Wiedergutmachungsanträge zusandten.

Jetzt lese ich über ein von den Grünen beantragtes Hearing des Deutschen Bundestags, das die SPD so klein wie möglich hielt, weil sie sich nicht traute, es zu verhindern: »Professor Michael Stürmer, der mehr Mittel für die Konservierung und Verfilmung forderte, nannte das Material aus der Sicht des Historikers 'sehr speziell, heterogen und fragmentarisch'. Dem widersprach Götz Aly mit der Feststellung, daß 'BDC' sei immer für Überraschungen gut, zumal es ungenügend genutzt sei und das 'BDC' über keine ausgebildeten Archivare verfüge. Auf eine Nachfrage der Grünen-Abgeordneten Antje Vollmer sagte Aly, von einer früheren Rückgabe des 'BDC' wäre ein großer Teil der Führungsschicht im Nachkriegsdeutschland betroffen gewesen, weil dann viele 'Widerstandslegenden' zusammengebrochen wären« (»Frankfurter Rundschau«, 29.11.1988).

Ich denke, so gegen 1991 wird das Document Center als Außenstelle Berlin des Bundesarchivs Koblenz übernommen werden. Es hat seine Schuldigkeit getan, zu Lebzeiten die Garanten des neuen Staates vor Überraschungen zu schützen, sich ihrer Treue (die ihre Ehre hieß) zu vergewissern und Ansprüche der NS-Opfer vom Staat lange fernzuhalten, wie beispielsweise die der Zwangssterilisierten . Nach Amnesie, Amnestie und Datenschutz als Tatenschutz sorgt die Gnade der frühen Geburt für die biologische Entsorgung der Vergangenheit. Gründlich und vor sorglich sichert das Bundesarchivgesetz die Täter auch nach dem Tode vor Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener durch Anonymisierung und strenge Vorschriften zur Beachtung »schutzwürdiger Belange Betroffener«. So macht Betroffenheit, von der ich in diesen Tagen so viel lese und höre, doch noch einen Sinn. Ob das Sichten von Büchern, Zeitungen, Briefen, Protokollen neue Einsichten brachte? Ich weiß es nicht. Ebensowenig, wie ich weiß, warum Heinrich Mann den Untertitel seines »Untertan« Manuskripts – »Dieses Volk ist hoffnungslos« – im gedruckten Buch weggelassen hat.

Konkret 01/89, S. 30

Oliver Tolmein

Grün, grün, grün sind alle ...

Als ihr Bundesvorstand gestürzt wurde, entdeckten die Linken, daß es bei den Grünen »eine strukturelle konservative Mehrheit« gibt. Was folgt daraus?

Die Aufregung auf der Karlsruher Bundesdelegiertenkonferenz der Grünen war so heftig wie kurzlebig. Samstagmittag, wenige Stunden nach dem erzwungenen Rücktritt des Bundesvorstandes, schien die Abspaltung der Linken aus der Partei kurz bevorzustehen: »Wir lassen uns nicht darauf ein, nach dem, was gestern geschehen ist, schlicht und einfach zur Tagesordnung überzugehen.« Am Montag darauf tickerte dann bereits die Entwarnung von Ex-Bundesvorstands-Sprecherin Jutta Ditfurth über dpa an die bundesdeutsche Öffentlichkeit: nicht austreten, standhalten, um die Partei kämpfen. »Neuanfang« wurde, flügelübergreifend, zum Wort der Tage: Otto Schily wollte ihn, Antje Vollmer und eben auch Jutta Ditfurth.

»Die Karten innerhalb der Linken müssen neu gemischt werden«, hatte das undogmatische »Linke Forum« schon wenige Stunden nach der großen Niederlage erklärt – sein Papier trägt den Titel: »Es ist nicht alles links, was jammert«. »Es kann und wird aber keine 'Einheit der Linken' in der Partei gegen die angeblich konservative Mehrheit geben. Die 'undogmatische Linke wird ihren eigenständigen linken politischen Ansatz weiterentwickeln und ist nicht bereit, sich in eine unspezifische Einheitslinke aufsaugen zu lassen«, führte der Bundestagsabgeordnete Ludger Volmer diesen Ansatz weiter. Von seiten der Hamburger Ökosozialisten wurde diese Stellungnahme, die in der Konsequenz nicht eine Niederlage der Linken insgesamt, sondern nur der ökosozialistisch/radikalökologischen Strömung sieht, harsch kommentiert: »Kriegsgewinnler«. Auf einem Treffen der Fraktionslinken kurz nach dem Parteitag kritisierten aber auch sonst zum Umfeld des »Linken Forums« zählende Grüne das überaus schnell formulierte Abgrenzungspapier: Es erwecke den Eindruck, das »Linke Forum« wolle die Niederlage der ÖkosozialistInnen und RadikalökologInnen in erster Linie zum Ausbau der eigenen Stellung nutzen.

Während die Debatte um die hegemoniale Position innerhalb der Linken zügig in Gang kommt, ist die Auseinandersetzung um die ansonsten aus der Niederlage in Karlsruhe zu ziehenden Folgen wieder ins Stocken geraten. Nachdem von der Fragestellung, »ob wir in der Partei bleiben und wenn ja, wie« nur noch das »wie« übriggeblieben ist, zeichnen sich jetzt drei zumindest vom theoretischen Konzept her unterschiedliche Linien ab. Die Radikalökologen sind zum »Kampf um die Partei« entschlossen. »Der Rückzug würde den Durchmarsch der Rechten erst 100prozentig vollziehbar machen«, meinte Jutta Ditfurth in einem Interview mit dem »Arbeiterkampf«. Dem kann ihrer Meinung nach nur mit einer Mobilisierung sämtlicher Kräfte in der Partei entgegengewirkt werden. Notwendig erscheint ihr das, weil die Grünen zwar »ein widersprüchliches, aber in wichtigen Fragen linkes und radikales Projekt« seien. Die Abstimmungsniederlage des Bundesvorstandes in Karlsruhe solle als Chance wahrgenommen werden, die »Isolierung vieler einzelner linker Menschen in den Grünen aufzuheben«. Aber nicht nur das im weitesten Sinne eigene Spektrum in den Grünen, sondern auch aktive Gruppen außerhalb, wie Autonome, Feministinnen, radikale GewerkschafterInnen und InternationalistInnen will Jutta Ditfurth in die Pflicht nehmen, »damit sie ihre Verantwortung besser nutzen, auf die möglicherweise sehr schnellen dramatischen Vorgänge in den Grünen Einfluß zu nehmen.« Eine ähnliche Position bezieht mittlerweile auch Christian Schmidt, ebenfalls Ex-Vorstandssprecher, der die außerparlamentarische Linke darauf hinweist, daß ein endgültiger Abschied der Grünen von radikalen politischen Ansätzen auch die Handlungsmöglichkeiten für die Bewegungen einschränken würde.

Dieser Aufruf zum Engagement innerhalb der Partei unterscheidet Ditfurths und Schmidts Position von der des ökosozialistischen Thomas Ebermann. Der, vor vielen Jahren angetreten mit der Vorstellung, daß alle Linken sich in der neugegründeten Partei zu versammeln hätten, um diese programmatisch und praktisch auf einen systemkritischen Kurs zu bringen, hat diese Position jetzt offen revidiert. Anders als ehedem ist er mittlerweile überzeugt, daß es in der Partei eine »strukturelle konservative Mehrheit« gibt – Erfolge für die Linke sind ihm deshalb nur noch als »relative Erfolge« vorstellbar. Zwar argumentiert Ebermann, und das verbindet ihn mit Schmidt und Ditfurth, nicht offensiv für einen Austritt der Linken – seine strategische Option scheint aber in einem, wie auch immer gearteten, stillschweigend geschlossenen Bündnis mit der nicht-grünen Linken zu liegen: Zwar sieht er auch die Lage der DKP-Dissidenten, einiger Strömungen der Autonomen, des Kommunistischen Bundes und etlicher Nicht-Organisierter derzeit als problematisch an – in diesem Bereich und vor allem in der »Zusammenarbeit der Linksradikalen aller Strömungen« setzt er aber auf Entwicklungsmöglichkeiten. »Einen Fehler dürfen wir nicht mehr machen: Die Frage des 'Wo arbeitest du?' zur entscheidenden werden zu lassen. Wir müssen uns dort, wo wir arbeiten, nützlich machen – aber wir dürfen nicht mehr schwärmen, was dort alles Tolles möglich ist«.

Während diese leidenschaftslose Beschreibung einer künftigen Politik Linker in den Grünen kaum Zweifel daran läßt, daß die Frage, ob die eigene Strömung in der Öko-Partei verbleiben soll, faktisch bereits positiv entschieden ist, behauptet Ebermann, für ihn sei das noch offen. Von der Beantwortung dreier, auch von Rainer Trampert ähnlich gestellter Fragen

hänge ab, ob ein Engagement innerhalb der Grünen noch Sinn mache: »1. Gibt es eine politische Zukunft für die Grünen, oder ist die Partei nur Spielball fremder politischer Interessen? 2. Sind die Grünen noch ein Faktor der Desintegration, oder wirken sie heute schon überwiegend so, daß sie in das System integrieren? 3. Können Linke die Ausrichtung der Partei noch prägen, oder haben sie praktisch nur noch eine Juso-Funktion?«.

Eine Auseinandersetzung darüber fordert auch die AL-Bundestagsabgeordnete Ellen Olms, die kritisiert, daß »die gesamte Diskussion der Linksgrünen um die Frage der optimalen Interventionsmöglichkeiten in den Grünen (kreist). Weder die Frage, was linke Politik in den Grünen noch bringt, noch die Frage, ob die Grünen sich nicht vielleicht schon mehr als Hemmnis linken Protests und Widerstands erwiesen haben und erweisen werden, wird ernsthaft diskutiert.« Anders als andere AutorInnen von Papieren hat Ellen Olms auch inhaltlich präzise umrissen, was für sie zu einem 'realistischen Bild der Grünen' dazugehört: Angefangen von der Auseinandersetzung um den sofortigen Ausstieg aus der Atomenergie anläßlich des sogenannten Tschernobyl-Parteitags, über die Verwässerung der Forderung nach ersatzloser Streichung des Paragraphen 218, den anläßlich der letzten Bundestagswahlen als Bündnisaussage verabschiedeten, von den Linken heftig kritisierten »Brief an die Wählerinnen und Wähler«, bis zu den Niederlagen des Bundesvorstands gegen die Bundestagsfraktion in der Debatte um das Strafmaß bei Vergewaltigung in der Ehe oder in Sachen Nahost-Politik zeichnet sie ein Bild der »Kette von Niederlagen... Die Mehrheitsverhältnisse in den Grünen sind eindeutig und unumkehrbar«.

Daß von ausnahmslos allen Linken derzeit praktisch gehandelt wird, als ob Ebermanns Fragen, kaum daß sie gestellt, auch schon mit Ja beantwortet wären, obwohl eine Analyse, wie die Argumentation von Ellen Olms zeigt, wahrscheinlich eher das Gegenteil ergäbe, hat wohl vor allem mit einem zu tun: Die ÖkosozialistInnen ahnen, daß sie den Schritt aus der Partei heraus isoliert gehen müßten. Die der Selbstberuhigung dienende Einschätzung, daß man aus der früheren Überschätzung von Abstimmungssiegen der Linken auf Bundesdelegiertenkonferenzen jetzt lernen müsse, daß die Niederlage nicht überschätzt werden darf, gehört mittlerweile in Papieren und auf Diskussionen der in Karlsruhe so unerwartet geschlagenen Strömungen zum Allgemeingut. »Die Angst, eine ähnliche Erfahrung zu machen wie Manfred Coppik und Karl-Heinz Hansen, als sie aus der SPD gegangen sind, ist groß«, weiß Ebermann. Trotz der Schärfe, mit der sich die Hamburger Gruppe des »Linken Forums« um Michael Stamm und Jürgen Reents und die Hamburger Ökosozialisten gegenseitig attackieren, gibt es zwischen ihnen aktuell verblüffende Parallelen in der Beurteilung der Möglichkeiten linker Politik innerhalb der Grünen. »Uns kommt es nicht darauf an, daß unsere Position innerhalb der Partei mehrheitsfähig wird – die Linke hat anhand konkreter inhaltlicher Themen die Aufgabe, praktische Politik zu machen«, formuliert beispielsweise Michael Stamm und fordert, wenn auch mit anderen Worten, ähnlich wie Ebermann eine nüchterne Klärung der eigenen Möglichkeiten in der Partei: »Der Gefühlskitsch, der bisher eine idealistische Einschätzung der Grünen zur Folge hatte, muß weg.« Einfluß in der Partei dürfe nicht mit gesellschaftlichem Einfluß verwechselt werden. Daß die Grünen auch ein wichtiger Faktor sind, gesellschaftlichen Einfluß zu erlangen, ist für Stamm allerdings immer noch ausgemachte Sache. Die Begrenztheit der Möglichkeiten müsse jedoch richtig eingeschätzt werden und könne nur so effektiv in die Auseinandersetzungen eingebracht werden. Ganz deutlich werden die Differenzen allerdings, wenn es um die Frage nach der realen Bedeutung der linken Grünen und um ihre weitere Orientierung geht. Für Stamm ist zwar eine Juso-Rolle auch nicht akzeptabel, er sieht die Linke insgesamt aber noch deutlich davon entfernt: »Erst wenn die Möglichkeit zur praktischen Intervention vollständig verloren geht und wir nur noch als Zierat dienen, muß man sagen: Es geht nicht mehr«. Während die eigenen Einflußmöglichkeiten in den Grünen zumindest etwas günstiger beurteilt werden, wird die Situation der außerparlamentarischen Linken eher skeptisch gesehen – folglich wird in dem Papier »Es ist nicht alles links, was jammert«, und damit auch in den anstehenden Auseinandersetzungen der Schwerpunkt der künftigen eigenen Tätigkeit, entsprechend bisheriger Praxis, in den Grünen und für die Entwicklung grüner Positionen gesetzt: »Der Ansatz des Linken Forums war der, über inhaltliche Diskussionen aus der festgefahrenen Situation herauszukommen. Wir halten diesen Ansatz nach wie vor für richtig. Dies kann allerdings nicht bedeuten, sich der innerparteilichen Standortbestimmung gänzlich zu entziehen. Wenn es nach wie vor richtig ist, als linke Minderheit in den Grünen Politik zu machen, dann darf man/frau sich als Linke/r nicht der Diskussion um die Inhalte, um Programme, um KandidatInnen entziehen bzw. sich Abstimmungen darüber verweigern«. Das entspricht der Akzentsetzung der RadikalökologInnen oder auch der Position von Christian Schmidt, unterscheidet sich davon allerdings in einem wichtigen Punkt: Während diese den Kampf um die Partei auch als Kampf um die Mehrheit führen wollen, begnügen sich die sogenannten Undogmatischen Linken mit einer Minderheitenposition.

Auf einem Kongreß Ende Januar wollen die verschiedenen linken Fraktionen und die zwischen ihnen pendelnden Einzelpersonen, wie beispielsweise die Abgeordnete Verena Krieger und die Fraktionssprecherin Regula Bott, ihr weiteres Vorgehen diskutieren: Ob dort der Sprung von der Auseinandersetzung über taktische Verhaltensweisen in der Partei zur Debatte über mögliche, nach außen zielende Kampagnen geschafft wird, ob es dort vor allem darum gehen wird, den nächsten Parteitag, auf dem der Bundesvorstand gewählt werden soll, vorzubereiten oder ob es gelingt, einen großen Ratschlag über Möglichkeiten künftiger linker Politik inner- und außerhalb der Grünen zu beginnen, ist noch nicht ausgemacht. Nachdem die Zuversicht, radikale linke Positionen wenigstens noch per Parteitagsbeschluß halten zu können, jetzt verloren scheint, bietet sich mit dem »Linken Forum« schließlich wieder eine Möglichkeit, der Zukunft zumindest

theoretisch gewappnet ins Auge zu schauen: Die in ihrer Nüchternheit so überzeugend dargelegte Perspektive eines inhaltlichen Engagements als linke Minderheit ist zwar nicht so glanzvoll, wie die gerade frisch blamierte – aber wo bieten sich Linken heute schon glanzvolle Perspektiven?

Konkret 01/89, S. 32

Michael Stamm

Theaterdonner statt Politik

Begegnung der vierten Art: In Karlsruhe traf der Marxist M.S. den Stammvater K.M.

Um den Sturz des mehrheitlich »fundamentalistisch« orientierten Bundesvorstandes der Grünen hinzukriegen, wurden dessen Dummheiten und »kleinen« Lügen in Sachen »Haus Wittgenstein« mit Hilfe massiver Demagogie, Heuchelei und einer Menge »großer Lügen« in einen »Finanzskandal« verwandelt.

Geschockt sei er jedoch, so der Beobachter K. M. in Karlsruhe, nicht über dieses Ergebnis, sondern über die Reaktion der »Fundis« (RadikalökologInnen um Ditfurth/Zieran und ÖkosozialistInnen um Ebermann/Trampert/Schmidt) auf diese Niederlage. Hätten die denn immer noch nicht Lenins Gedanken begriffen, »daß man nicht siegen kann, wenn man nicht gelernt hat, *richtig* anzugreifen und sich *richtig* zurückzuziehen?« Und weiter: *Der 2. Dezember traf sie wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel.* Weil sie in Phasen *kleinmütiger Verstimmung sich gerne ihre Angst von den lautesten Schreiern übertäuben lassen,* fühlen sie sich nun, da *ihre Machtlosigkeit ... nicht mehr bezweifelt werden konnte, ... berechtigt, ihre Tat auf Ausbrüche sittlicher Entrüstung und polternder Deklamation zu beschränken.* Noch vor kurzem, in Zeiten vermeintlich glorreicher (Abstimmungs-)Siege, sei ihm, so K.M., die Tendenz zum Siegesrausch aufgefallen, und er habe warnend festgestellt: *Keine Partei übertreibt sich mehr ihre Mittel als die* fundamentalistische, *keine täuscht sich leichtsinniger über die Situation.* Jetzt, angesichts der Niederlage, seien ihre *Drohungen ... bloße Einschüchterungsversuche des* Gegners, und statt einer rationellen Überprüfung der *Mittel zum Zwecke* suchten sie nur noch *nach Vorwänden zum Unterliegen* . Was er damit meine, will ich von K.M. wissen. Zum Beispiel den auf dem »fundamentalistisch« dominierten Krisen-Treffen der Linken in Karlsruhe verabschiedeten, u a. von der später gewählten Spitzenkandidatin(!) formulierten Beschluß: »Wir lassen uns nicht darauf ein, nach dem, was gestern geschehen ist, schlicht und einfach zur Tagesordnung überzugehen. Wir stehen für heute und morgen nicht für eine Diskussion des EG-Wahlprogramms und die Aufstellung einer Kandidatenliste zur Verfügung.«

Erwartungsgemäß habe der Parteitag den daraus resultierenden Antrag auf Vertagung dieser Entscheidungen abgelehnt, und ebenso erwartungsgemäß seien die HeldInnen der »radikalen« Pose dann doch wieder in die Programmdebatte und die Kandidatenaufstellung eingestiegen. Höhnisch kommentiert K.M. das so:

Die schmetternde Ouvertüre, die den Kampf verkündete, verliert sich in ein kleinlautes Knurren, sobald er beginnen soll, die Schauspieler hören auf, sich ernst zu nehmen, und die Handlung fällt platt zusammen wie ein luftgefüllter Ballon, den man mit einer Nadel pickt.

Und dann? Jutta Ditfurth warne vor Parteiaustritten und orientiere auf die nächsten BuVo-Wahlen, und Rainer Trampert klage: »Die Grünen haben sich verändert, sie setzen auf eine andere Partei. Heute propagieren der 'Spiegel' und auch andere nicht mehr rot-grün.« Das sei als Erklärung der Niederlage ein reines Armutszeugnis und strafe zudem alle euphorisch-taumelnden Pseudo-Analysen der Grünen Lügen, die von »fundamentalistischer« Seite jahrelang über den Äther geschickt worden seien. Leider gebe es einen antiaufklärerischen, falsches Bewußtsein produzierenden Zusammenhang zwischen Begeisterung und Katzenjammer: In beiden Fällen werde auf die Analyse dessen, was die Partei der Grünen ist und bestenfalls sein kann, verzichtet. Der illusionär-idealistische Politikansatz der »Fundis« habe eine krass falsche Begründung für die Mitarbeit von Linken bei den Grünen geliefert, inner- und außerhalb der Grünen bestehende linke Zusammenhänge einer politizistischen innerparteilichen Machterwerbsstrategie untergeordnet und im Interesse von deren (Schein)-Erfolg eine ganze Palette rein vereinnahmender Bündnisse geschlossen, mit deren Folgen sich heute weite Teile der Linken her umzuschlagen hätten. So sei u.a. Thea Bock, »Fundamentalistin« von einst, als zuverlässige Weggefährtin »gegen die Sozialdemokratisierung der grünen Partei« (Ebermann u. Co., 1984) gefeiert worden, während sie heute als »Hauptanklägerin« der GAL die Einsicht des ungarischen Autors J. Eörsi veranschauliche: »Die Gläubigen von gestern sind die Ketzer von heute: Sie zahlen ihre Enttäuschung dem geplatzten Propheten heim.« Solange diese falsche Politik, also auch deren selbst (mit)verursachte negative Folgen, nicht selbstkritisch analysiert und korrigiert würden, bleibe nur das folgende Urteil: *Jedenfalls geht der* grüne »Fundamentalist« *ebenso makellos aus der schmählichsten Niederlage heraus, wie er unschuldig in sie hineingegangen ist, mit der neugewonnenen Überzeugung, daß er siegen muß, nicht daß er selbst und seine Partei den alten Standpunkt aufzugeben, sondern daß die Verhältnisse ihm entgegenzureifen haben.*

Wer ist K.M.? – Karl Marx natürlich. Alle kursiv gedruckten Zitate stammen aus »Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte«, in dem er sich u.a. mit dem Scheitern des »pomphaften Kampfes« der (linken) kleinbürgerlichen Demokraten während der französischen Republik von 1848 bis zum Staatsstreich des Louis Bonaparte vom 2.12.1851 auseinandergesetzt hat. Leider gibt es diesen Typus von Politik noch immer, und die größtmögliche Solidarität mit solchen Linken besteht in dem Nachweis, daß die verheerenden Folgen ihres politischen Handelns zu großen Teilen selbstverursacht sind.

Konkret 01/89, S. 34

Eric Bonse

Error ist menschlich

Paradox, aber wahr: Je weiter die Informatiker mit ihrer »künstlichen Intelligenz« vorankommen, umso mehr sind sie auf das Mittun von Menschen angewiesen. In ihrer Verzweiflung ruft die Branche nach einem »Dialog mit dem Faktor Mensch«. Den sollte man sie was kosten lassen

Es ist schon wieder vergessen: Am 3. Juli 1988 schoß der US-Kreuzer Vincennes einen iranischen Airbus ab. 290 Menschen starben, weil das elektronische Seekriegssystem »Aegis« das zivile Flugzeug fälschlich als angreifende Militärmaschine identifiziert hatte. »Dies könnte, wenn wir nicht sehr vorsichtig sind, zur Grabinschrift unserer Zeit werden: Es war niemandes Fehler – die Computer haben es getan«, resümierte damals der amerikanische Kommentator Richard Reeves – der Abschuß über dem Golf war schlicht vorprogrammiert.

Drei Monate später in Hamburg. Programmierer unter sich – bei der Jahrestagung der Gesellschaft für Informatik. Man sucht nach einem Vergleich, um zu erklären, warum Computer nicht das tun, was sie sollen. Tagungsleiter Prof. Rüdiger Valk hat eine Idee – er vergleicht Computer mit Flugzeugen: »Anders als bei rein technischen Produkten, wie etwa Flugzeugen, steht bei Computer-Systemen deren Funktionalität nicht fest, sondern entwickelt sich erst mit dem System selbst und seinem Einsatz.«

Was will der Professor für theoretische Informatik damit sagen? Er meint, vereinfacht, folgendes: Flugzeuge fliegen (fast) immer, Computer aber stürzen erstmal (fast) immer ab. Denn sie können nur im praktischen Einsatz »richtig« programmiert werden. Er will damit nicht sagen, daß diese praktische Erprobung auch schon mal 290 Menschenleben kosten kann, daß also der Absturz des Airbus notwendig war, damit das Computersystem Aegis »richtig« programmiert werden konnte...

Nein, Valk ist kein Zyniker. Im Gegenteil, Valk ist ein Mahner. Er hat selbst genug Beispiele für »Computer-Versagen« auf Lager, verteilt sie sogar als »Materialien« an die Presse. Er ist kein Mann, der einen Computer zum »General Problem Solver« machen wollte, wie die US-Amerikaner Newell und Simon (die mit diesem Programm scheiterten). Und er steht auch nicht für das Programm, die Komplexität der Welt auf fixe Programme zu reduzieren – wie gewisse Politiker, die Berechenbarkeit als höchstes Ziel preisen. Valk steht vielmehr für den guten, aufgeklärten Informatiker. Er weist unermüdlich darauf hin, daß von Menschen entworfene moderne Software-Systeme zu komplex werden, als daß Menschen sie noch durchschauen und beherrschen könnten. Dieses Paradoxon der Informatisierung ist nicht neu; schon der Computer-Kritiker Joseph Weizenbaum (»Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft«) hat es beschrieben.

Doch welche Konsequenzen zieht man daraus? Welche Konsequenzen zieht man daraus, daß computergesteuerte US-Raketen »versehentlich« Flugzeuge abschießen? Daß Computer-Programme praktisch immer Fehler enthalten und mit der Fehlerbeseitigung (»Wartung«) noch undurchschaubarer werden? Daß die Mehrzahl der bezahlten Software nie zum Einsatz kommt (man nennt es Software-Krise)? Daß sich Computertechnik ökonomisch nicht rechnet? (»Es läßt sich nicht nachweisen, daß die Informationstechnik einen Einfluß auf den betriebswirtschaftlichen Erfolg nimmt«, schreibt z. B. die »Computerwoche« am 30.10.87.) Politische Konsequenzen: vorerst keine. High-Tech ist politisch sakrosankt und seltsam immun gegen jeden rationalen Diskurs. Denn als »Schlüsseltechnologie« fällt Informationstechnik unter den Diskurs der Macht, in dem als Argument nur die Konkurrenz mit den USA und Japan gilt. Außerdem haben Politiker ohnehin keine Ahnung von der Sache. Hören sie von Chips und Kabeln, von bits und bytes, bekommen sie rote Wangen und Dollar-Zeichen in den Augen. Bangemann liefert dafür auf der Informatiker-Tagung ein schönes Beispiel: Information ist für ihn der neue, saubere und schier unbegrenzte »Rohstoff«, auf den die Informationsgesellschaft gegründet werden soll. Damit das funktioniert, muß jeder möglichst bereitwillig und billig Informationen produzieren. Es kann nicht schaden, wenn dies schon in der Kinderstube geübt wird: »Ich sehe Kinder-Programmierer – oder auch Hacker – mit Vergnügen«, bekennt Bangemann begeistert, und wird noch kindischer, als er über den weltweiten Kapitalverkehr sprechen darf: »Täglich wandern 400 Milliarden Dollar um die Erde. Ohne Informationstechnik wäre das nicht möglich. Der Kapitalverkehr hat sich gegenüber der 'real economy' verselbständigt – das ist doch faszinierend, auch für mich als Wirtschaftspolitiker.« Ja, faszinierend, wie dadurch jede rationale Wirtschaftspolitik unmöglich gemacht wird. Faszinierend auch, wie der Programm-Handel an der Wall Street, wie neue Computer-Geldspiele der Yuppies im Jahre 1987 zum Börsencrash beigetragen haben. Wirklich dolle Sache, das!

Dem ebenso ahnungs- wie rücksichtslosen »Hoch der Infotechnik« eines Bangemann entspricht ein ebenso ahnungs- wie hoffnungsloses »Nieder« auf Seiten der Linken. Früher selbst gläubige Anhänger des technischen »Fortschritts«, noch in den 70ern begeistert von Planung und Kontrolle, erkennen sie in Chips und Kabeln heute bloß den alles überwachenden Orwell-Staat, die »Taylorisierung der Kopfarbeit« oder – more sophisticated – den »Imperialismus der instrumentellen Vernunft« (Weizenbaum). Einen politischen Begriff von der Informatisierung und ihren Widersprüchen findet man kaum. Dafür immer mehr PCs in linken und alternativen Wohnarbeitsschlafzimmern.

Doch – welch Trost – die andere Seite ist auch nicht viel weiter. Die Informatiker haben zwar größere Spielzeuge – doch beherrschen tun sie sie auch nicht. Konsequenzen zieht daraus nur eine Minderheit – und die denkt bestenfalls moralisierend über die »Grenzen eines verantwortlichen Einsatzes von Informationstechnik« nach. Nun ist natürlich nichts dagegen einzuwenden, wenn auch Informatiker über Flugzeugabschüsse à la Vincennes ins Grübeln geraten und sich massenhaft der Militärinformatik verweigern. Aber was hilft's – die Informatik ist so universell, daß auch ihre zivilsten Produkte militärisch nutzbar gemacht werden können.

Was soll man schließlich davon halten, wenn politisches Engagement gegen die aggressive Informatisierung bloß als ultima ratio aufscheint, wie in einem Papier zu »Informatik und Verantwortung«? Und das, während die politischen Promoter der Informationstechnik sich gegenseitig überbieten mit Fördermitteln, Lehrstühlen, Propaganda! Da gewinnt der Verantwortungs-Diskurs leicht kompensatorischen Charakter: Irgendwer muß ja die chronisch überhöhten Marketing-Versprechen der infotechnischen Industrie – ohnehin die expansivste im Lande – geraderücken. Solange man dabei nicht zum Äußersten, zum politischen Engagement greift...

Politisch interessanter ist da eine andere Entwicklung: Die Informatiker sind dabei, die Welt neu zu interpretieren. Bisher haben sie sie nur verändert – jetzt philosophiert ihre aufgeklärteste Fraktion auch gerne mit dem Frankfurter Jürgen Habermas über »kommunikative Vernunft« und »Verständigungs-Orientierung«. Allen voran wiederum Rüdiger Valk. Er interpretiert die informatisierte Welt neuerdings als »Informatik-System« – womit er den Blick auf das Geschehen in der Informatik und auf ihre Wirkungen lenken will.

Valk bemüht sich darüber hinaus, »Mißverständnisse« über die Arbeit des Informatikers aufzuklären. Zum Beispiel das Mißverständnis, daß eine saubere Trennlinie zwischen dem Tätigkeitsfeld des Informatikers und dem des Anwenders und Benutzers bestehe. Was will uns der Professor damit nun wieder sagen? – Es geht um dasselbe Problem, das Valk mit dem Vergleich von Computer und Flugzeug zu fassen suchte. Es geht darum, daß die Entwicklung und Wartung von Informatik-Systemen zunehmend komplexe Organisationen menschlicher Arbeitsteilung, Kommunikation und Kooperation erfordert. Statt als rein technischen Job, sehen sich Informatiker gezwungen, ihre Aufgabe als soziotechnisches Informations-Management zu betreiben. Es geht einfach nicht länger an, den Kunden ein System aufzuschwatzen und mit Abstürzen und Datenschrott allein zu lassen. Das »läuft« nicht mehr, im wahrsten Sinne des Wortes.

Statt dessen sind »Dialog«, »Kooperation« oder – bei ganz Fortschrittlichen – »Partizipation« angesagt; wie immer, wenn irgendwo ernste Probleme auftauchen. Was Leute wie Valk noch kritisch meinen haben Beratungs- und Softwarefirmen längst ihren Reden dienstbar gemacht. Im »Dialog« mit den Anwendern will man die neuen, noch komplizierteren Computer-Systeme entwickeln, im »Dialog« die Fehler ausbügeln. Im »Dialog« will man aber vor allem eine bessere Kommunikation und Verständigung mit den Benutzern erreichen, ohne die sich die zunehmende Komplexität der Systeme nicht mehr in den Griff kriegen läßt.

Das muß man sich nun auf der Zunge zergehen lassen: Dieselbe Zunft, die von Tastatur und Bildschirm als »Mensch-Maschine-Schnittstelle« zu sprechen sich angewöhnt hat, die den »Mensch-Maschine-Dialog« als Endziel preist, entdeckt plötzlich die natürlichsprachliche Kommunikation, bittet um Verständigung. – Kleine Anfrage an Habermas: Wie paßt das zu Ihrer Theorie der »Kolonialisierung der Lebenswelt« durch das ökonomische und technische System? Und Weizenbaum: Ist das noch »Imperialismus der instrumentellen Vernunft«? Kehrt nicht vielmehr, gut dialektisch, die kommunikative Vernunft ins Informatik-System zurück?

So fragt einer, der gerne provoziert: Thomas Malsch, Forscher am Wissenschaftszentrum Berlin mit Schwerpunkt Arbeitspolitik. Statt von Dialog spricht er von Wissensgewinnung – und die hat es in sich, ist sie doch der Flaschenhals jeder Programmierung: Schließlich muß der Systementwickler erst einmal wissen, wie ein Arbeitsprozeß läuft, bevor er programmiert werden kann. Um dies herauszufinden, reicht die Fremdbeobachtung der Arbeit nach Art des alten Taylor nicht mehr aus.

Vielmehr, so Malsch, sind Management und Systementwickler zunehmend auf Selbstbeobachtung und Kooperation der Betroffenen/Beschäftigten angewiesen. Dies gilt auch noch, nachdem das Programm implementiert ist und das Wissen den Anwendern in reduzierter und digitalisierter Form – als fremde Vorschrift – gegenübertritt: Denn die Fehler des neuen Programm-Systems sollen berichtigt, seine Ergebnisse wollen interpretiert werden. Wieder bildet sich Erfahrungswissen der damit Beschäftigten, wieder stellt sich dem Management das Problem der Wissensgewinnung, ohne die es die Kontrolle über den Arbeitsprozeß verlieren würde.

Die Wissensgewinnung hört also nie auf, führt nie zur endgültigen Wissensenteignung, wie es die linke These von der »Taylorisierung der Kopfarbeit« nahelegt. Wissen, gerade Rationalisierungs-Wissen, muß ständig durch Erfahrung erneuert, neu produziert werden. Die Wissensproduktion, -enteignung und -rückkehr in Form von Daten und Programmen ist ein Kreislauf ohne Ende, vor allem aber ein sehr sensibler Kreislauf: »Es ist sonnenklar, daß die Informatisierung des Erfahrungswissens höchst verwundbar ist und ein eigentümliches Politikpotential erzeugt«, so Malsch. Politisch verwundbar wird das System insbesondere bei der Dateneingabe – verzögerte oder falsche Eingaben führen dazu, daß es

bald nur noch ein Datenschatten seiner selbst ist. Politisch verwundbar wird es aber auch bei Entwicklung und Weiterentwicklung von Programmen – Malsch spricht vom »Algorithmisierungsbeitrag« der Beschäftigten, der ihnen nur im Gespräch entlockt werden kann.

Bei seinen Überlegungen geht Malsch von relativ fortgeschrittenen informationstechnischen Systemen aus: Nämlich von Meßwarten und Expertensystemen. Diese Systeme sind noch nicht typisch für den Stand der Dinge. Sie stehen aber für die Tendenz:

1. Die Informationstechnik greift weiter aus – vom »eingesperrten« Computer (im Rechenzentrum), über »Insellösungen« (in abgegrenzten Arbeitsbereichen) und die Integration von Arbeitsbereichen bis schließlich zur Integration ganzer Büros und Betriebe. Nachrichtentechnisch wird diese Integration durch inner- und überbetriebliche Vernetzung vorangetrieben. Die Bundespost leistet dazu seit Ende 1988 mit ihrem neuen ISDN-Netz (»Integrated Services Digital Network«) massive Schützenhilfe. Durch Integration und Vernetzung wird Informationstechnik zu einer G*roßtechnologie.*

2. Die Informationstechnik greift tiefer ein: Von der reinen Datenverarbeitung über die Informationsverarbeitung (z. B. Datenbanken) hin zur »Wissens«verarbeitung (Expertensysteme, die sogenannte Künstliche Intelligenz). Dadurch wird Informationstechnik zu einer *Bewußtseinstechnologie.*

Der Computer-Alltag ist allerdings längst noch nicht von integrierten und »intelligenten« Systemen geprägt, wie ein interessierter Journalismus weismachen will. Typisch sind heute noch Insellösungen und bereichsintegrierte Systeme der Daten- und Informationsverarbeitung. In der Fabrik sind das zum Beispiel betriebswirtschaftliche Produktionsplanungs-Systeme; in Konstruktion, Arbeitsvorbereitung und Fertigung werden sogenannte CAx-Systeme (für Computer aided...) eingesetzt – wie CAD (für Konstruktion und Entwicklung), CAM (für Teilefertigung/Montage) oder CAQ (für Qualitätssicherung). Diese isolierten Systeme verstärken heute noch tayloristische Tendenzen. Doch fast die gesamte Fachpresse propagiert ein Umdenken, um Vernetzung und Integration der Systeme vorzubereiten. »Verantwortung, Kompetenz und Gestaltungsspielraum der Mitarbeiter müssen zunehmen«, propagiert etwa die »Computerwoche« am 14.10.88.

Dahinter steht dieselbe Erkenntnis, die Valk in selbstkritischer Absicht nicht müde wird zu verkünden: Je komplexer die Systeme, desto abhängiger werden sie von denen, die mit ihnen arbeiten, von deren sogenannter Akzeptanz und so nicht genannter Kollaboration. Vor allem das ist es, was Informatiker auf »Dialog« und »Verständigung« umschwenken läßt. Und natürlich hat das längst auch das Kapital erkannt.

Der Großindustrie wird derzeit das »Computer Integrated Manufacturing« (CIM), die computerintegrierte Fabrik, als »das Ding« der Zukunft angedient. Sie soll die vorhandenen CAx- und Produktionsplanungs-Systeme miteinander verknüpfen, um einen durchgängigen Informations- und Materialfluß sicherzustellen, also Flexibilität und Kontrolle zu maximieren. Doch Werbesprüche wie »CIMsalabim – fertig ist das Ding« verfangen selbst bei harten Rationalisierern nicht mehr. CIM-Pleiten bei General Motors und VW (die berühmte Halle 54) waren Warnung genug.

Zwar bekennen sich die Bauchredner des Kapitals offen zu dem Ziel, »den Faktor Mensch kalkulierbar zu machen, um das sozio-technische Gesamtsystem zu optimieren« (»Computerwoche«, 14.10.88). Und sie geben unverhohlen zu, daß ein »vernünftiges« CIM-System »bei Bedarf personenbezogene und technische Daten verknüpfen kann und somit eine nahezu lückenlose Kontrolle erlaubt«. Doch man hat erkannt, daß der Weg dorthin CIM-lich schwierig ist. Solange der Faktor Mensch nicht informationstechnisch kalkulierbar und kontrollierbar geworden ist, müssen andere, soziale Mechanismen greifen.

Schon die Betriebsdatenerfassung – zentrale Voraussetzung jedes CIM-Systems – , »ist wesentlich von der Mitwirkung der Arbeitnehmerorgane auf allen Ebenen abhängig«, schreibt dazu die »Computerwoche«. Und zur weiteren Durchsetzung des CIM-Projekts heißt es: »Durch kluges, sozialpartnerschaftliches, transparentes Vorgehen muß erreicht werden, daß der Betriebsrat keine Fremdunterstützung anfordert. Vielmehr soll er in der Belegschaft Akzeptanz erzeugen. Die Verhandlungen sollten wie auch die IG Metall und die Arbeitgeberverbände betonen, mit dem Ziel geführt werden, den sozialen Besitzstand zu wahren und den Technikeinsatz durch flankierende Maßnahmen sozialverträglich zu gestalten.«

Hier wird eine neue, ebenso technologische wie betriebsegoistische Sozialpartnerschaft propagiert (Stichwort: »Manufacturing Consent«). Sozialverträgliche Technikgestaltung erscheint dazu keineswegs als Gegensatz, keineswegs als Potential einer kritischen Arbeitspolitik, wie die IG Metall hofft. Technikgestaltung und Dialog sollen vielmehr dazu beitragen, das eigentümliche Politik-Potential der Informatisierung, des Malsch erkannt haben will, stillzulegen. Akzeptanz, Daten und Wissen – diese drei Dinge braucht die reibungslose Informatisierung – sollen getauscht werden gegen Besitzstandswahrung.

Doch dieser Pakt zur Restaurierung des status quo könnte vom Kapital jederzeit gekündigt werden. Er gilt ohnehin nicht für die Opfer der Informatisierung – seien sie arbeitslose Rationalisierungs-Verlierer, seien sie ahnungslose Flugzeug-Passagiere. Und so ist es plausibel, das Spiel einfach umzudrehen: es erst einmal mit Ablehnung der Informationstechnik (statt Akzeptanz) zu versuchen, mit Verweigerung des Daten und Wissen heischenden »Dialogs«.

Vielleicht liegt ja im Schweigen die derzeit effektivste Kritik der politischen Informatik-Systeme. Der Volkszählungs-Boykott war dazu nur eine Fingerübung. Zwar hat er erstmals die politisch kostenlose Bereitstellung von Daten in Frage gestellt. Doch das muß noch besser werden. Es reicht nicht, defensiv Datenschutz zu fordern und den Staat als allmächtigen Orwellschen Dämon auszumalen. So sieht die Linke sich bloß als verfolgtes Opfer, übersieht aber, daß Informatisierung zunehmend auch Mit-Täter braucht, daß die Herstellung von Information Arbeit ist und ihre Bereitstellung bestreikt werden kann.

Gerade jetzt erreicht die Informatisierung eine neue, kritische Qualität: Die Informationstechnik verliert ihren Inselcharakter- sie greift immer tiefer in bestehende soziale Systeme ein und strukturiert sie um. Es entsteht ein umfassendes Informatik-System. Dieses System ist darauf angewiesen

daß die Trennungslinien zwischen Mensch und Computer in die Menschen selbst hineinverlagert, daß Dialogbereitschaft und Kontrolle internalisiert werden. Dies macht die Informatisierung zugleich imperialistischer und verletzlicher; wird sie doch mehr denn je davon abhängig, daß Menschen ihr Wissen und ihre Daten selbsttätig zur Verfügung stellen. Der richtige Zeitpunkt, um über die sogenannte ursprüngliche Akkumulation des »Rohstoffs Information« noch einmal nachzudenken. – Was kostet ein Pfund Information, bitte? Ach, Sie verschenken es! Wie nett! Dann bleibt ja alles beim Alten!

Konkret 01/89, S. 37

Gert Meyer

Kalinka Kalinka

Rassistische Pogrome in Aserbaidshan, nationalistische Exzesse in Armenien und den baltischen Republiken, das Projekt eines deutschen Staates auf dem Territorium der UdSSR – keine Rede also davon, daß nationale Zwietracht der Vergangenheit angehöre, wie das Parteiprogramm der KPdSU von 1906 verkündet. Was aber sind die Gründe für den Aufruhr der sowjetischen Nationalitäten?

Über Nationalitätenfragen in der UdSSR wird in unseren bürgerlichen Medien gerne und ausführlich berichtet. Die Konflikte zwischen Aserbaidshanern und Armeniern im Kaukasus haben beinahe das ganze Jahr 1988 Schlagzeilen gemacht. Das Fernsehen brachte, wann immer sich die Gelegenheit bot, Bilder der Demonstrationen auf dem Theaterplatz von Jerewan, wo zuweilen mehr Personen versammelt waren als jemals auf einer Kundgebung in der Bundesrepublik. Von den Forderungen der Krim-Tataren, in ihre angestammte Heimat zurückzukehren, hört man immer wieder. Aufsehen erregen die großen Volksversammlungen in den baltischen Republiken mit ihren Forderungen nach größerer kultureller, wirtschaftlicher und politischer Autonomie.

Allgemein wird die nationale Frage gerne mit einer Renaissance religiöser Ideen in Verbindung gebracht: Viel war über den Besuch des polnischen Kardinals Jozef Glemp in Belorußland zu lesen, wo er mit zahlreichen Gläubigen für die Öffnung weiterer Kirchen und Klöster betete. Als Höhepunkt des Kohl-Besuchs in Moskau wurde seine Begegnung mit Sowjetdeutschen auf dem Roten Platz gezeigt, die den Kanzler herzlich begrüßten und sich schon auf die Übersiedlung in die Bundesrepublik freuten. Sollten sie hier ankommen, werden schätzungsweise drei Viertel von ihnen bei den nächsten Wahlen CDU oder CSU wählen. Dies alles wird die Leser von KONKRET nicht sonderlich erfreuen.

Aber solche Nachrichten verweisen, auch wenn sie von den Medien entsprechend eingefärbt werden, auf Probleme der sowjetischen Wirklichkeit. Das Zusammenleben von weit mehr als 100 Nationalitäten und Völkerschaften mit völlig unterschiedlichen kulturellen, religiösen und historischen Traditionen ist alles andere als unkompliziert. Dies wird seit einiger Zeit auch in der sowjetischen Publizistik hervorgehoben, welche die früheren »harmonisierenden« Vorstellungen der Politik und Wissenschaft zurückweist, die verschiedenen Nationalitäten befänden sich (ebenso wie die sozialen Klassen und Schichten) in einem stetigen Prozeß gegenseitiger Annäherung und Angleichung, der bereits weit fortgeschritten sei. Noch in der Neufassung des Parteiprogramms von 1986 steht: »Die Lösung der nationalen Frage ist eine hervorragende Errungenschaft des Sozialismus... Nationale Zwietracht gehörte fortan der Vergangenheit an, brüderliche Freundschaft, enge Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe aller Völker der UdSSR wurden zu einer Lebensform.« Heute würde man diesen Satz wahrscheinlich vorsichtiger formulieren.

Die Wunschvorstellungen von einer »prästabilierten Harmonie« zwischen den Nationalitäten hat auch die historische und sozialwissenschaftliche Erforschung dieser Fragen behindert. So ist unser Wissen – auch aufgrund der Sprachschwierigkeiten und der Tatsache, daß die Probleme der einzelnen nationalen und ethnischen Gruppen ganz verschieden sind – sehr gering. Fest steht nur: Die Nationalitätenproblematik hat sich als viel komplexer und kantenreicher erwiesen, als Marxisten innerhalb und außerhalb der UdSSR angenommen haben. Dies zeigt auch ein Blick auf Jugoslawien, Rumänien, China/Tibet.

Ein historischer Rückblick kann zunächst feststellen daß die russische Revolution nach ;917 viel Kraft für die Entwicklung der zahlreichen Nationalitäten aufgewandt hat, die im zaristischen Reich einen minderen Status hatten und deren Angehörige vielfältigen Beschränkungen und Diskriminierungen unterlagen. Unter Lenin wurde dem »großrussischen Chauvinismus« der Kampf angesagt und die Gleichberechtigung der Nationalitäten durchgesetzt (vgl. Einzelheiten bei: Ditte Gerns: Nationalitätenpolitik der Bolschewiki, Düsseldorf 1988). Die folgenden Jahrzehnte zeigten große Anstrengungen zur Überwindung der überkommenen Rückständigkeit der nichtrussischen Territorien. Bereits Ende der 30er Jahre zeichneten sich zumindest auf vier wichtigen Gebieten – Industrialisierung, Bildung, Gesundheit, Frauen gleichberechtigung – Erfolge ab.

Durch Umverteilungsmaßnahmen flossen erhebliche Mittel in die peripheren Regionen, so daß sich hier Industrie, Verkehrseinrichtungen, Städte, Schulen usw. rasch entwickeln konnten. Teilweise erhielt die Industrialisierung der östlichen und südöstlichen Räume durch die Verlagerung der Industrieanlagen aus den Westgebieten nach 1941 Impulse. Es bildeten sich »nationale Abteilungen« der Arbeiterklasse heraus (die Facharbeiter und das Leitungspersonal stammten jedoch lange Zeit aus den westlichen Landesteilen). Der Urbanisierungsprozeß verlief stürmisch. Die Proportionen zwischen Stadt- und Landbevölkerung veränderten sich beispielsweise in Armenien von 10:90 vor dem ersten Weltkrieg auf 17:83 im Jahr 1920, 28:72 im Jahr 1940,56:44 im Jahr 1965 und 68:62 im Jahr 1987.

Die Hauptstadt Jerewan war 1917 eine Kleinstadt mit etwa 34.000 Einwohnern, heute sind es 1,2 Millionen. Das überschnelle Wachstum der Städte brachte eine Fülle von Problemen mit sich (die Wohnraumausstattung, die kommunale und soziale Infrastruktur sind bis heute oft unzureichend). Bewußtsein, Mentalität und Verhalten der ersten

Arbeitergenerationen hinkten lange Zeit hinter dem Urbanisierungsprozeß her und bewahrten noch zahlreiche Segmente der dörflichen Vergangenheit (dies spielte eine Rolle bei der Genesis und Verbreitung des »Personenkults« in den 30er Jahren). Die Stadt-Landproportion beträgt heute insgesamt in der UdSSR 66:34 und liegt in der Russischen Föderation und den baltischen Republiken (Estland 72:28) über dem Unionsdurchschnitt, in den stärker ländlich geprägten Republiken Mittelasiens (Tadshikistan 33:67) deutlich darunter. Ebenso ausgeprägt sind Unterschiede in der Sozial-, Beschäftigungs- und Familienstruktur.

Die Frage, ob sich auch in den Jahren der »Breshnew'schen Stagnation« das Nordwest-Südost-Gefälle in der UdSSR hinsichtlich der »Modernität«, des Industrialisierungsgrades, des Lebensstandards, der Versorgung mit Wohnungen und Dienstleistungen, der sozialen und kulturellen Infrastruktur usw. verringert hat, ist, da keine differenzierten Vergleichsdaten erarbeitet worden sind, schwer zu beantworten. Einige sowjetische Autoren bestreiten, daß eine Annäherung stattgefunden habe. Außer Zweifel dürfte stehen, daß Lebensstandard, Kulturniveau und soziale Sicherungssysteme in Mittelasien erheblich weiterentwickelt sind als beispielsweise in den Nachbarländern Türkei, Iran, Afghanistan, die sich zu Beginn unseres Jahrhunderts auf einem ähnlichen Ausgangsniveau befanden wie Kasachstan, Usbekistan oder Turkmenien . In diesen Sowjet-Republiken hat jeder sein Grundauskommen (Nahrung, Kleidung, Wohnraum, Bildung, Gesundheitsschutz), und das ist auch in sogenannten hochentwickelten Industrieländern keineswegs eine Selbstverständlichkeit.

Die meisten Randgebiete lagen kulturell weit zurück. In Aserbaidshan konnten 1920 nur 20 Prozent der Bevölkerung im Alter von 9 bis 49 Jahren lesen und schreiben (bei Männern waren es 25, bei Frauen 13 Prozent). In Turkmenien, das vor allem von Nomaden bevölkert war, bezifferte sich in jenem Jahr der Alphabetisierungsgrad auf 10 Prozent (Männer 12, Frauen 4 Prozent). Auch in Republiken mit einer sehr langen Tradition schriftlicher Kultur überwogen die Analphabeten: In Armenien konnten 1920 nur 15 Prozent der Bevölkerung (21 Prozent der Männer und 10 Prozent der Frauen) lesen und schreiben. Die nachfolgenden Massenkampagnen zur Alphabetisierung führten dazu, daß Ende der 30er Jahre die Mehrzahl der Bevölkerung das Lesen und Schreiben beherrschte (nach der Volkszählung von 1939 83 Prozent der Aserbaidshaner, 78 Prozent der Turkmenen, 84 Prozent der Armenier). Ein Netz von Grund-, Mittel- und Hochschulen zur Ausbildung nationaler Intelligenzschichten wurde aufgebaut.

Heute zeigen auch die sowjetischen Randgebiete bei einigen Bildungsindikatoren höhere Ziffern als manche entwickelten kapitalistischen Länder. In der UdSSR entfallen auf je 10.000 Einwohner 181 Studenten, in Aserbaidshan sind es 155, in Turkmenien 117, in Armenien 160. Zum Vergleich: In Großbritannien sind es 105, in der Bundesrepublik 138, in Frankreich 158, in Italien 131, in Japan 131. Was das Analphabetentum angeht, so dürfte es heute in Tadshikistan oder Turkmenien weniger virulent sein als in den USA oder Großbritannien.

Auch der Aufbau der Gesundheitseinrichtungen machte große Schritte. Die mittlere Lebenserwartung, die oft nur bei etwa 30 Jahren lag, stieg erheblich; die Mütter- und Säuglingssterblichkeit wurden reduziert; Seuchen und ansteckende Krankheiten (Tuberkulose, Syphilis), die dabei waren, kleinere Völkerschaften im Hohen Norden und in Mittelasien völlig zugrunde zu richten, wurden eingedämmt. In Aserbaidshan entfielen auf je 10.000 Einwohner im Jahr 1920 2,4 Ärzte, 1940 10, 1965 24 und 1986 38 (der Durchschnitt der UdSSR war in diesem Jahr 43). Die geringste Ärztedichte weisen heute Usbekistan (34), Kasachstan (34) und Tadshikistan (27) auf. Diese Ziffern liegen im internationalen Vergleich über denen einiger entwickelter kapitalistischer Länder wie USA (26), Frankreich (23), Japan (20), Großbritannien (18). Die Kennziffer »Ärztedichte« reicht freilich nicht für die Niveaubestimmung eines Gesundheitssystems aus. In den sowjetischen Randgebieten bleibt die Aufgabe weiterer erheblicher Verbesserungen zahlreicher Gesundheitseinrichtungen bestehen; gerade in der letzten Zeit ist nachdrücklich auf erhebliche Mängel hingewiesen worden.

Die Kämpfe um die Frauengleichberechtigung im Sowjet-Orient sind seit den 20er Jahren in verschiedenen Reiseberichten geschildert worden. Zur näheren Information verweise ich auf die Texte von Clara Zetkin und Frieda Rubiner in: »Unterwegs nach Eriwan« (Halle/Leipzig 1988), die diesen Umbruch eindrucksvoller beschreiben als zahlreiche gelehrte Abhandlungen.

Aber die 30er bis 50er Jahre waren für zahlreiche nichtrussische Territorien nicht nur eine produktive Periode des sozialistischen Aufbaus, sondern auch eine Zeit stalinistischer Repressionen, die sich in das kollektive Gedächtnis der Nationen tief eingegraben haben. Ihre Folgen machen sich noch viele Jahre später bemerkbar, und einige der heutigen nationalen Bewegungen in der UdSSR sind ohne sie nicht zu begreifen.

Die überhastete landwirtschaftliche Kollektivierung führte auch in den Randgebieten zunächst zu erheblichen Produktionsabfällen und zu immensen Verlusten an Zug- und Nutzvieh. Im Resultat war sie nicht nur »Modernisierung«, sondern auch Destruierung der überkommenen bäuerlichen Arbeitskultur. Verlustreich war auch die ohne ausreichende Vorarbeiten durchgeführte Seßhaftmachung der Nomadenbevölkerung in Kasachstan und Mittelasien. Die Hungersnot von 1932/33 forderte nicht nur in der Ukraine zahlreiche Opfer, sondern auch im Nordkaukasus, an der Unteren Wolga, im Südural. Von den Stalinschen Verfolgungen und Deportationen in Arbeitslager waren nicht nur zahlreiche »nationale Kader« betroffen, sondern auch sogenannte einfache Menschen – Arbeiter, Verwaltungsangestellte, Kollektivbauern – der Randterritorien. Die historische Forschung in der UdSSR steht vor der schweren Aufgabe (die sie lange Zeit vor sich

hergeschoben hat), mehr Licht in diese dunkle Seite der Geschichte zu bringen. Mit der Aufdeckung der grauenhaften Massaker in Belorußland 1937-1941, vor den Toren der Hauptstadt Minsk, hat sie begonnen, sich auch den schlimmsten Problemen zu stellen (vgl. S. Posnjak: Kuropaty. Eine Tragödie, von der alle wissen müssen, Moskau News, November 1988).

Die drei baltischen Republiken, zwischen den Weltkriegen selbständige Staaten, wurden nach Abschluß des deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrags vom August 1939 über verschiedene Zwischenetappen in den Sowjetverband inkorporiert. Die nachfolgenden politisch-gesellschaftlichen Umwälzungen in diesen Republiken waren ambivalent: Einerseits knüpften sie an die revolutionären Impulse von 1917-1919 an, die später von diktatorischen Regimen ausgelöscht wurden; andererseits traten in ihnen die Stalinschen Repressionsapparate in Aktion, und zahlreiche Angehörige besonders der oberen Schichten wurden 1940/41 deportiert.

Während des zweiten Weltkriegs wurde gegen einige südliche Völker (Krim-Tataren, Kalmücken, Karatschaer, Balkaren, Tschetschenen und Inguschen) der pauschale Vorwurf der Kollaboration mit Hitlerdeutschland erhoben, und sie wurden in die östlichen Gebiete deportiert. Inwieweit und aus welchen Gründen es partielle Kollaboration gegeben hat, ist schwer zu beurteilen und bedarf noch der historischen Aufarbeitung. Nach dem 20. Parteitag von 1956 wurden diese generellen Vorwürfe als haltlos revidiert. Die Krim-Tataren haben das Recht auf Freizügigkeit zurückerhalten, nicht aber das Recht auf eine eigene Republik auf der Krim.

Auch die Sowjetdeutschen unterlagen Repressionen, die im Kontext des zweiten Weltkriegs stehen. Diese Seite des »Stalinismus« ist nicht in erster Linie das Werk Stalins, sondern vor allem das Hitlers, ohne dessen Kriegsvorbereitung und Überfall die Sowjetdeutschen ihre 1924 aus der 1918 gegründeten Arbeitskommune der Wolgadeutschen entstandene Autonomie Republik an der Wolga (die 1939 600.000 Einwohner zählte, von denen zwei Drittel Deutsche waren), wohl ebenso hätten behalten können wie die schon seit dem 18. Jahrhundert bestehenden Siedlungen in der Ukraine und im Kaukasus. Heute siedelt die recht große Gruppe der Sowjetdeutschen vor allem in Kasachstan (nach der Volkszählung 1979 sind es I ,9 Millionen, sie nehmen damit die 14. Stelle auf der nach Umfang gegliederten Nationalitätenskala ein). Lange Zeit ist über sie in der sowjetischen Presse wenig berichtet worden. Vor kurzem ist ein längerer Prawda-Artikel auf einige Probleme ihrer Geschichte eingegangen. In ihm heißt es abschließend: »Viele Sowjetdeutsche sprechen sich schon seit dem Krieg für die Wiedererrichtung einer autonomen Republik aus. Die diesbezüglichen Vorschläge über die Wiedererrichtung einer eigenen staatlichen Struktur für die Sowjetdeutschen werden gegenwärtig von den Partei- und Staatsorganen auf lokaler und nationaler Ebene untersucht« (4.11.1988).

Diese Suche wird nicht so schnell zu einem Ergebnis gelangen, da die Sowjetdeutschen kein geschlossenes Territorium besiedeln und in Kasachstan nur eine kleine Minderheit der Bevölkerung stellen (1979 waren es 6 Prozent gegenüber 36 Prozent Kasachen und 41 Prozent Russen). Insgesamt haben die schweren Lebenserfahrungen besonders der älteren, oft auch religiös gebundenen Generation zu keiner größeren Verbreitung marxistischer oder sozialistischer Ideen geführt (die Sowjetdeutschen sind auch relativ schwach in der KPdSU vertreten), wohl aber zu erheblichen Illusionen über das Leben in der »reichen Bundesrepublik«.

Die jüdische Bevölkerung, besonders ihre intellektuelle Schicht, stellte sich aufgrund der Erfahrungen mit dem vom Zarismus und von der russischen Gegenrevolution geförderten Antisemitismus nach 1917 zu großen Teilen auf die Seite der Sowjetmacht, die sie vor Pogromen schützte und ihr Gleichberechtigung, Freizügigkeit und Aufstiegsmöglichkeiten gab. Sie ist als mit der städtischen Kultur eng verbundene Gruppe bis heute relativ stark in gesellschaftlichen Führungspositionen (auch in der KPdSU) vertreten. Im Jahr 1934 erreichte sie die Gründung des Jüdischen Autonomen Gebiets (Birobidshan) im Fernen Osten, des ersten jüdischen Staates der neueren Zeit, in dem freilich nur ein sehr geringer Teil der insgesamt etwa 1,8 Millionen sowjetischen Juden lebt. Andererseits wurden Teile der jüdischen Intelligenz, offenbar besonders in der Spätzeit Stalins und während der Kampagne gegen den »Kosmopolitismus« Ende der 40er/Anfang der 50er Jahre, mit antisemitischen Ressentiments konfrontiert.

Probleme anderer Art wurden dann in den langen Jahren der »Breshnew'schen Stagnation« akkumuliert. Indem man offiziell davon ausging, daß keine Nationalitätenprobleme existierten, konnte man sie auch nicht lösen. Die entsprechenden staatlichen Organe, etwa der Nationalitätensowjet des Obersten Sowjets, haben keine eigenen Aktivitäten entwickelt.

Besonders in den transkaukasischen und mittelasiatischen Republiken haben sich in diesen Jahrzehnten in den oberen und mittleren Ebenen von Partei, Staat, Wirtschaft und Kultur weitverzweigte Clansysteme entwickelt und verfestigt, die von Familien und Sippen der aufsteigenden Intelligenzschichten getragen wurden. Sie sorgten oft dafür, daß die Angehörigen der eigenen Nationalität ihr Aus- und Unterkommen fanden. Beispiel: Der Anteil der kasachstanischen Studenten an der Universität Alma Ata beläuft sich auf 75 Prozent, am Institut für Zoologie und Veterinärmedizin sogar auf 90 Prozent, obwohl die Kasachen in der Republik insgesamt weniger als 40 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Die »anderen« Nationalitäten hatten dann das Nachsehen: etwa die Armenier in Berg-Karabach, die dort zwar eine Dreiviertelmehrheit, in der Aserbaidshanischen Republik aber nur eine Minderheit (etwa 8 Prozent) stellen. Die Historiker der in den Republiken

aufgebauten Hochschulen und Akademien glorifizierten oft die Helden der eigenen Geschichte (etwa die Taten Timur Lenks), worüber jene Völker, die von diesen Herrschern unterdrückt worden waren, kaum erbaut waren.

Unter Breshnew wurden solche Protektionssysteme, Sippen und Seilschaften, die oft weit in die vorrevolutionäre Zeit zurückreichen, nach der Devise »leben und leben lassen« geduldet, auch wenn sie die ökonomisch-soziale Entwicklung mancher Territorien blockierten; zentrale Planziele sind besonders in Mittelasien nicht oder nur mit Hilfe erheblicher statistischer Manipulationen erreicht worden, die gesellschaftliche Arbeitsproduktivität ist, wie in Turkmenien, über mehrere Planjahrfünfte hinweg nicht gestiegen, die soziale Infrastruktur wurde nicht weiter ausgebaut. Die Auswechslung der alten einheimischen Kader durch jüngere, effektivere russische, die daraufhin seit 1985 in Zentralasien in großem Umfang vorgenommen wurde, ist aber mancherorts als Verletzung nationaler Gefühle aufgefaßt worden und hat zu Unruhen geführt (Alma Ata, Dezember 1986).

Erhebliche Konfliktpotentiale entstanden durch die hochgradige Zentralisation politischer und wirtschaftlicher Entscheidungen. Die materiell und personell wohlausgestatteten Moskauer Zentralbehörden (Industrieministerien) legten Planprojektionen, Investitionen und Bauvorhaben fest, ohne ausreichend auf regionale, nationale oder ökologische Fragen Rücksicht zu nehmen. Weil etwa die baltischen Republiken über eine entwickelte Infrastruktur und qualifizierte Arbeitskräfte verfügten, wurden gerade sie oft bevorzugtes Terrain für riesige Industrieprojekte, die einen raschen Zustrom von fremden russischen, ukrainischen oder belorussischen Einwanderern nach sich zogen. Da die baltischen Völker sehr klein, die slavischen aber sehr groß sind (in der UdSSR gibt es 1 Million Esten, 1,5 Millionen Belorussen, 42 Millionen Ukrainer und 137 Russen, zudem mit überdurchschnittlicher Mobilität) und der Bevölkerungszuwachs der baltischen Nationen, im Unterschied etwa zu den mittelasiatischen, sehr gering ist, stellte sich rasch das Problem der »Überfremdung« und »Russifizierung«. Hierzu erklärte der ZK-Sekretär und Vorsitzende der Sonderkommission für nationale Fragen der KP Estlands, Indrek Toome:

»Es geht um einen Problemkomplex, der mit der Tätigkeit der zentralen Behörden im Zusammenhang steht, die auf eine extensive und ökologisch gefährliche Entwicklung der Wirtschaft Estlands orientiert sind und eine übermäßige und unkontrollierte Bevölkerungszuwanderung in die Republik verursacht haben. Es geht um die Verletzung zahlreicher Paragraphen und Artikel der Verfassung der Unionsrepubliken, da der Ministerrat der UdSSR und zentrale Behörden häufig Beschlüsse fassen, die den verfassungsmäßigen Souveränitätsprinzipien der Republiken zuwiderlaufen. Es geht darum, daß heute nicht die örtlichen Sowjets, sondern die Unionsbehörden die allmächtigen Herrscher über die Territorien sind, daß sich die Diktatur der Bürokratie, unter der das ganze Land in den letzten Jahrzehnten stöhnt, in den Unionsrepubliken doppelt bemerkbar macht, da die Unionsministerien und -behörden bei der Verfolgung ihrer eigenen Ziele den lokalen ökonomischen, sozialen, kulturellen und ökologischen Interessen keinerlei Beachtung schenkten. Auf dem Gebiet der Estnischen SSR, die an akutem Arbeitskräftemangel leidet, wurden arbeits- und materialintensive Produktionsstätten errichtet. Dabei wuchsen unrentable Wirtschaftszweige, und eine unkontrollierte Bevölkerungszuwanderung setzte ein, die nicht ohne Auswirkung auf die Beziehungen zwischen den Nationalitäten blieb. Das Ergebnis sieht heute so aus, daß die Nicht-Esten bereits knapp die Hälfte (40 Prozent) der eineinhalb Millionen Einwohner ihrer Republik stellen. Die meisten Zugewanderten kamen auf Anforderung von Betrieben nach Estland. Sie wurden im Vergleich zu den Einheimischen mit eineinhalb mal mehr Wohnraum versorgt. (...) Laut Angaben von Soziologen erklären 47 Prozent der Einwanderer, ihnen sei es egal, wo sie wohnten. Viele sind darunter, denen die Sorge der ansässigen Bevölkerung um das Schicksal ihrer Kultur, ihrer 'kleinen Heimat' fremd ist.« (Neue Zeit 1988, Nr. 39)

Dieser Beitrag macht deutlich, daß nationale Fragen oft keine Probleme sui generis sind, sondern tief in ungelösten wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Fragen wurzeln. Wenn der Wohnraum in den Städten, gerade für die jüngere Generation, nicht ausreicht, wenn Freizeit- und Sozialeinrichtungen fehlen oder nicht attraktiv sind, wenn im kulturellen Leben »nichts los ist«, wenn die Behörden »Schlendrian« an den Tag legen und sich um Luft- und Wasserverschmutzung, die in manchen Ballungsräumen der UdSSR bereits bedrohliche Ausmaße angenommen hat, nicht kümmern, wenn die Lebensmittelversorgung nicht funktioniert, die Arbeitsbedingungen Frust hervorrufen und die in den vergangenen Jahrzehnten erheblich verbreiterten Intelligenzschichten zu wenig Aufstiegs- und Partizipationschancen sehen, dann können diese Probleme als »nationale« Unzufriedenheit aufbrechen. Dies ist besonders dann wahrscheinlich, wenn das politische System (Partei, Staatsorgane, Komsomol, Gewerkschaften, Medien usw.) nicht sensibel genug ist, diese Fragen aufzugreifen, öffentlich zu machen und ihre demokratische Lösung anzustreben.

Je lederner und schablonenhafter die glatten Formeln der Politik und des »wissenschaftlichen Kommunismus« in der Breshnew-Zeit wurden, desto attraktiver mußten traditionale, nationale, religiöse Denkformen erscheinen. So wuchs nicht selten die Neigung, sich mit Kultur und Sitten der »eigenen« Nation zu (über-)identifizieren. Neben den »traditionalen« Nationalismus vor allem in den geschlossenen ländlichen Siedlungsgebieten trat ein städtischer »friktionaler« Nationalismus in den Ballungsgebieten mit einer Vielzahl ethnischer Gruppen.

In den baltischen Republiken haben sich 1988 aus den nationalen Bewegungen »Volksfronten« gebildet, die unter der einheimischen Bevölkerung über einen großen Anhang verfügen. Ihr Ziel ist die Stärkung der politischen und

wirtschaftlichen Souveränität der Republiken gegenüber den Zentralinstanzen und die stärkere Berücksichtigung und Durchsetzung der Belange der einheimischen Nationalitäten im gesamten Spektrum des öffentlichen Lebens dieser Republiken. Bei der Gründung der lettischen Volksfront auf einer Massenversammlung in Riga »bekamen hohe Partei- und Regierungsfunktionäre Lettlands in den zwei Tagen mehr Vorwürfe an ihre Adresse zu hören als in den ganzen Jahren ihrer Arbeit« (Moskau News, November 1988). Aber die Volksfront, die sich an den Sowjetwahlen beteiligen will, versteht sich nicht als Gegenorganisation zur KPdSU, sondern will als Massenvereinigung für die Durchsetzung von Perestrojka und Demokratie in der Republik eintreten. Derweil ist im Gegenzug vor allem von russischen Immigranten, eine »Internationale Bewegung« gegründet worden, welche eine Vorzugsbehandlung der einheimischen Nationalität strikt ablehnt.

Welche Wege können in Zukunft begangen werden? Offenbar sind die Nationalitätenfragen nicht durch veränderte Grenzziehungen zu lösen, da die Völker der UdSSR mittlerweile bunt durcheinandergewürfelt leben. Über 20 Prozent der sowjetischen Bevölkerung leben in Republiken, in denen sie nicht zur Hauptnationalität zählen. Da in jeder Großstadt Dutzende von Nationalitäten leben, genügen auch nicht erweiterte Kompetenzen für die Unionsrepubliken. Die Nationalitätenfrage muß auf allen staatlichen Ebenen, in den Partei- und Wissenschaftsgremien im Medium von Glasnost thematisiert werden. Wesentlich zur Lösung der Probleme sind Dezentralisierung und Demokratisierung der politischen und ökonomischen

Entscheidungen. Wenn die Städte, Gebiete und Republiken größere Kompetenzen, mehr Finanzmittel und eine größere Verfügung über die eigenen Ressourcen erhalten, können sie auch mehr Sensibilität für die nationalen Belange entwickeln. Diskutiert wird derzeit ein Einstieg der Gebiete und Republiken in das Prinzip der wirtschaftlichen Rechnungsführung: Jede nationale und territoriale Einheit soll wissen, was sie dem gesamtstaatlichen Wirtschaftsfonds gibt und aus ihm erhält. Die Verwirklichung dieses Prinzips wäre besonders für die ökonomisch weit entwickelten baltischen Republiken von Vorteil, die gegenwärtig wohl mehr »geben« als »nehmen«. (Hier droht allerdings die Gefahr eines noch größeren regionalen Gefälles.) Auch die Möglichkeiten direkter Beziehungen zwischen den Gebieten und Republiken sollen erweitert werden – bisher lief viel zuviel »über Moskau«.

Die Parteikonferenz vom Juni 1988 beschloß, den Spielraum für die einzelnen Nationalitäten zu vergrößern, die eigene kulturelle Infrastruktur weiterzuentwickeln. Äußerst sensibel ist das Sprachenproblem. Wünschenswert wäre eine allgemeine Zweisprachigkeit: die Muttersprache als Alltags-, Schul- oder auch Amtssprache; Russisch als Verkehrssprache zwischen den Nationen und als eine Brücke zur Weltkultur. Bislang sind jedoch die Russischkenntnisse verschiedener Nationen (besonders in den Dörfern Mittelasiens) und vor allem die Kenntnisse »nationaler« Sprachen durch immigrierte Russen unzureichend. So forderte die Parteikonferenz: »Die Sprache jenes Volkes, nach dem die Republik benannt ist, soll auch von den übrigen dort lebenden Nationalitäten, vor allem aber von den Kindern und Jugendlichen erlernt werden.«

Als Ziel wurde formuliert: »Wir müssen eine Atmosphäre in unserer Gesellschaft schaffen, die bewirkt, daß sich alle Nationalitäten an jedem Platz unserer sozialistischen Heimat zu Hause fühlen.« Der Weg dorthin ist sicherlich noch weit und steinig. Er hängt nicht zuletzt von den Erfolgen der Perestrojka ab. Hier sind zwei Szenarien denkbar. Entweder absorbieren ständige Reibereien zwischen den Nationalitäten so viel Energie, daß sie Produktionsentwicklung, soziale Fortschritte und die Perestrojka insgesamt blockieren. Oder aber: Die großen materiellen und kulturellen Potentiale, die im gemeinsamen Leben, Arbeiten und Politikmachen so vieler Nationen liegen, transformieren sich zu einer produktiven Kraft, welche den Gesamtprozeß der Perestrojka weitertreibt, der seinerseits auch die Nationalitätenproblematik entspannt und perspektivisch Ansätze eines »sozialistischen Zusammenlebens« der verschiedenen Völker und Nationen hervorbringt.

Gert Meyer ist Osteuropa-Historiker und Hg des Bandes »Wir brauchen die Wahrheit«, Geschichtsdiskussion in der UdSSR, Pahl-Rugenstein 1988

Konkret 01/89, S. 42

Pit Wuhrer

Immer noch die weißen Neger

1968 – da war doch noch was? In jenem Jahr begann in Nordirland der Befreiungskrieg, das heißt: er begann erneut, denn er dauert schon Jahrhunderte. Und nun dauert er bereits wieder zwanzig Jahre, und ein Ende ist nicht in Sicht. Die IRA, die älteste und erfolgreichste Guerilla Europas, ist heute so stark wie nie zuvor

Die Straße, die vom Marktplatz direkt nach Westen führt, teilt die achttausend Einwohner von Dungannon fein säuberlich in zwei Gemeinden. Im Süden leben die Protestanten, im Norden die Katholiken, das war schon immer so. Die gepanzerten Polizeifahrzeuge stehen entlang der protestantischen Häuserfront, denn von dort kommen die Polizisten. Die Kühlerhauben sind gegen den Marktplatz gerichtet, als wollten sie jederzeit losfahren, in die tausendköpfige Menge hinein, die den Rednern des »68er Komitees« zuhört. Auf der Ladefläche eines kleinen Lkws sitzen die »Veteranen« von damals, Bernadette-McAliskey, Michael Farrell, Gerry Adams, weiser geworden und kein bißchen müde. Mit ihnen waren viele schon einmal die schmale Straße von Coalisland nach Dungannon gezogen, acht Kilometer hügelauf und hügelab, vorbei an Hecken und steinigen Wiesen. Andere jedoch, die heute mitgelaufen sind, waren vor 20 Jahren, beim ersten Marsch der nordirischen Bürgerrechtsbewegung von Coalisland nach Dungannon, noch gar nicht geboren.

»Dieser Staat ist erledigt«, ruft Gerry Adams über den Marktplatz, und die Versammelten klatschen begeistert. »Er wird noch künstlich beatmet, er wird noch mit britischen Gewehren, britischem Geld und britischen Privilegien für alle loyalen Untertanen am Leben gehalten, aber das funktioniert nicht auf ewig.« Gerry Adams, Gründungsmitglied der Nordirischen Bürgerrechtsbewegung, ist heute Unterhausabgeordneter von West-Belfast und Präsident der Sinn Féin, der Partei der republikanischen Widerstandsbewegung.

Zwei Tage vorher hatte Gerry Adams dreißig Kilometer östlich von Dungannon die letzten Worte über den Gräbern von Gerard und Martin Harte gesprochen, und gestern war er bei der Beerdigung von Brian Mullin. Die drei IRA-Voluntäre waren Anfang der Woche von einem Sonderkommando der britischen Terrortruppe SAS erschossen worden. Der SAS hatte die IRA-Einheit mit MP-Salven durchlöchert und damit – nach Gibraltar – einen weiteren Beweis für die britische Politik der Todesschüsse geliefert. Und am vorangegangenen Wochenende hatte Adams mit tausend Demonstranten am Hauptgrenzübergang zwischen Nord- und Südirland gestanden, um gegen die Auslieferung des republikanischen Gefangenen Robert Russell zu protestieren, der in den frühen Morgenstunden von den irischen Behörden an die Briten übergeben wurde. Am gleichen Wochenende war es dann in West-Belfast zu den heftigsten Unruhen seit dem Hungerstreik 1981 gekommen. Die Leute hatten über einhundert Lkws beschlagnahmt, sie an die Hauptzugänge ihres katholischen Viertels gesteuert, angezündet und diese brennenden Barrikaden tagelang besetzt gehalten. Ihr Protest richtete sich anfänglich gegen den »Verräter Charles Haughey« – der irische Premierminister hatte mit der Londoner Regierung ein neues Auslieferungsabkommen unterzeichnet, Robert Russell war das erste Opfer. Als die Katholiken West-Belfasts von den Todesschüssen auf der Landstraße in County Tyrone hörten, legten sie noch ein paar Lastwagen nach.

Eine normale Woche im nordirischen Herbst 1988? Nicht ganz. Immerhin gedachten die Republikaner auch der längsten Phase ihres jahrhundertealten Befreiungskrieges, die vor zwanzig Jahren begonnen hatte. »Wir haben damals mehr Mut gehabt als Verstand«, erzählt Fergus O'Hare, der die beiden Märsche Coalisland-Dungannon, 1968 und 1988, mitorganisierte. »Wir hatten nicht die Erfahrung unserer Eltern und Großeltern, die in den 20er, 30er und 40er Jahren zusammengeschlagen und interniert wurden. Aber wir hatten enormes Selbstvertrauen.« Fergus O'Hare gehörte 1968 zu den Katholiken, die nach einer Bildungsreform erstmals studieren durften und im Fernsehen die Bilder vom Aufstand der Schwarzen in den US-amerikanischen Großstadtghettos sahen. Da sei ihnen aufgegangen: »Wir sind die weißen Neger von Nordirland.«

Die Bürgerrechtsbewegung, von Studenten initiiert, von der katholischen Minderheit Nordirlands rasch bevölkert, hatte sehr einfache, aber fundamentale Forderungen aufgestellt: Gleiches Wahlrecht für alle, gleiche Arbeits- und Wohnmöglichkeiten, Abschaffung der Sondergesetze, Auflösung der B-Specials – einer brutalen bewaffneten Hilfstruppe der protestantischen Polizei (RUC) . Doch das war schon zuviel für das unionistische Einparteien-Regime Nordirlands, das fast fünfzig Jahre lang die Protestanten bevorzugt und die nationale Minderheit terrorisiert hatte.

Die erste Bürgerrechtsdemonstration 1968 war noch friedlich verlaufen; die zweite, in Derry, Nordirlands zweitgrößter Stadt, wurde bereits niedergeknüppelt; die dritte, ein Marsch der linken Studentenorganisation »People's Democracy« Anfang Januar 1969 von Belfast nach Derry, endete in einem Blutbad. In Derry tauchten die ersten Barrikaden auf. Die Stadt, in der doppelt soviel Katholiken wohnten wie Protestanten, in der aber aufgrund von Wahlkreismanipulationen und einem Wahlsystem, das nur Grund- und Hausbesitzern ein Stimmrecht gab, die Unionisten den Stadtrat beherrschten, diese Stadt wurde zum Zentrum der Bürgerrechtsbewegung. Um ihre politische Dominanz zu behaupten, vergaben die Unionisten dort wie überall in Nordirland Arbeitsplätze und Wohnraum vorwiegend an Protestanten; die Katholiken blieben Bürger zweiter Klasse, benachteiligt und mit einem wohlbestückten Arsenal repressiver Gesetze in Schach gehalten.

Die Bürgerrechtsbewegung hatte jedoch einen Prozeß in Gang gesetzt, der nicht mehr zu stoppen war: Nordirlands Premierminister Terence O'Neill, der sich kompromißbereit gezeigt hatte, um die unionistische Vorherrschaft im Kunststaat Nordirland zu retten, wurde von rechten Hardlinern gestürzt, sein Nachfolger James Chichester-Clark mußte nach kurzer Zeit dem noch reaktionäreren Brian Faulkner weichen.

In Derry probte derweil die RUC eine Invasion des nationalistischen Quartiers Bogside. Polizisten stürmten Häuser, zerschlugen Mobiliar und Bewohner, einer starb an den Verletzungen. Im August 1969, als die in der Orange Order organisierten Protestanten wie jedes Jahr in einem Marsch S des Widerstands der protestantischen Lehrlinge gegen den Katholiken James II. im Jahre 1688 gedachten und ihre Polizisten die Bogside überfielen, ' wurde daraus die Schlacht um Bogside und »Free Derry« – ' eine No-Go-Area für die nordirischen »Ordnungskräfte«, die diese Schlacht verloren. In jenen Tagen ließ die britische Labour-Regierung Truppen einmarschieren, die kurzzeitig zwischen den Fronten standen.

Zu diesem Zeitpunkt war die IRA, die von 1956 bis 1962 einen erfolglosen Grenzkampf mit verheerenden Auswirkungen geführt hatte, praktisch nicht mehr existent. Der Großteil der irischen Rebellenarmee war schon in den frühen 20er Jahren aufgerieben worden: Als 1921 die südirische Kleinbourgeoisie den Guerillakrieg der IRA gegen geringe Zugeständnisse der Londoner Kolonialmacht für beendet erklärt und einer Teilung der Insel zugestimmt hatte, kämpften lediglich die militanten Republikaner weiter. Großbritannien hatte damals auf Druck der protestantischen Siedler im Nordosten der Insel den ursprünglichen Plan eines halbwegs selbstverwalteten Irlands unter Londoner Kontrolle fallengelassen und sechs der 32 Grafschaften im »Vereinigten Königreich« belassen. Die neue Grenze war dabei willkürlich gezogen worden: Die loyalen Protestanten sollten ein Gebiet zur eigenen Verfügung bekommen. Um dieses Terrain abzurunden, mußte jedoch eine große Minderheit der revoltierenden Iren in diesen neuen Staat mitaufgenommen werden. Die Irish Republican Army (IRA), die für die Freiheit der gesamten Insel gekämpft hatte, wehrte sich gegen den Kompromiß, den die Freistaatler im Süden eingegangen waren, unterlag jedoch im Bürgerkrieg 1921-23, den das südirische Bürgertum mit Londons Unterstützung gewann. Im Norden baute die Bourgeoisie derweil ihren Staatsapparat aus; bewaffnete protestantische Polizei, paramilitärische Hilfstruppen (die B-Specials), drakonische Gesetze (der Specials Powers Act zum Beispiel erlaubte jederzeit die Internierung verdächtiger Republikaner) und ein diskriminierendes Wahlrecht sicherten den Kunststaat ab und gaben der protestantischen Arbeiterklasse die Gewißheit, daß sie trotz ähnlich ärmlicher Lebens- und Arbeitsbedingungen immer noch besser dran war als ihre katholischen Klassengenossen. Eine Gleichberechtigung der nationalistischen Minderheit hätte ihre kleinen Privilegien bedroht; in der Titanic-Werft Harland & Wolff waren von 40.000 Beschäftigten kaum hundert katholisch.

In den Jahren zwischen 1920 und 1950 wurden IRA-Mitglieder mit schöner Regelmäßigkeit beiderseits der Grenze inhaftiert; wann immer die nordirische Regierung Republikaner internierte, sperrte auch Dublin ein. Als die Demonstrationen der Bürgerrechtsbewegung 1968/69 zu einem massiven Gegenschlag der bewaffneten Formationen des nordirischen Staates und der radikalen Protestanten unter dem bigotten Pfarrer Ian Paisley führten, bestand die IRA in Dublin nurmehr aus einer Rentnerschwadron, die Angelparties organisierte und alte Rebellenlieder sang; in Belfast war die Situation nicht anders. Mitte 1968 hatte die IRA-Führung sämtliche Waffen an die Free Wales Army verkauft, um die Druckrechnungen ihrer Zeitung »United Irishman« zu begleichen. Als sich die RUC durch die nationalistischen Ghettos von Derry und West-Belfast prügelte, tauchten dort die ersten Umbenennungen auf: »IRA = I Ran Away«, stand an den Wänden.

Es dauerte über ein Jahr, bis IRA-Mitglieder durch die Viertel patrouillieren konnten, um die katholische Bevölkerung vor den Angriffen der RUC und den Loyalisten zu schützen, die im August 1969 in einer Nacht über 150 Belfaster Häuser in Brand gesteckt hatten. Während hunderte katholische Familien in den Süden flüchteten, spaltete sich – kaum im Einsatz – die republikanische Bewegung. In den 60er Jahren hatte der linke, KP-nahe Flügel der IRA das Kommando übernommen; er setzte auf den politischen Kampf gemeinsam mit der Bürgerrechtsbewegung, um den nordirischen Staat zu reformieren. Die rechten Traditionalisten, später die Provisional IRA, wollten hingegen diesen Staat militärisch zerstören. Doch das besorgte dieser selbst.

»Die Reaktion der RUC, der B-Specials, der britischen Armee und der Loyalisten auf unsere Demonstrationen zeigte, daß es nicht möglich war, Gerechtigkeit in diesem sektiererischen Staat herzustellen. Uns allen wurde klar, daß wir weitergehen mußten, daß wir innerhalb Nordirlands nie Gerechtigkeit erfahren konnten«, sagt Michael Farrell, einer der führenden Bürgerrechtler, zwanzig Jahre später auf dem Marktplatz von Dungannon. 1970 kühlten die anfänglich guten Beziehungen zwischen Katholiken und der britischen Armee, die ursprünglich als neutrale Friedenstruppe begrüßt worden war, merklich ab. Im Juli zogen die bigotten landsmannschaftlichen Vereinigungen der Orange Order unter militärischem Schutz durch nationalistische Gebiete, und über West-Belfast wurde eine Ausgangssperre verhängt. Die Armee stellte sich immer deutlicher auf die Seite des nordirischen Staates; lange bevor die IRA ihren Krieg gegen die britischen Truppen begann, schossen Soldaten Ihrer Majestät unbewaffnete Demonstranten nieder.

In der Nacht zum 9. August 1971 überfiel die Armee zum wiederholten Mal die katholischen Viertel. Diesmal zerrten sie 342 Nationalisten aus den Betten, um sie in Konzentrationslager zu sperren. London und die nordirische Regierung im

Schloß von Stormont wollten mit der Internierung den Widerstand brechen, dem sie mit Kampfgas, Schlagstöcken, Plünderungen, Mißhandlungen und Folterungen nicht beikommen konnten. Doch das Gegenteil trat ein: Nationalisten standen Schlange, um in die IRA aufgenommen zu werden. Am »Blutsonntag von Derry« (30. Januar 1972) ermordete die Armee nicht nur 14 Demonstranten, sondern auch die Bürgerrechtsbewegung. Kurze Zeit später löste Westminster das nordirische Parlament auf und führte die britische Direktherrschaft ein.

Seither haben sich die Fronten nicht mehr geändert. Die Officials, der eher linke Teil der IRA, erklärten 1972 einen einseitigen Waffenstillstand, den sie, nun »Worker's Party« geheißen, bis heute einhalten. Die Provos hingegen, einst religiös-traditionalistische Fundis, haben sich im letzten Jahrzehnt zu einer linksrepublikanisch-sozialistischen Bewegung entwickelt. Die feindliche Haltung der irischen Republik, die wachsende Massenarbeitslosigkeit unter den Katholiken (in West-Belfast erreicht die Arbeitslosenquote in manchen Bezirken inzwischen bis zu 86 Prozent) und die vielen Knastschulungen führten zu einem radikalen Positionswechsel. Sinn Féin und IRA sind nicht mehr die blindwütigen Pistoleros und Bombenleger, die Cafés und Kneipen sprengen (wie noch Anfang der 70er Jahre). Solch sektiererische Anschläge sind das Markenzeichen der protestantischen Killerkommandos geworden (vgl. KONKRET 1/87), die jeden Katholiken zum IRA-Sympathisanten und damit zu Freiwild erklärten.

Die Loyalisten waren es auch, die alle reformistischen Anstrengungen der britischen Regierung zur Einbindung des katholischen Mittelstandes in die Regierungsgeschäfte zu Fall brachten. 1974 scheiterte der Plan einer Machtteilung an einem Generalstreik der protestantischen Arbeiter. Auch das 1985 unterzeichnete anglo-irische Abkommen von Hillsborough traf auf den erbitterten Widerstand der Protestanten. Dabei zielten alle »Reform«-Bemühungen der Londoner Regierungen auf eine Schwächung der immer stärkeren und populäreren IRA. Mit politischen Zugeständnissen an die Minderheit, so dachten sie, könne den »Extremisten« ihre Basis entzogen werden. Parallel dazu intensivierte London Repressions- und Counter-Insurgency-Operationen. 1975 hoben die Briten die Lager-Internierung auf, weil dadurch nur die Aktivitäten der IRA verstärkt und die Wurfkraft der steine- und molli-schleudernden Kids erhöht worden war. Ein Jahr später schafften sie dafür den politischen Status der Gefangenen ab. Der erste IRA-Häftling, der Gefängniskleidung tragen sollte, lehnte diese ab; alle übrigen Inhaftierten begnügten sich daraufhin ebenfalls mit einer Decke – der jahrelange »blanket«-Protest eskalierte zum »dirt« (Schmutz)-Protest, schließlich zum ersten (1980), dann zum zweiten Hungerstreik (1981) gegen die Kriminalisierung. Während dieser Zeit hatten erfahrene Kolonialgeneräle wie Frank Kitson das Kommando inne; Militärs, die in Kenia, Aden, Malaysia, Zypern ihre Counter Insurgency-Strategien erprobt hatten und nun in Nordirland ebenfalls anwandten (vgl. Frank Kitson: Im Vorfeld des Krieges, Seewald-Verlag Stuttgart, 1974). In ihrer Abwehr von Subversion und Aufruhr waren britische Militärs noch nie zimperlich.

Für die britischen Regierungen, egal ob Labour oder konservativ, stellte die Provinz nur ein Law-and-Order-Problem dar. Jahr für Jahr verkündeten Machthaber und Militärs das baldige Ende des republikanischen Widerstandes. Als 1981 zehn Republikaner im Hungerstreik für die Anerkennung ihres politischen Status' starben, hielt Thatcher dies »für die letzte Trumpfkarte« der IRA. Als sie vier Jahre später das anglo-irische Abkommen unterzeichnete, sprach sie wieder vom »Sieg über die Terroristen«. Doch der Vertrag von Hillsborough 1985 war auch das Eingeständnis, daß der Krieg militärisch nicht zu gewinnen ist. Neben einer Verbesserung der Zusammenarbeit von irischer Polizei und britischer Armee sah das Abkommen auch ein Ende der Diskriminierung vor. Denn Sinn Féin und IRA sind in einer stärkeren Position als je zuvor. Die britische Öffentlichkeit stellte dies erstmals 1981 fest, als im April der Hungerstreiker Bobby Sands in einer Nachwahl zum Unterhausabgeordneten von Fermanagh/South Tyrone gewählt wurde (nach seinem Tod im Mai gewann Sand's Wahlkampfmanager Owen Carron den Sitz). Die folgenden Lokal-, Unterhaus- und Europawahlen zeigten den entsetzten Briten, daß die »men of violence« keineswegs alleine standen. Sinn Féin erzielte durchschnittlich 13 Prozent der Stimmen, und damit die Unterstützung von rund einem Drittel der nationalistischen Bevölkerung.

Die solide Basis ist nicht nur ein Ergebnis des bewaffneten Kampfes. In allen sechs Grafschaften unterhält Sinn Féin soziale Beratungsbüros, in denen den Armen und Arbeitslosen weitergeholfen wird. Joe O'Donnell in der katholischen Enklave Short Strand zum Beispiel sieht sich mehr als Gemeindearbeiter denn als Lokalpolitiker; Jim McAllister in der Grenzstadt Crossmagglen sitzt ebenfalls nur selten in seinem kleinen Büro – alle wissen, wo er wohnt, und daß seine Tür stets offen steht. Sinn Féin-Mitglieder begleiten ihre Nachbarn beim Gang auf Sozial- und Wohnungsämter, sie werden bei familiären Streitigkeiten gerufen und schreiten bei Delikten ein. In großen Teilen des kleinen Nordirlands wenden sich die Bewohner wohlweislich nicht an die RUC, wenn sie einen Handtaschenräuber, Ladendieb, Autoknacker oder Wirtshausschläger schnappen. Die Polizei läßt Kleinkriminelle immer laufen, wenn diese dafür Spitzeldienste versprechen. Also wird die IRA geholt. Diese verwarnt die Missetäter, verbannt sie im Wiederholungsfall zeitweise oder unbegrenzt aus ihrem Gebiet und durchschießt in Extremfällen auch Kniescheiben. »Was sollen wir auch machen?«, fragt McAllister, »wir haben keine Gefängnisse, in die wir diejenigen einsperren können, die gegen die Gemeinschaftsregeln verstoßen.« Sinn Féin und IRA sind für viele Nationalisten längst keine Terroristen mehr, sondern die netten Nachbarn von nebenan, die das Viertel schützen, Ratschläge erteilen und in Notfällen helfen.

»Wir haben jetzt zwar das allgemeine Wahlrecht, auch die Wohnungssituation hat sich verbessert«, sagt Michael Farrell auf dem Marktplatz von Dungannon. »Aber: Wir sprachen damals von den weißen Negern. Hat sich daran etwas geändert? Ist

die Jobsituation besser geworden? Die Arbeitslosigkeit ist heute höher denn je! Auch die Repression hat sich verschlimmert. Die B-Specials sind zwar abgeschafft, aber dafür haben wir jetzt das Ulster Defense Regiment und die britische Armee, den Emergency Provisions Act und den Prevention of Terrorism Act.« Und: Das Folterzentrum an der Castlereagh Road (die Praktiken wurden von Amnesty International oft beschrieben), die Hartplastikgeschosse (bisher 16 Tote, davon die Hälfte Kinder), die Politik der Todesschüsse. Nur die Kronzeugenregelung wurde 1986 wieder aufgehoben, nachdem selbst die scharfen nordirischen Richter Kronzeugen als »notorische Lügner« bezeichnen mußten.

Sinn Féin und IRA haben stets erklärt, daß der Krieg morgen vorbei wäre, wenn sich die Briten aus Nordirland zurückzögen. Doch davon wollen weder Margaret Thatcher noch Neil Kinnock etwas wissen. Sie müßten die nationalistische Minderheit vor einem Blutbad schützen, erklären manchmal die Londoner Politiker (und richten selbst eins an). Manchmal müssen sie sich aber auch um die Rechte der unionistischen Mehrheit kümmern – in der Demokratie bestimme nun mal die Majorität, und die Protestanten wollten kein einiges Irland (ein in dem auf dauerhafte protestantische Mehrheitsverhältnisse zugeschnittenen Nordirland so einfaches wie praktisches Argument). Britanniens Herrscher können und wollen Nordirland nicht aufgeben, allerdings aus ganz anderen Gründen.

Natürlich hat die Nato damit zu tun. Als Teil des Vereinten Königreichs (UK) untersteht der nordöstliche Teil der geostrategisch wichtigen Insel (Kontrolle des Nordatlantiks) dem atlantischen Bündnis, während die irische Republik als einziges EG-Mitglied formal neutral ist. Ein Nato-Beitritt Irlands ist innenpolitisch nicht durchzusetzen. Vorstellbar wäre, daß Großbritannien einen Abzug aus Nordirland an diesbezügliche Bedingungen knüpft: Beibehaltung der Horchposten und Radarstationen im Norden, Öffnung der Häfen für US- und GB-Flotten im Süden. Diese atlantische Umarmung würde jedoch auf heftigen Widerstand stoßen, besonders wenn die linken Republikaner nach einem politisch-militärischen Erfolg (Vertreibung der Briten) auch im Süden politisch reüssieren würden. Selbst die ökonomische Kontrolle Britanniens über die südirische Wirtschaft hat schließlich nicht verhindern können, daß Irland im Zweiten Weltkrieg neutral blieb und während des Malvinen-Konfliktes Thatchers Hurra-Patriotismus heftig kritisierte.

Überhaupt war der irische Freistaat immer ein unsicherer Bundesgenosse für die Londoner Regierungen. Ein vereinigtes – wenn es nach Sinn Féin geht: gar sozialistisches – Irland könnte, so warnten britische Minister wiederholt, »zu einem zweiten Kuba vor unserer Küste« werden. Zu einem widerspenstigen Vorposten, der nicht – wie Kuba – einfach boykottiert werden könnte: Immerhin leben in London mehr Iren als in Dublin.

Irland war für den britischen Kolonialherrn immer eine besondere Insel. In Englands ältester Kolonie, auf der schon im Mittelalter die Kriege um die englische Krone ausgetragen wurden, auf der Cromwell seinen blutigen Feldzug gegen die Royalisten beendete, auf der englische Großgrundbesitzer wüteten und während der Hungersnot 1847-51 ein Sechstel der Bevölkerung verhungern ließen und ein weiteres Sechstel in die Emigration trieben – in dieser Kolonie entschieden sich oft die englischen Machtkämpfe. Nach der ersten irischen Rebellion 1798 gliederten die englischen Imperialisten daher die Insel ins »Vereinte Königreich« ein. Irland war ab 1801 zumindest verfassungsrechtlich keine Kolonie mehr, sondern Bestandteil des kolonialen Mutterlandes, hatte also in der Strategie der Weltbeherrscher eine andere Bedeutung als Indien, Kenia oder Nigeria. Während des irischen Befreiungskampfes 1916-1921 warnten daher auch viele Generäle vor der Signalwirkung, die ein freies Irland auf die Kolonien des britischen Empire haben könnte.

Das Empire ist mittlerweile zwar zerfallen; ein Rückzug aus der letzten großen Kolonie hätte jedoch innenpolitisch unabsehbare Folgen. Ein Erfolg des irischen Widerstandes würde beispielsweise die schottischen Nationalisten beflügeln, die im Norden Britanniens immer vehementer Selbstbestimmung fordern. Die erfahrenste, weil älteste Bourgeoisie der Welt weiß auch, was mit Salazars Regime geschah, als Portugal Mosambik und Angola verlor, was mit der vierten französischen Republik passierte, als Algerien die Unabhängigkeit erreichte. Ähnliche Erschütterungen ihrer Machtpositionen können und wollen sich die britischen Labour-Konservativen nicht erlauben. »Dschingis Khan« Thatcher will ihr Umstrukturierungsprogramm in Ruhe durchziehen können, und Oppositionsführer Kinnock pfeift die linken Abgeordneten um Tony Benn und Ken Livingston zurück: Er will nicht der erste Politiker sein, der auf diesen Teil Britanniens verzichtet.

Schließlich könnten ein Truppenabzug und die Wiedervereinigung Irlands – wobei der befriedete südliche mit dem doppelt rebellischen nördlichen Teil zusammenkäme – das komplexe politisch-ökonomische Herrschaftssystem destabilisieren. Bevor die Interessen des Finanzkapitals gefährdet werden (das gesamte irische Bankwesen untersteht der Londoner City), zahlt der Staat lieber die horrenden Kosten der militärischen Okkupation des Nordens. Der bürgerlichen Regierung der Republik kann dies nur recht sein – sie fürchtet nichts mehr als ein Überschwappen der Kämpfe aus dem Norden; Charles Haughey, der 1969/70 noch in einen Waffendeal für die IRA verwickelt war, will weder mit den linken Republikanern noch den rechten Loyalisten zu tun bekommen.

Während die Bourgeoisien beidseits der Irischen See ratlos sind (der jüngste Vorschlag eines Hinterbänklers, sämtliche Nationalisten mit Geldgeschenken in den Süden zu locken, spiegelt die Hilflosigkeit derer wieder, die den Norden beherrschen wollen, aber nicht kontrollieren können), geht der Krieg in den sechs Grafschaften weiter. Die IRA hat in den letzten Monaten ihren Kampf intensiviert. Europas älteste und erfolgreichste Guerilla leidet nicht unter Personalmangel

und verfügt, so ein Militärexperte der britischen Regierung in Belfast, »momentan über hunderte Tonnen des hochexplosiven, geruchsneutralen und elektronisch nicht aufspürbaren Semtex-Sprengstoffs«. Bei der Gedenkfeier in Dungannon waren sich alle einig: Diese längste Phase im Kampf um die irische Freiheit wird auch die letzte sein.

Konkret 01/89, S. 46

Hans Branscheidt

Eine höhere Form des Tötens

Noch immer nimmt die bundesdeutsche Öffentlichkeit kaum eine Notiz von dem Ausrottungsfeldzug, den die irakische Regierung gegen ihre kurdische Bevölkerung führt. Das ist auch kein Wunder: Schließlich liefern westdeutsche Unternehmen die chemischen Vorprodukte und die technischen Anlagen zur Herstellung des Giftgases, das dabei zum Einsatz kommt

Seit dem März 1988 ist bekannt, daß auf die kurdische Stadt Halabja der größte Giftgasangriff seit dem 1. Weltkrieg geflogen wurde: von irakischen Flugzeugen, beladen mit chemischen Kampfstoffen, an deren Herstellung bundesdeutsche Firmen beteiligt waren.

Die Reaktion der bundesdeutschen Öffentlichkeit auf diese Informationen über einen Ausrottungsfeldzug, in dessen Kalkül der Völkermord liegt, zeichnen sich bis heute durch Desinteresse aus. Bis auf zwei, drei Ausnahmen haben alle geschwiegen oder ein lediglich mildes Erstaunen gezeigt: Die Parteien und die Kirchen, die Gewerkschaften und die vielen Menschenrechts- und Hilfsorganisationen, die Künstler und Schriftsteller. Obwohl (oder gerade weil?) es sich doch darum handelt, daß hier eine spezifisch deutsche Tradition fortgeführt wird: Massenmord als Produktionsziel und Geschäft, die möglichst kostengünstige Vernichtung von Menschen? ihre Behandlung als Unkraut.

1915 wurden erstmals 240 Tonnen Chlorgas gegen französische Soldaten eingesetzt. Der deutsche Chemiker Professor Haber, führend an der Entwicklung der Kampfstoffe beteiligt, kommentierte beim Empfang des Nobelpreises das Ereignis vorausschauend: »In keinem zukünftigen Krieg wird das Militär Giftgas ignorieren können. Es ist eine höhere Form des Tötens.«

Ein Jahr nach dem ersten Chlorgaseinsatz verschoß die deutsche Artillerie in Fleury innerhalb von sieben Stunden insgesamt 116.000 Phosgengranaten. 1917 setzten die Deutschen in Ypern Senfgas (Lost) ein. Lost war damals das schlimmste Gas von allen. Eine »Weiterentwicklung« jener »höheren Form des Tötens« sozusagen. Die Wissenschaft hatte nämlich Kenntnis, daß Chlorgas und Phosgen zwar wie erwünscht töten, weil sie das Atemsystem angreifen, daß man sich dagegen aber durch den Gebrauch der Gasmaske schützen kann. Gegen die »Höherentwicklung« Senfgas hilft das nicht mehr: Es wirkt auf Augen, innere Organe und die gesamte Körperoberfläche und bewirkt das unvermeidliche Absterben aller Zellen, die mit ihm in Berührung kommen.

Die kommerzielle Nutzung des Massenmords konnte gestartet werden. In den Kriegsjahren 1914-1918 gab es 25 Prozent Gewinnausschüttung bei IG Farben. 60 Millionen Kilogramm an hochkonzentrierten Giftkampfstoffen in Granaten aller Kaliber konnte der Konzern absetzen. Auch damals hat sich kaum jemand darüber aufgeregt. Die Öffentlichkeit beruhigte sich mit der Feststellung des Chemikers Haber: »Das Einatmen der Blausäure belästigt in keiner Weise, man kann gar nicht angenehmer sterben.«

Damit war für die Chemie-Konzerne das Stichwort zum Einsatz des Giftgases in den Konzentrationslagern gegeben. Die von den IG Farben kontrollierte Firma Degesch (an der auch die Degussa zu 42,5 Prozent beteiligt war) erhielt das Monopol auf Zyklon B und machte das Geschäft zusammen mit der SS. Der Dividendenertrag verdoppelte sich.

Zur selben Zeit hatten die Chemiker Schrader und Hörlein im »Gewebehygienischen IG-Labor« in Elberfeld ihre Arbeit an neuen organischen Phosphorverbindungen erfolgreich abgeschlossen: Die Nervengifte Tabun, Sarin und Soman, die heute im Irak in weiterentwickelter Form zur Anwendung kommen, waren gebrauchsfertig. Schraders Labor aus der Zeit vor 1945 gehört jetzt Bayer und heißt Labor für »Pflanzenschutz«. Sein Arbeitsplatz blieb ihm erhalten. Heinrich Hörlein machte es noch besser, er ist jetzt Aufsichtsratsvorsitzender von Bayer.

Giftgas hatte auch nach dem »Zusammenbruch« Zukunft, es konnte weiter investiert werden. Was Schrader so forschte, geht aus seinem US-Patent hervor: Dort findet sich die chemische Formel eines Kampfstoffes, den die Amerikaner »VX« nennen, ein Nervengas, mit dem die meisten US-Giftgasgranaten gefüllt sind.

Natürlich haben die (west)deutschen Chemiekonzerne immer mit allem nichts zu tun gehabt. Als herauskam, daß hiesige Unternehmen die dioxinhaltigen Grundstoffe zur Verwüstung ganz Vietnams durch »Agent Orange« geliefert hatten, faßte sich die Firma Boehringer knapp: »Wir sind nicht für die Entscheidungen der amerikanischen Armee verantwortlich«.

Wie in Kurdistan, wie sich zeigen wird: Einer der Gutachter für die Darmstädter Staatsanwaltschaft, die gegen 12 westdeutsche Unternehmen wegen Mithilfe bei der Errichtung der irakischen Giftküche Samarra ermittelt, heißt nämlich Bayer-Leverkusen.

In Bagdad, im Hotel, treffe ich Herrn Dr. Leineweber in der Lounge. Er repräsentiert die Firma Krupp, sagt seine Karte, die er später mit den Worten wiederhaben will: »Sie wissen ja, wie das hier ist, überall Geheimdienste, und bei uns zuhaus werden die Dinge ja auch nur publizistisch ausgenutzt.« Er weiß, was in Kurdistan geschieht, kennt die despotischen Verhältnisse im Irak, redet von »Frauen und Kindern«, denen es »schrecklich ergeht«. »Aber was die mit unseren Sachen letztendlich machen«, ginge ihn nichts an; er ist gegen Skrupel immunisiert. Er entspricht dem vorherrschenden Kulturtyp

der postfaschistischen Gesellschaft, der tatsächlich nach Auschwitz keine Gedichte mehr geschrieben, sich dafür aber desto emsiger auf's Geschäft geschmissen hat. Selbstredend verurteilt Dr. Leineweber die Anwendung von Blausäure oder Senfgas gegen die Zivilbevölkerung und stimmt mit der entsprechenden Intervention der Bundesregierung beim Sicherheitsrat der Vereinigten Nationen voll überein, weil die eben nichts ändert. Weil die Ächtung der Giftstoffe durch Parteien und Bundestag keine Folgen hat, solange Zollverwaltungen und das Bundesamt für Wirtschaft in Eschborn sich einen Dreck darum scheren, was da zu welchem Zweck exportiert wird. Dabei bräuchte man sich bloß die jeweiligen Produktionspläne und konkreten Dokumente über den Endverbrauchszweck vorlegen zu lassen.

Dr. Leineweber ist im übrigen gerade damit beschäftigt, eine entscheidende Korrektur seiner geschäftlichen Dispositionen vorzunehmen: Der Golfkrieg ist vorerst einmal zu Ende. Es geht nun um die profitable Investition von 500 Milliarden Mark, die benötigt werden, um die Kriegsschäden in beiden Ländern auch nur annähernd auszugleichen. Das größte Geschäft, das die Nachkriegszeit zu bieten hat.

Kurdistans verbrannte Erde

Die Heimat der Kurden erstreckt sich über große Teile der Türkei, des Iran und des Irak, wo sie überall unterdrückt, verfolgt, vertrieben wurden: noch ein Volk »zuviel« im Nahen Osten. Für Fremde ist das Betreten Kurdistans verboten. Seit fünf Jahren bin ich der erste Journalist, der gut getarnt der Regierung Saddam Hussein eine Einreiseerlaubnis ablisten konnte.

Hinter Bagdad, jenseits der Ölmetropole Kirkuk in Richtung der Berge, verläßt man die arabische Welt und begegnet einer eigenständigen jahrtausendealten Kultur. Ihre Menschen fristen im kargen Gebirge ein äußerst hartes Leben, indem sie versuchen, bei extremen Temperaturen Wein im Terrassenanbau zu gewinnen oder Mandelbäume anzupflanzen.

Aber selbst diese ärmliche Existenz soll den Kurden nun genommen werden. Ein Militärdekret der Regierung in Bagdad hat das Abbrennen aller Täler und Hügel verfügt. Aus »Sicherheitsgründen«, um die Operationen der kurdischen Guerilla zu unterbinden, in Wahrheit aber, um langfristig den Landbau und damit das Überleben der Bauern unmöglich zu machen. Das planvolle Verkohlen aller Bäume, Sträucher und Kulturen wird die endgültige Erosion des kurdischen Bodens zur Folge haben – mit zukünftig unübersehbaren ökologischen Konsequenzen, denn die nunmehr kahlen Berge sind das Wasserreservoir des gesamten mittleren Ostens gewesen.

Weit vor der Provinzhauptstadt Suleymaniya gleicht das Terrain links und rechts der strategischen Straße nach Kurdistan einem einzigen riesigen Heerlager. Auf einer Distanz von 30 km registriere ich die nahtlos aneinander gereihten Panzer der irakischen Armee, die rückstoßfreien Kanonen und Haubitzen von Steyr-Puch aus Österreich, die flammenden Iveco-Magirus Transporter aus der BRD und die IFA-Militärlaster aus der DDR.

Die Kurden des Irak haben sich nach längerem Zögern auf die Seite des Iran geschlagen, widerwillig und ohne im Golfkrieg wirklich Partei ergreifen zu wollen, einzig aus Überlebensgründen. So binden die ca. 30.000 Peshmerga-Soldaten (»Die dem Tod ins Auge schauen«) zwei von insgesamt sieben Divisionen der irakischen Armee in den nördlichen Landesteilen. Seit 13 Jahren wehren sich die Kurden bereits gegen die systematisch betriebene Politik der Arabisierung durch die Zentralregierung und gegen die staatlich verordnete Massendeportation von 600.000 Menschen in die Wüstenzonen des Südens. Von 1975 bis 1988 wurden auf einer Fläche von 20.000 qkm mehr als 4000 kurdische Dörfer dem Erdboden gleichgemacht: ein beispielloses Vorgehen einer Regierung gegen die eigene Bevölkerung. Wo ihre Bewohner nicht in die Trockengebiete nahe der jordanischen Grenze gerieten, kamen sie als Zwangsevakuierte in die bewachten Wehrdörfer, gingen als Flüchtlinge in den Iran oder schlossen sich dem kurdischen Widerstand als Peshmergas an.

Innerhalb einer offiziell sogenannten »Todeszone«, die einen 30 km breiten Streifen entlang der Grenze zum Iran umfaßt, entdecke ich nach tagelangem Gang über die Berge kein einziges Dorf mehr. Hinter der letzten Straßensperre auf dem Weg in die Kriegszone, unmittelbar zwischen der ausgerotteten Stadt Halabja und der iranischen Grenze, stoße ich, kurdisch begleitet und verkleidet, auf weitere plattgewalzte Bauernsiedlungen. Lehmreste und Dachstroh, das lange nach der Inbrandsetzung noch schwelt. Barzanje hieß der zerstörte Flecken, neben dessen Ruinen ich die nun versprengten ehemaligen Bewohner des Dorfes treffe.

Kurdistan kennt man nicht in der Bundesrepublik, aber die kurdischen Flüchtlinge, durch ihre illegalen Sender wohl informiert, wissen genau, was sie von uns zu halten haben. Zwei bis dreimal im Monat waren sie in der gesamten Provinz Suleymaniya bis vor kurzem den Senfgasbomben ausgesetzt, für deren Herstellung 12 westdeutsche Unternehmen die chemischen Vorprodukte, die Technologie und das know how lieferten. Immer in zwei Anflugwellen erfolgen die Attacken der irakischen Mirage-Flugzeuge um zuerst die konventionellen Explosivstoffe abzuwerfen, damit Panik erzeugt wird, welche die Menschen zur Flucht in Unterstände und Erdlöcher treibt – denn das mit dem zweiten Anflug folgende Gas ist schwerer als Luft und sinkt zu Boden.

Überall präsentieren mir vertriebene Kurden Fragmente, aber auch gut erhaltene Exemplare der Gaskanister, die neuerdings vorzugsweise in den Tälern auf halber Höhe der Berghänge abgeworfen werden. »Denn nach den Sprengbomben«, sagt mir der Bauer Jaffer, »laufen wir auf die Hügel, so schnell wir können, weil der Stoff der 'bomba kimiki' sich nach unten bewegt. Einen anderen Schutz hatten auch meine Frau und die beiden Kinder nicht, die oberhalb des letzten Hauses in die tödliche Gaswand gerieten. Ihre Haut war später seltsam verfärbt und fleckig, ihre Augen, tief in den Höhlen verschwunden, schwarz gerändert und merkwürdig starr, der Körper im Krampf erstarrt, der auch die Lunge außer Funktion setzte. Sie wirkten wie Puppen auf mich.«

Senfgas, sagen die Kleinbauern, riecht etwas nach Knoblauch, sehen kann man den Kampfstoff nicht oder nur kaum, auch die Zündung geschieht ganz leise. Die Sprengzünder am Boden der Gaskanister haben nur eine schwache Ladung, ein leichtes »Plopp« ist vernehmbar, dann breiten sich die 100 Liter Aerosol-Gas horizontal aus, um besonders an kalten Tagen rasch eine Fläche von 500-1000 m2 zu bestreichen. »Es ist ein leises, stilles Erwürgen, das hier geschieht, Dorf für Dorf«, sagt der am Gespräch beteiligte Ahmed, »weil niemand erfährt, was hier immerzu passiert.«

Dreiundzwanzig Tote und 183 Verletzte hat der letzte Chemieangriff in dieser Gegend gekostet. Auf den verwüsteten Feldern rund um Barzanje stecken kleine weiße Fähnchen im Boden, welche die Gräber der Opfer markieren.

Die deutsche Spur

Sajed Haschim*, dessen Bruder ich vor Jahren in Damaskus kennenlernte, hat eine merkwürdige Doppelfunktion: Er ist hoher Offizier eines der vielen irakischen Geheimdienste und gleichzeitig verschworenes Mitglied der oppositionellen al-Daawa-Partei der Schiiten des Landes. Es hat tagelange Vorbereitungen und einige Ortswechsel gekostet, bevor ich ihn in einem Vorort der irakischen Metropole Bagdad treffe. Von ihm will ich wissen, wie und wo die chemischen Kampfstoffe produziert werden und was es mit der bundesdeutschen Beteiligung daran auf sich hat? Ob es vielleicht doch nur »Pestizide« zur Schädlingsbekämpfung sind, die mit deutscher Hilfe im Irak hergestellt werden?

Nach dem zuckersüßen Begrüßungstee lacht Haschim besonders über das Wort »Pestizide«. »Hast Du nicht gesehen, daß ganz Mesopotamien brach liegt, das fruchtbare Zweistrombecken, die älteste agrarische Kultur der Erde? Sie bauen nichts mehr an. Sie importieren lieber alles, weil sie genügend Dollars von den Saudis erhalten. Der Krieg ist das größte Petrodollar-Recycling, das die Amerikaner jemals hatten. Und schließlich sind die Bauern auch alle als Soldaten an der Front. Und hast Du nicht Kurdistan gesehen? Die verbrannten Berge und überwucherten Terrassen? Und Du kennst doch den Erlaß der Regierung, der nur noch im Umkreis von 1 km außerhalb der Städte und der Wehrdörfer Landwirtschaft erlaubt. Wozu also brauchen sie Pestizide in riesigen Mengen, die zudem durch internationale Überproduktion auf dem Weltmarkt zu Schleuderpreisen angeboten werden?«

Ich fahre mit Haschims Hilfe in das Sperrgebiet von Samarra, der Stadt mit der Grabmoschee des Heiligen Hassan, der den Gifttod starb. Fotografieren ist überall streng verboten. Draußen, in der Wüste, 30 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt und weitläufig eingezäunt, haben die Iraker in den Komplexen Ahmed I und Ahmed II ihre Anlagen zur Herstellung chemischer Kampfstoffe errichtet. Haschim erklärt: »Einen großen Teil der 25 qkm großen Fabrik haben sie unter die Erde verlegt, dazu gehören die automatischen Abfüllanlagen für die Konfektionierung in Granaten und Bombenkanister. Aufgeteilt auf mehrere voneinander getrennte Produktionsstraßen. Es ist nicht ungefährlich, was die Deutschen da gebaut haben, die Hauptwindrichtung geht auf Bagdad, daher die Maulwurfstätigkeit und die Batterien der SA 2 Luftabwehrraketen, die Du überall hier siehst. Dazu die Gebäudeattrappen, die angreifende iranische Flugzeuge irreleiten sollen. Ob eure Techniker das alles übersehen haben? Sicher ist das trotzdem nicht. Die Iraner haben längst Bomben, deren Sprengkraft bis in 30 Meter Tiefe reicht. Treffen sie gezielt, entweichen die Giftstoffe in großen Mengen und bedrohen die Bevölkerung Bagdads.« »Weißt Du übrigens auf welchem Boden Du hier stehst?«, fragt Haschim mit kopfschüttelndem Lächeln? Da vorne siehst Du noch die Reste der Residenz des antiken Königs Hammurabi, der den ersten kodifizierten Rechtsgrundsatz der Menschheitskultur schuf: 'Auge um Auge, Zahn um Zahn'.«

Den westdeutschen Technikern und ihren geschäftsführenden Auftraggebern, die selber gar nicht einmal bestreiten, hier aktiv geworden zu sein, muß bei alledem nichts Bedenkliches in den Sinn gekommen sein. »Sie waren zu Dutzenden hier«, bemerkt Haschim, »und ich war 1984 einer der Zuständigen für ihre Abschirmung«. Der deutschsprachige Haschim erinnert sich plastisch an »Herrn Klaus Franzel, den Bagdader Büroleiter der Firma Kolb/Pilot Plant«, und er ist mit sichtlichem Vergnügen imstande, den südhessischen Dialekt eines weiteren Beteiligten nachzuahmen: des Ewald G. aus Großwallstadt, der für die Firma Hammer aus Kleinostheim bei Aschaffenburg hier tätig war – und dessen volle Identität von mir inzwischen der zuständigen Staatsanwaltschaft mitgeteilt wurde.

Auch die Bewohner des Gulan-Tals, die ich unweit der kurdischen Stadt Ranyia besuchte, hatten bereits von den Militärbehörden die letzte Aufforderung erhalten, ihre üppig gedeihenden Parzellen sofort zu verlassen – oder demnächst von der Blausäure oder vom Schwefellost vernichtet zu werden. In einer nicht endenwollenden Nacht bin ich hier, in einem der letzten intakten kurdischen Dörfer, Beobachter eines schweren Gefechtes zwischen den Peshmergas der »Patriotischen

Union Kurdistans« (PUK) und den überlegenen Kräften der irakischen Armee. Nach der unentschiedenen Schlacht, im Morgengrauen, stürzen die schwer geprüften Guerillos eilig mit ihren Verwundeten an mir vorbei, die sie auf Maultieren und Eseln in Sicherheit bringen. Sie machen eine Pause, um Trinkwasser in ihre Behälter zu füllen.

»Was verbindet euch mit Kurdistan, eurer zerstörten Heimat?«, frage ich dummverstört einen der Verletzten. »Das sind tausend blutige Stricke, Herr, tausend blutige Stricke!« Und der ihn schleppt ergänzt: »Unsere Gegner haben uns wieder nicht aus unseren Bergen vertreiben können, jetzt kommt das Gas, dagegen sind wir machtlos. Habt ihr ihnen nicht das Gas verkauft?«, fragt er sehr leise den deutschen Augenzeugen, »könntet ihr da nicht wenigstens Schutzmasken und Medikamente an uns geben?«

Das fruchtbare Gulan-Tal ist heute zerstört, seine Menschen wurden im Gas vernichtet oder flüchteten in den Iran oder die Türkei. Zehntausende harren dort aus, in dünnen Zelten, unversorgt von einer kurdenfeindlichen türkischen Regierung, den Winter mit seinen Minustemperaturen von 30 Grad vor Augen. Die westdeutsche Regierung, die sehr wohl dazu imstande wäre, hat bis heute keine einzige Hilfsleistung bei der türkischen Regierung durchgesetzt.

»Scheinautonomie oder Gaskammer«, vor diese Wahl habe der Irak seine kurdische Bevölkerung gestellt, erklärten die beiden anerkannten Kurdenführer Massoud Barzani und Jalal Talabani. Auch die Regierung der islamischen Republik Iran begann am 1. November 1988 auf ihrem Staatsgebiet erstmals mit der Zwangsevakuierung und Vernichtung von 15 kurdischen Dörfern nahe der Stadt Baneh.

Während die sozialistischen Kurden der Komala im Iran auf ein bewährtes, seit Jahren aufgebautes Netz der Untergrundtätigkeit zurückgreifen können, das es ihnen etwa ermöglichte, am 1. Mai 1988 in der Stadt Sanandaj 10.000 Arbeiter auf die Straßen zu bringen, konzentrieren sich die Kämpfe im Irak auf das von der demokratischen Partei Kurdistan (DKP) teilweise noch beherrschte Gebiet nahe der türkischen Grenze. Unterstützt von den Peshmerga-Soldaten der PUK, die hauptsächlich vom Iran aus in den Irak hinein operieren.

Zehntausende Kurden flohen seit August 1988 vor der mörderischen Auseinandersetzung, bei der das Gas seine Inaugurierung als zukünftige »Dritte-Welt-Billigwaffe« erfahren haben dürfte, in die Türkei. Dort befinden sie sich heute noch in elenden Umständen: nahezu unversorgt von der türkischen Regierung, die lediglich für internationale Fernsehaufnahmen ein, zwei Ärzte präsentiert, die in der Region, rechnet man die lokale Bevölkerung hinzu, für 200.000 Menschen gleichzeitig zuständig sind.

Während die Türkei im November Millionenbeträge von der EG und der Bundesregierung zur Unterstützung der Kurden kassierte, realisierte die Regierung Özal bislang auch nicht ein einziges festes Gebäude, das ein Überleben der Flüchtlinge in der erbarmungslosen kurdischen Winterkälte garantieren könnte. Das Auswärtige Amt setzt voll auf die türkische Regierung und mag sich nicht für die Arbeit ausländischer Hilfsorganisationen in den Lagern der Osttürkei einsetzen, weil das Schlimmste, was passieren könnte, die Internationalisierung der Kurdenfrage wäre: liegt doch die betroffene Region unmittelbar an der strategisch wichtigen Nato-Südostflanke, wo die Türkei seit Jahrzehnten darüber wacht, daß Erfolge der irakischen Kurden der türkisch-kurdischen Opposition nicht unerwünschten Auftrieb verleihen.

Dem irakischen Regime wird es trotz türkischer Unterstützung nicht leicht fallen, seine Truppen auf Dauer in Kurdistan gegen die Peshmerga-Verbände zu konzentrieren. Eine Million der nur 14 Mio. Menschen umfassenden irakischen Bevölkerung stehen unter Waffen, weitere 5 Mio. sind für die Logistik, die Kriegs- und Rüstungswirtschaft tätig. Dieser Ausfall an Arbeitskräften ist auf Dauer eine zu große Belastung für das Regime Saddam Husseins, das sich zudem im Wiederaufbau-Wettbewerb mit dem Iran befindet.

Die kurdischen Dörfer sind zwar zerstört, aber viele von ihnen sind in den letzten 100 Jahren bereits bis zu zehnmal neuerrichtet worden: Nie waren die Kurden von ihrem legitimen Anspruch auf kulturelle und soziale Autonomie abzubringen. Erstmals in ihrer Geschichte haben sie nun, die Niederlage vor Augen, eine einheitliche Kurdische Widerstandsfront gebildet, die alle relevanten Organisationen umfaßt. Von entscheidender Bedeutung wird sein, ob diese Front ihre Absicht verwirklichen kann, sich mit der arabischen und der schiitischen Opposition des Irak zusammenzutun. Die ersten Schritte auf diesem Weg sind schon getan.

* Name geändert

Konkret 01/89, S. 50

Abu Ijad; George Habash; Nayef Hawatmeh; Georg Stein

»Auch Shamir wird zur Einsicht kommen«

Auf seiner Tagung in Algier hat der Palästinensische Nationalrat im November die Gründung eines palästinensischen Staates ausgerufen und zugleich zum ersten Mal das Existenzrecht des Staates Israel anerkannt: Die UNO-Resolution l8l (zur Teilung Palästinas) und 242 (zur Anerkennung der Souveränität aller Staaten der Region) wurden als Grundlagen für eine Friedenskonferenz akzeptiert. Ein Jahr noch dem Beginn der »Intifada«, des Aufstands der Palästinenser in den besetzten Gebieten, geht die PLO mit diesem Beschluß in die diplomatische Offensive. Georg Stein fragte in Algier drei Palästinenserführer nach den Gründen und Perspektiven der neuen Politik

»Die PLO-Mehrheit ist für eine gemäßigte Politik«

Interview mit Abu Ijad, Mitbegründer der Al Fatah, Stellvertreter Yassir Arafats und Sicherheitschef der PLO

Grundlage der Unabhängigkeitserklärung des Staates Palästina ist die Palästina-Teilungsresolution 181 der UNO von 1947. Hat die PLO damit endgültig die politische Legitimation eines jüdisch-israelischen Staates in Palästina anerkannt?

Wir sollten uns daran erinnern, daß Israel den Teilungsbeschluß von 1947 nicht eingehalten hat. Der Teilungsplan forderte ja die Errichtung eines arabischen und eines jüdischen Staates. Bis heute weigert sich Israel jedoch, die politische Legitimation eines arabischen Staates anzuerkennen. Sollte Israel unser Recht auf einen eigenen Staat akzeptieren, dann gibt es die Chance für eine gegenseitige Anerkennung. Die beste Möglichkeit, diese Frage zu lösen, besteht in der Einberufung einer internationalen Nahost-Friedenskonferenz.

Jerusalem ist laut Unabhängigkeitserklärung die Hauptstadt des neuen Staates. Demgegenüber forderte der Teilungsbeschluß von 1947 für Jerusalem einen internationalen Sonderstatus Bedeutet das lediglich eine eingeschränkte Anerkennung der Entschließung 181 durch die PLO?

Wird man uns denn im Rahmen von Friedensverhandlungen alle 1947 dem arabischen Staat zugesprochenen Territorien überlassen? Ich sage es noch einmal: Der Teilungsbeschluß gibt uns das Recht auf einen eigenen Staat. Die Frage nach dem endgültigen Grenzverlauf sollte auf der Friedenskonferenz verhandelt werden.

Der palästinensische Nationalrat hat in Algier zum ersten Mal die UN-Resolution 242 namentlich als Grundlage für eine Friedenskonferenz akzeptiert. Warum ist die PLO im Gegensatz zu früher heute bereit, 242 anzuerkennen?

Die PLO hat immer klar gesagt, daß die Resolution 242 sich nicht auf die politischen Rechte der Palästinenser bezieht; deswegen haben wir sie als Einzelresolution immer abgelehnt. Heute sind wir bereit, 242 zu akzeptieren, wenn sie um die Forderung nach den politischen Rechten der Palästinenser ergänzt wird, d.h. hinzukommen muß das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser auf der Grundlage anderer UN-Resolutionen zur Palästinafrage. Außerdem dürfen wir die Intifada nicht vergessen. Der Aufstand in den besetzten Gebieten hat es dringend erforderlich gemacht, eine Friedenslösung zu finden, und die PLO muß mit dazu beitragen, eine Lösung zu erleichtern.

Besteht denn die PLO darauf daß die anderen Verhandlungsteilnehmer, vor allem die USA und Israel, diese Erweiterung um das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser akzeptieren?

Ja, die andere Seite muß in dieser Frage unseren Standpunkt respektieren.

George Habash von der Volksfront für die Befreiung Palästinas (PFLP) und einige andere kleine Gruppierungen sind nach wie vor gegen die Resolution 242 als Grundlage für eine Friedenskonferenz Warum kam es in Algier dennoch zu keinem Bruch in der PLO? Habash war ja immerhin bereit, die Mehrheitsentscheidung des Nationalrats zu akzeptieren.

Das war das wichtigste in Algier: Im Unterschied zu vorhergehenden Sitzungen hat die Minderheit die Mehrheitsmeinung respektiert. Es war das erste Mal, daß Fraktionen, die ihre Position nicht durchsetzen konnten, nicht mit Spaltung oder Auszug drohten; das war wirklich sehr demokratisch. Alle Fraktionen haben sich damit zu ihrer politischen Verantwortung bekannt; es gab keinen Raum für hohle Phrasen.

War das ein Ergebnis der Intifada?

Die Intifada hat das schon entscheidend mitbewirkt. Sie ist aber nicht der einzige Grund für dieses Verhalten. Die internationale Lage, die Situation der arabischen Staaten, die Entwicklung auf Seiten der Palästinenser, all das bedingte das neue palästinensische Verantwortungsbewußtsein. Was die Diskussionen in Algier allerdings erschwert hat, war die Reaktion von jenen Kräften in Israel, die von vornherein erklärt hatten, alles abzulehnen, was immer auch die PLO beschließen würde.

Hat dieses israelische Verhalten diejenigen in der PLO bestärkt, die in Algier gegen die moderate Mehrheitslinie gestimmt haben?

Ja, natürlich. Einige Gruppen haben der PLO-Führung in den Debatten vorgeworfen, zu kompromißbereit zu sein und zu kapitulieren. Vielleicht werden sie sogar Recht behalten, nämlich dann, wenn es in den kommenden sechs Monaten keine positive Reaktion aus den USA oder von der neuen extremistischen Regierung in Israel geben wird. Die politische Hauptverantwortung liegt nun auf den Schultern der USA, da wir die Ziele von Schamir und den israelischen Extremisten nur allzu genau kennen.

Welche politischen Hoffnungen setzt die PLO denn in den neuen US-Präsidenten George Bush? Dessen Nahostpolitik wird sich doch wohl nicht wesentlich von der seines Amtsvorgängers unterscheiden.

Es geht nicht darum, was Bush persönlich will oder nicht. Die veränderten Bedingungen im Nahen Osten werden die neue US-Regierung dazu zwingen, ihre Haltung gegenüber den Palästinensern zu überdenken. Die allgemeine Ost-West-Entspannung, die Intifada und der Verzicht Hussein's auf die Westbank machen eine neue Politik der USA unumgänglich. Die USA sollten ihre Chance nicht verpassen. Jetzt gibt es eine gute Chance, mit der PLO ins Gespräch zu kommen. Die PLO-Mehrheit ist für eine gemäßigte Politik. Sollte diese moderate Haltung keinen Erfolg bringen, wird es jedoch eine Rückkehr zum islamischen Extremismus geben. Die Chancen für eine friedliche Konfliktlösung werden dann mit Sicherheit geringer.

Das US-Interesse an einer Friedenskonferenz scheint doch aber gegenwärtig ziemlich gering

Es wird eine Konferenz geben.

Wird sich die Haltung der Europäischen Gemeinschaft gegenüber der Palästinafrage nach der Staatsgründung und der Anerkennung der Resolution 242 durch die PLO wesentlich ändern?

Dramatische Veränderungen erwarten wir nicht. Dennoch gehen wir davon aus daß die Unabhängigkeitserklärung unter unseren europäischen Freunden den Prozeß einer positiveren Haltung gegenüber dem Palästinaproblem beschleunigen wird. Natürlich richten sich unsere Beschlüsse von Algier an die Adresse der friedensbereiten Kräfte in Israel und die internationale Staatengemeinschaft. Wir wenden ums dabei auch an die 130 Staaten, die kürzlich in der UNO gegen die israelische Unterdrückungspolitik in den besetzten Gebieten gestimmt haben, die meisten europäischen Staaten waren für die Verurteilung Israels.

Wieviele Staaten werden den Palästinenserstaat innerhalb des kommenden halben Jahres anerkennen?

In der ersten Phase werden all die Staaten, welche die PLO anerkannt haben, auch unseren Staat anerkennen.

Werden sich die Beziehungen zwischen der PLO und Jordanien nach den Beschlüssen von Algier weiter verbessern?

Das politische Programm der PLO fordert nach wie vor die Bildung einer Konföderation zwischen unserem Palästina-Staat und Jordanien. Darin besteht ein Konsens unter allen PLO-Fraktionen, auch die Volksfront von George Habash und die Demokratische Front Nayef Hawatmeh's stimmen dem zu.

Welche Rolle spielte die Sowjetunion bezüglich der Nationalratstagung in Algier?

Eine sehr positive Rolle. Vor allem im Hinblick auf die Forderungen der internationalen Staatengemeinschaft hat uns die Sowjetunion zu mehr politischem Realismus ermutigt.

Sie meinten kürzlich, es sei ein Fehler der PLO gewesen, daß sie nicht schon früher eine provisorische Regierung gebildet hat. Warum wurde auch in Algier die Einsetzung dieser Regierung erneut verschoben?

Da gibt es eine Meinungsverschiedenheit zwischen mir und dem Nationalrat. Die Mehrheit der Delegierten war der Meinung, die Bildung der provisorischen Regierung auf einen späteren Zeitpunkt zu vertagen.

Wann ist dieser Zeitpunkt?

Das liegt an all denen, die den Friedensprozeß vorantreiben wollen. Sie haben es in ihren Händen, die Einsetzung der provisorischen Regierung zu beschleunigen.

Ein Jahr dauert nun schon die Intifada Auf palästinensischer Seite gab es über 300 Tote. Wie werden denn die Palästinenser in den besetzten Gebieten nach all den Opfern auf die Ergebnisse von Algier reagieren?

Ich bin zuversichtlich, daß die Beschlüsse in den besetzten Gebieten positiv aufgenommen werden. Die Freude über die Staatsgründung wird die Bevölkerung in der Westbank und im Gaza-Streifen zusätzlich motivieren, den Kampf um unsere Unabhängigkeit fortzusetzen.

»Wir sollten Israel keine weiteren Geschenke machen«

Interview mit George Habash

Der Palästinensische Nationalrat von Algier war für die PLO von historischer Bedeutung: Sie proklamierte einen unabhängigen Palästinastaat. Bedeutet die Bezugnahme auf den UN-Teilungsbeschluß l81 von 1947 in der Unabhängigkeitserklärung eine Art indirekte Anerkennung des Existenzrechts Israels durch die PLO? Wenn ja, nimmt die PLO damit endgültig Abschied von ihrem ursprünglichen Ziel eines demokratischen Staates in Gesamt-Palästina?

Zunächst einmal: Unabhängig von der Erwähnung der Teilungsresolution in der Unabhängigkeitserklärung hat der Nationalrat von Algier in keinem seiner Beschlüsse 181 zugestimmt. Wir müssen uns jedoch im gegenwärtigen Stadium des Palästinakonflikts die politischen Ziele der Intifada klar vor Augen halten, nämlich die Gründung eines unabhängigen Staates in der Westbank und im Gaza-Streifen. Wir sind ja keine Narren und wissen daß die Intifada nicht Gesamt-Palästina befreien kann, um dort einen demokratischen Staat zu errichten. Das palästinensische Volk die PLO und auch wir von der Volksfront akzeptieren zum gegenwärtigen Zeitpunkt einen Palästinastaat in der Westbank und im Gaza-Streifen. Ob das eine endgültige Lösung ist, muß man abwarten, denn nichts existiert ewig außer Gott. Wenn alle Menschen, die in Palästina leben, irgendwann zu der Erkenntnis gelangen, daß es im Interesse aller ist, als Brüder in einem gemeinsamen Staat zu leben, dann wird die Idee des demokratischen Staates vielleicht doch noch einmal Wirklichkeit. Wann das sein wird, weiß ich nicht. Die dafür notwendige ideologische Auseinandersetzung wird jedoch sehr lange dauern. Lassen Sie mich bezüglich der Resolution 181 noch klarstellen, daß sie nicht die Basis unserer Unabhängigkeitserklärung ist. Deren Grundlage ist vielmehr das historische und natürliche Recht der Palästinenser auf einen eigenen Staat, sowie die UN-Resolutionen zur Palästinafrage in ihrer Gesamtheit. Den Palästinensern wurde mit dem Teilungsbeschluß von 1947 großes Unrecht zugefügt, weil er ihnen ihr Selbstbestimmungsrecht vorenthielt. Da uns der Teilungsplan jedoch unser Recht auf einen eigenen Staat zugebilligt hat, haben wir die Teilungsresolution in unsere Unabhängigkeitserklärung mit einbezogen.

Warum war die Volksfront in Algier im Gegensatz zu Fatah (Arafat) und Demokratischer Front (Hawatmeh) gegen die namentliche Erwähnung der Resolution 242 als der Grundlage für eine internationale Friedenskonferenz?

Gegen die Erwähnung von 242 in der politischen Abschlußerklärung war die Volksfront aus folgenden Gründen: Resolution 242 erwähnt mit keinem Wort das Recht der Palästinenser auf Selbstbestimmung. Wir kommen darin nur als Flüchtlinge vor. Wenn wir 242 akzeptieren, werden die Israelis auf der Friedenskonferenz Arafat auffordern, sich diese Resolution genau durchzulesen und ihm sagen, daß er von 242 keinen Staat zu erwarten hat. Es wäre für die PLO darüberhinaus ein großer Fehler, gegenüber den USA und den Europäern weitere Zugeständnisse zu machen. Von beiden Parteien wird doch immer nur die PLO unter Druck gesetzt. Es wäre an der Zeit, nun endlich auch einmal Druck auf Israel auszuüben. Bislang hat Israel weder die PLO noch unser Recht auf nationale Unabhängigkeit anerkannt. Wenn wir jetzt die Resolution 242 mit dem Zusatz des Selbstbestimmungsrechts akzeptieren, dann wird man uns auf der nächsten Sitzung des Nationalrats die uneingeschränkte Annahme von 242 abverlangen und als nächsten Schritt die Anerkennung Israels. Das wird dann nicht mehr aufhören, und irgendwann werden sie schließlich noch darauf bestehen, daß die PLO ihre Nationalcharta ändert etc. etc. etc. Verantwortlich für die Stagnation im Friedensprozeß ist doch Israel und nicht die PLO. Deshalb wäre es falsch von der PLO, immer weitergehende Kompromisse zu machen. Zu alldem kommt, daß die Anerkennung von 242 nicht den Interessen der Intifada dient. Aus all den genannten Gründen sind wir gegen 242. Wir sollten Israel keine weiteren Geschenke machen.

Schwächen die PLO-internen Meinungsverschiedenheiten bezüglich 242 nicht den politischen Handlungsspielraum der Palästinenser u.a im Hinblick auf die USA?

Arafat kann dem neuen amerikanischen Präsidenten Bush klar sagen, daß dieser mit einer Mehrheit von nur 54 Prozent regiert. Hinter Arafats Mehrheitspolitik stehen jedoch etwa 70 Prozent der Mitglieder des palästinensischen Parlaments. Das ist Ausdruck unserer Demokratie. Die USA legen uns doch immer nur neue Steine in den Weg, weil sie die PLO grundsätzlich nicht anerkennen wollen. Nur aus diesem Grund werden die Amerikaner nicht nur auf Arafats Unterstützung, sondern auch auf der von George Habash bestehen.

Der Verzicht Husseins auf die Westbank und die Ausrufung eines unabhängigen Palästinenserstaates durch den Nationalrat sind die bislang wohl wichtigsten Resultate der Intifada Wie wird sich der Aufstand in den besetzten Gebieten weiter auswirken?

Wir sehen alle, daß die Intifada Tag für Tag neue Veränderungen bringt, Veränderungen, die in einem eigenen Staat enden werden. Die Intifada hat aber auch Auswirkungen auf Seiten Israels. Neben dem Schaden für die israelische Wirtschaft verschärft die Intifada bis zu einem gewissen Grad die innenpolitischen Konflikte der israelischen Gesellschaft. Darüber hinaus schadet der Aufstand natürlich auch dem Ansehen Israels auf internationaler Ebene. Das wichtigste Ergebnis der Intifada besteht jedoch darin, daß sie die Dringlichkeit für die Lösung des Palästinaproblems wieder deutlich in das Bewußtsein der gesamten Weltöffentlichkeit bringt, ein Problem, das die UNO mit ihrem Teilungsbeschluß von 1947 mitbegründet hat. Die ganze Welt weiß heute, daß es bezüglich der Palästinafrage unmöglich so weitergehen kann wie bisher. Auch auf das palästinensische Volk in seiner Gesamtheit und die PLO hat die Intifada wichtige Auswirkungen. Zusätzlich verändert sie die arabische Welt. Nichts ist wie vorher. Die Intifada wird solange weitergehen, bis sie ihr Ziel

erreicht hat. Wir geben uns keinen Illusionen hin, aber die Intifada wird nach und nach zum Ende der israelischen Besatzung und somit zu einen palästinensischen Staat führen.

Bislang haben sich die Palästinenser in den besetzten Gebieten mit zivilem Ungehorsam und Steinen gegen die israelische Besatzungsmacht gewehrt. Werden sie irgendwann zu den Waffen greifen?

Die Intifada ist etwas ganz Besonderes. Die Bevölkerung in den besetzten Gebieten steht voll hinter dem Aufstand. Das Leben unter der Besatzung hat für sie keinen Sinn mehr; sie haben nichts mehr zu verlieren. Sie werden siegen und die Besatzung endlich abschütteln. Ein ganzes Volk kann man nicht für immer unterdrücken; die Geschichte beweist das. Natürlich wissen wir, daß es eine schwere Aufgabe für uns ist. Außerdem kennen wir Israel sehr gut. Wir haben jedoch keine andere Wahl, außer zu kämpfen und noch mal zu kämpfen, solange bis wir unseren eigenen Staat haben werden.

Das politische Programm der Volksfront sprach immer von der Notwendigkeit, das Kräfteverhältnis im Nahen Osten zu verändern. Erreicht werden soll das durch eine gemeinsame Arabische Befreiungsfront. Die Unterstützung der arabischen Staaten für die PLO und einen unabhängigen Palästinenserstaat ist gegenwärtig jedoch ziemlich gering.

Es stimmt, wir haben momentan Probleme mit den arabischen Staaten. Man muß jedoch unterscheiden zwischen den arabischen Regierungen auf der einen, und den arabischen Völkern auf der anderen Seite. Bezüglich der arabischen Staaten stimme ich mit Ihnen überein. Die arabischen Massen sind jedoch auf unserer Seite; ihre Solidarität für

uns nimmt von Tag zu Tag zu. Ich hoffe, daß sich im zweiten Jahr der Intifada die arabische Unterstützung nach und nach verstärken wird. Wir hoffen, daß wir Erfolg haben werden.

Interview mit Nayef Hawatmeh

»Der Aufstand wird weitergehen«

Der Palästinensische Nationalrat von Algier endete mit der Ausrufung eines eigenen Palästinenserstaates Worin liegt für das palästinensische Volk die Bedeutung der Unabhängigkeitserklärung?

Mit der Ausrufung des Staates Palästina hat sich das palästinensische Volk ein für allemal dafür entschieden, keine Friedenslösung zu akzeptieren, die uns weniger zugesteht als den eigenen Staat. Was wir jetzt erwarten, ist eine breite arabische und internationale Anerkennung unseres Staates. Darüber hinaus gehen wir davon aus, daß in wenigen Jahren eine internationale Friedenskonferenz einberufen wird.

Die Mehrheit der PLO hat in Algier die UN-Resolution 242 als Grundlage für eine internationale Friedenskonferenz anerkannt. Vorausgegangen waren dieser Entscheidung jedoch recht kontroverse Diskussionen. Wie kam es schließlich zu diesem Beschluß?

Al Fatah hatte ursprünglich vorgeschlagen, die Resolution 242 und das Recht der Palästinenser auf Selbstbestimmung zur Konferenz-Grundlage zu machen. Die Demokratische Front hat das abgelehnt, weil nach unserer Meinung das Selbstbestimmungsrecht weder das Recht der palästinensischen Flüchtlinge auf Rückkehr noch das Recht der Palästinenser auf einen eigenen Staat enthält. Al Fatah und die Demokratische Front haben sich dann aber doch noch auf eine gemeinsame Verhandlungs-Grundlage geeinigt; sie besteht aus folgenden drei Punkten: Erstens die Garantie der nationalen Rechte des palästinensischen Volkes, insbesondere das Recht auf Selbstbestimmung. Zweitens die UN-Resolutionen zur Palästina-Frage inklusive das Recht der Flüchtlinge auf Rückkehr und schließlich drittens die UN-Resolutionen 242 und 338.

Wie wird Israel auf die palästinensische Unabhängigkeitserklärung reagieren?

Schamir hat deutlich gesagt, daß er niemals seine Hand für eine Friedenslösung mit der PLO ausstrecken wird. Er hat erst kürzlich seine drei Neins zu einem palästinensischen Staat, zum Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser und zum israelischen Rückzug aus den 1967 besetzten Gebieten bekräftigt. Wir erwarten von ihm neues Blutvergießen in den besetzten Gebieten. Die Israelis haben die endgültige Ausschaltung der Intifada-Führung angekündigt. Darüber hinaus planen sie die Schließung aller Büros von Zeitungen, Gewerkschaften und sozialen Einrichtungen. Ebenfalls zunehmen werden die Häusersprengungen und alle anderen Kollektivstrafen. Außerdem rechne ich mit verstärkten israelischen Bombenangriffen gegen die palästinensischen Flüchtlingslager im Libanon.

Wieviel Zeit gibt die PLO Israel, positiv auf die neuen palästinensischen Vorschläge einzugehen? Gibt es so etwas wie ein Zeitlimit?

Nein. In Algier haben wir unter den Augen der gesamten Weltöffentlichkeit unsere Friedenshaltung vorgelegt. Wir sind bereit, an einer Friedenskonferenz teilzunehmen. Wenn die israelische Regierung ihre ablehnende Haltung fortsetzt, keinen Quadratmeter von den besetzten Gebieten preiszugeben, läuft sie Gefahr, weltweit isoliert zu werden. Dann werden jedoch

die innerisraelischen Konflikte um eine Friedensregelung zunehmen. Auf Dauer kann Schamir seine blutige Politik nicht fortsetzen, auch wenn er behauptet, Israel könne auf Jahre hinaus in einer weltweiten Isolation leben. Er weiß genau, daß das nicht geht. Irgendwann wird auch Schamir zur Einsicht kommen.

Kommt für die Palästinenser irgendwann der Tag, an dem Demonstrationen und Steine als Widerstandsform gegen die israelische Besatzungsmacht nicht mehr ausreichen und sie zu anderen Mitteln greifen werden?

Ich weiß, auf was Sie hinauswollen. Israel kann, ganz offen gesagt, die Intifada nicht zerschlagen. Sie können zwar noch mehr Palästinenser töten und Tausende ins Gefängnis werfen; die Intifada jedoch werden sie nicht aufhalten können. Der Aufstand wird auch 1989 weitergehen, da bin ich absolut sicher. Wir werden unseren demokratischen und friedlichen Kampf in der Westbank, im Gaza-Streifen und Jerusalem fortsetzen. Es gibt jedoch eine gemeinsame Entscheidung aller palästinensischen Gruppierungen, daß es in den besetzten Gebieten keine militärischen Aktionen geben wird. Innerhalb Israels jedoch werden wir den bewaffneten Kampf gegen die israelische Armee weiterführen, weil diese Armee nach wie vor unser Land besetzt hält.

Kasten »Uno-Resolution 181« auf Seite 51

1. Das Mandat über Palästina soll sobald wie möglich beendet werden, in jedem Fall nicht später als am 1. August 1948.

2. Die Streitkräfte der Mandatar-Macht sollen nach und nach von Palästina abgezogen werden die Räumung soll sobald wie möglich abgeschlossen werden, in jedem Fall nicht später als am 1. August 1948... Die Mandatar-Macht soll bestrebt sein, ein im Bereich des jüdischen Staates liegendes Gebiet einschließlich Seehafen und Hinterland, das geeignet ist, eine nennenswerte Einwanderung aufzunehmen, zum frühest möglichen Termin zu räumen, in jedem Fall nicht später als am 1. Februar 1948

3. Unabhängige arabische und jüdische Staaten und die besondere internationale Verwaltung der Stadt Jerusalem, wie in diesem Plan... vorgesehen, sollen in Palästina zwei Monate nach der Evakuierung der Streitmächte der Mandatar-Macht gebildet werden, in jedem Fall aber nicht später als am 1. Oktober 1948...

Vorbereitende Schritte zur Unabhängigkeit.

I . Eine Kommission soll gebildet werden, die aus je einem Vertreter von fünf Mitgliedsstaaten besteht...

2. Die Verwaltung von Palästina soll in dem Maße, in dem die Mandatar-Macht ihre Streitkräfte zurückzieht, nach und nach der Kommission übertragen w«den.

3. Bei ihrer Ankunft in Palästina soll die Kommission damit beginnen, Maßnahmen zu treffen, um die Grenzen des arabischen und jüdischen Staates und der Stadt Jerusalem festzulegen, in Übereinstimmung mit den allgemeinen Richtlinien der Empfehlungen der Vollversammlung zur Teilung von Palästina...

Kasten »UNO-Resolution 242« auf Seite 53

Der Sicherheitsrat ... bekräftigt, daß die Erfüllung der Grundsätze der Charta die Errichtung eines gerechten und dauerhaften Friedens in Nahost verlangt, der die Anwendung der beiden folgenden Grundsätze einschließt: (i) Rückzug der israelischen Streitkräfte aus Gebieten, die während des jüngsten Konflikts besetzt wurden (ii) Einstellung aller Behauptungen oder Formen eines Kriegszustandes sowie die Beachtung und Anerkennung der Souveränität, der territorialen Unversehrtheit und der politischen Unabhängigkeit eines jeden Staates in diesem Gebiet und die seines Rechtes, innerhalb sicherer und anerkannter Grenzen frei von Drohungen und Akten der Gewalt in Frieden zu leben Der Sicherheitsrat bekräftigt ferner die Notwendigkeit,

a) die freie Schiffahrt auf den internationalen Wasserstraßen des Gebietes zu garantieren;

b) eine gerechte Regelung des Flüchtlingsproblems zu verwirklichen;

c) die territoriale Unversehrtheit und die politische Unabhängigkeit eines jeden Staates in dem Gebiet durch Maßnahmen sicherzustellen, zu denen die Schaffung entmilitarisierter Zonen zählt. ..

Konkret 01/89, S. 54

Wolfgang Schneider

Die Wesensart des Schweines

»Wie kommt es, daß in einem Blatt der Linken, das traditionell den Antifaschismus adoptiert hat, solche Begriffe und Gedanken auftauchen?«
(»Die Zeit«, 2.12.88)

Die Verwunderung darüber, daß es ausgerechnet der alternativen »tageszeitung« ausgerechnet in den Tagen, da sich die nationalsozialistischen Novemberpogrome zum 50. Mal jährten, möglich gewesen ist, der Frage, ob eine gut besuchte Berliner Diskothek mit dem Wort »gaskammervoll« angemessen beschrieben sei, mehr Platz und Aufmerksamkeit zu widmen als der Beschäftigung mit dem deutschen Faschismus, lebt von ihrem kurzen Gedächtnis und einer Absicht, die in der »taz« das »Blatt der Linken« sehen möchte, um den eigenen politischen Opportunismus kaschieren und sich weiter im Mainstream der Alternativszene treiben lassen zu können.

Nicht einmal sieben Monate reicht die Erinnerung der eifrig Empörten zurück. Daß im März 88, pünktlich zum internationalen Frauentag, die »taz« mit einer pubertären Pornoseite erschien, um gegen das »Frauentagsgesülze« und den westdeutschen Feminismus anzustänkern, haben sie längst schon wieder vergessen. Dabei liegt der strukturelle Zusammenhang, der zwischen der Pornoseite zum Frauentag und der Disko-Gaskammer-Assoziation nebst weiteren Antisemitismen zum Novemberpogrom besteht, ebenso auf der Hand wie der gelangweilte Zynismus im Umgang mit linken Themen, der beide zu typischen »taz«-Produkten macht. Wie es damals gegen die vermeintlich prüde Frauenbewegung und die angeblich wissenschaftlich sterile Behandlung des »Tabuthemas« Sex in der »taz« ging, so geht es jetzt eben gegen die »Zeitzeugen-Sentimentalität« im Kontext der Erinnerung an den Holocaust, gegen »den keimfreien deutschen Antifaschismus«: »Der Konsens des Antifaschismus ... muß gelockert werden.«

Waren aber im Frühjahr immerhin noch »Erinnerungen an die Frühphase der taz« wachgeworden, an die Diskussionen über Gernot Gailers Pornophantasien etwa, die im Sommer 1980 die »taz«-Beleg- und Leserschaft wochenlang in Atem gehalten hatten, so mag jetzt an die ersten Jahre niemand mehr zurückdenken – begreiflicherweise: Der Nimbus eines linken Blattes, »daß traditionell den Antifaschismus adoptiert hat«, ließe sich andernfalls nicht länger aufrechterhalten.

Von Anfang an nämlich hat die »taz« den Nationalsozialismus mit einer Sorglosigkeit, ja Gleichgültigkeit behandelt, die in der bundesdeutschen Presselandschaft einzig dastehen. Sie hat nicht nur zwei Jahre lang das Wort »Pogrom« nicht buchstabieren können und durch penetrante Verdoppelung des »s« in »Auschwitz« zum Ausdruck gebracht, wie sie mit diesem Thema am liebsten umspränge, sie hat vor allem überall in der Welt geradezu zwanghaft KZ's ausgemacht und die Begriffe »Endlösung« und »Holocaust« inflationiert: »Endlösung der Verschwundenenfrage«, »...der Chinesenfrage«, »...der Indianerfrage«, »asiatischer Holocaust« etc., sie hat es sogar fertiggebracht, den Termin der Urteilsverkündung im Prozeß gegen Brigitte Heinrich als »Abfahrt...zur Endlösung« zu annoncieren (im einzelnen kann das in dem Buch »tazsachen« von Oliver Tolmein und Detlef zum Winkel nachgelesen werden, das Ende Januar im Konkret Literatur Verlag erscheinen wird).

Die »taz« hat damit das Terrain bereitet, auf dem heute die bestenfalls gedankenlosen »Grenzverletzer« und Anhänger der »schlimmen Wörter« beinahe jeden ihrer kritischen Kommentare zur Maßregelung und Entlassung zweier Redakteurinnen aus dem Unternehmen »taz« mit den Begriffen »Endlösung« und »Holocaust« anreichern: »Endlösung der Dudenfrage«, »hohles Endlösungs-Pathos«, »Säuberung« der »taz« »bis zur geistigen Endlösung«, auf dem aber bereits auch – etwa in dem Vorschlag, dann doch lieber gleich Heinz Galinski einzustellen – der Nazi-Jargon pur auftritt. Zwecks Pointierung ihres Faschismus-Begriffs hat sie bereits im ersten Erscheinungsjahr unter anderem auch ein Gedicht veröffentlicht, das geeignet ist, die Tradition zu verdeutlichen, in der Kapielskis Schluß von der Disko auf die Gaskammer sich durchaus konform bewegt: »Es gibt ein Auschwitz in jedem Land der Welt./Ein Gefängnis ist ein Auschwitz./Eine Familie ist ein Auschwitz./Jede Institution ist ein Auschwitz,/weil eine Mentalität dahintersteckt.«

Keineswegs also hat die »taz« »traditionell den Antifaschismus adoptiert«, sie hat vielmehr – Jahre bevor Hillgruber, Nolte und Co. zur Relativierung der nationalsozialistischen Verbrechen ansetzten – diese Relativierung in einer Art praktiziert, die selbst den reaktionären Historikern entschieden zu weit ging. Sie hat damit zu erkennen gegeben, daß sie tatsächlich sowohl das Produkt als auch der Promoter der Wende gewesen ist, die die Reste der bundesdeutschen Linken nach 77 mit ihrem Schwenk zu Friedensbewegung und Grünen vollzogen haben, einer Wende, in der sich der totale Triumph des Konservativismus hierzulande erst ankündigte.

Trotzdem haben die »taz«-Verantwortlichen es immer wieder verstanden, durch Personalisierung besonders krasser coming outs in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, es schlügen stets bloß einige Spinner über die Stränge eines ansonsten intakten linken »taz«-Konsenses. Noch nie aber ist, daß es einen prinzipiellen Dissens zwischen den jeweiligen

Provokateuren und der jeweils kurzfristig erschrockenen Mehrheit nicht gibt, so deutlich geworden wie in der aktuellen Auseinandersetzung. Die Übereinstimmungen reichen bis in den Bau einzelner Argumente. Gabriele Riedle beispielsweise hat zur Verteidigung des Disko-Gaskammer-Vergleichs folgenden Bericht »aus der Wunderwelt der Metapher«, eine »kleine Anleitung zum 'präzisen Gebrauch von Sprache'« geliefert: »Die metaphorische Aussage 'Klaus ist ein Schwein' bezieht sich auf Klaus und nicht auf das Schwein. Sie sagt nichts über die Wesensart des Schweines.... Ähnlich verhält es sich für (!) 'die Disko war gaskammervoll', Bildspender ist die Gaskammer, Bildempfänger ist die Disko.... Eine Disko aber läßt sich grundsätzlich mit allem vergleichen, auch mit der Gaskammer.«

Auch Klaus Hartung, Wortführer der Mehrheitsfraktion, hat für diejenigen, die an seiner auf die »Rotationsgewinnler« der Grünen Partei gemünzten Formel »Parasiten der öffentlichen Hand« Anstoß nehmen, eine Belehrung parat: »Der bestimmende Genitiv macht klar, daß es sich eben nicht um ein Sein, sondern um ein Verhältnis, um ein parasitäres Verhältnis eben handelt.« Er hätte kaum deutlicher zeigen können, daß die Kontrahenten sich allein über das Objekt ihrer verbalen Attacken, keineswegs aber über die Nutzung nationalsozialistischer Sprachregelungen und Verbrechen für die eigenen bornierten Zwecke uneins sind.

Und warum das alles? Warum jetzt und in dieser Heftigkeit? Seit mehreren Monaten ist die »taz«, mit einem Defizit von 100.000 Mark im Monat, eingestandenermaßen finanziell wieder mal in der Bredouille und konzeptionell am Ende. Einige ihrer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen haben deshalb im Sommer »Anmerkungen zur Verbesserung einer linken Tageszeitung« formuliert, denen zu entnehmen ist, worin sie ihr Dilemma begründet sehen und wie sie aus ihm herauskommen wollen: »Die Alternativbewegung...ist zu einem Bestandteil der bürgerlichen Gesellschaft geworden«, heißt es da, »Umwelt/Frieden/Feminismus gehören mittlerweile auch im bürgerlichen Zeitungslager zu den Essentials«, mit denen also neue Käuferschichten schwerlich gewonnen werden können. Um die »taz« so zu verändern, »daß sie auf dem Markt eine Chance hat«, wird daher neben der Pflege einer »ausgefeilten Schimpf-Kultur« empfohlen, das Blatt »mit einer quasi buddhistischen Grundhaltung zu gestalten, dem sicheren Wissen, daß Elend und Leid zu den Grundtatsachen einer glücklichen und gedeihenden Welt gehören und die Redaktion in der Wattstraße in diesem Spiel (!) nicht dazu auserkoren ist, ausschließlich den immerselben Finger auf die immergleichen Wunden zu legen.«

Was nichts anderes heißt, als daß sie's endgültig satt haben, an Ansprüchen gemessen zu werden, mit denen sich, obwohl's nicht einmal die eigenen sind, dennoch kein Geld verdienen läßt.

Konkret 01/89, S. 55

Oliver Tolmein

Gefahr erkannt, Gefahr gebannt?

Als einziger der zahlreichen zur internen Debatte verfaßten Beiträge wurde der des Bonner »taz«-Redakteurs Tolmein von der »taz« nicht gedruckt. KONKRET dokumentiert ihn

Die »taz« ist träge in ihrer Wahrnehmung antisemitischer Tendenzen und Strömungen. Zu der aktuellen internen Auseinandersetzung wäre es ohne massive Interventionen von LeserInnen nicht gekommen. Das ist nicht nur ein Armutszeugnis für die »taz«, es ist gleichzeitig Ursache für den merkwürdigen Verlauf der Debatte: So schweigsam die »taz« tagelang war, so wuchtig und markig wird jetzt versucht, Positionen festzuschreiben – der Rahmen aber bleibt eng gesteckt. Die Schuldigen sind gefunden und sollen gekündigt werden – der Minimalkonsens, »daß der Mord an den Juden kein Anlaß für ein Wortspiel sein darf« (Hartung), kann künftig das gute Image wahren, und die bis dahin geführte Debatte wird unter der Rubrik »wir können auch selbstkritisch sein« dann doch wieder, irgendwie, positiv gesehen. So einfach, denke ich, sollte sich die »taz« nicht aus der Diskussion stehlen können. Die Artikel von Kapielski, eine Wortschöpfung wie das Drostesche »Euternasie«, das Desinteresse einer Redakteurin an der deutschen Geschichte stehen nicht isoliert in der »taz« – und sie kommen nicht aus dem Nichts.

Es gibt, entstanden während der laufenden Konzeptdebatte in der »taz«, ein umfangreiches Papier »Anmerkungen zur Verbesserung einer linken Tageszeitung«. Es ist von einzelnen RedakteurInnen geschrieben, basiert auf einem Konsens über Orientierung und Charakter der »taz«. Das Papier enthält auch einen Grundsatzartikel »Weiter denken ! « von Matthias Bröckers, der, damit voll auf der Linie der »frechen« »taz« gegen »sozialkritischen Einheitssound und linksgestrickte Ärmelschonerprosa« polemisiert und für eine »ausgefeilte Schimpf-Kultur« plädiert. In dem Artikel wird auch eine wichtige Ursache für die »eigentümliche Miesepetrigkeit« der »taz« genannt: »Ihr dogmatisches Steckenpferd haben fast alle (»taz«-MacherInnen): der eine *schleppt die NS-Opfer im Gepäck,* die andere 3.000 Jahre Unterdrückung der Frau, dem dritten gilt Rot/Grün als das Alleinseligmachende, dem vierten die Guerilla in Lateinamerika... Wo aber eine ganze Herde hochheiliger Kühe weidet, kann kein rauschendes Schlachtfest stattfinden.«

Daß die Vorliebe für rot/grüne-Bündnisse hier in einem Atemzug mit dem Engagement für die Opfer des Nationalsozialismus genannt wird und beides unter die Kategorie des »dogmatischen Steckenpferdes« fällt, hat seine Ursache nicht nur in mangelnder Sensibilität und Geschichtsunbewußtsein, sondern zu wichtigen Teilen auch in der politischen und ökonomischen Orientierung der »taz« . Ein in linken Kategorien denkender (und das ist ein geschichtsbewußter und antinazistischer), auf Interventionen in der Linken zielender Journalismus hat in der Zeitung nie eine entscheidende Rolle gespielt, den Schritt zu einem etablierten bürgerlichen Journalismus (der sich bestimmten Anstandsregeln verpflichtet weiß und Tabus kennt) hat sie nicht vollzogen: Für das erste fehlt dem überwiegenden Teil der »taz«-RedakteurInnen die Überzeugung, für das zweite fehlen ihr kultureller und politischer Hintergrund und der Markt. Stattdessen versucht sich die »taz« als »enfant terrible« im Mediengeschäft, als die »freche taz«: Propagandistin einer nicht näher qualifizierten »Schimpfkultur« und Spezialistin im Brechen vorzugsweise linker Tabus.

Auffallen tut not. Auffällig sind Porno-Seiten in der »taz«, Vergewaltigungsphantasien, ausländerdiskriminierende Sentenzen und Tiraden – am provokantesten aber ist und bleibt die sprachliche Normalisierung der Shoah, der Vernichtung der Juden durch Deutsche, durch Vergleiche, durch Wort»spiele«, durch offenherzig und bewußt vorgetragene Ignoranz. Das zu kritisieren, nach den Ursachen dafür aber nicht zu fragen, die Wege dorthin offenzuhalten – das ist kaum mehr als der Versuch, ein positives Image zu behalten, ohne wirklich etwas infrage stellen zu wollen. Wo »rauschende Schlachtfeste« in erster Linie stattfinden, damit die »taz« einen eigenen Akzent hat, Profil gewinnt und damit Auflage, zählt vor allem die Stimmung. Ist die Stimmung gut, ist alles erlaubt, wird die Stimmung mies (gemacht) – aber auch wirklich erst dann – , wird Einhalt geboten. Deswegen ist es auch keineswegs ein Betriebsunfall oder ein Zufall, daß die »taz«lerInnen selber weder verhindern konnten, daß die jetzt kritisierten Texte erschienen sind, noch es geschafft haben, die Diskussion darüber selbst auf den Weg zu bekommen. Die Reaktion der »Zielgruppe« ist zum alleinigen Maßstab geworden, es gibt keinen gemeinsamen, eigenen politischen, sprachlichen und moralischen Maßstab, der verhindert, daß Texte wie die jetzt geschriebenen überhaupt geschrieben und sogar veröffentlicht werden.

Die Auseinandersetzung um linken Antisemitismus, um sprachliche Verluderung, die Ausdruck politischer Verluderung ist, verträgt keine Halbheiten – sie muß konsequent geführt werden. Deswegen ist dieser Konflikt tatsächlich kein »taz-üblicher«, deswegen kann auch gegen Sanktionen, wie beispielsweise die Kündigung, nicht mit dem Verweis darauf, daß es um die lange geplante Ausschaltung der internen Opposition gehe, argumentiert und angegangen werden. Wer feststellt: »Wir alle lachen doch auch mal heimlich über Judenwitze« oder bekennt: »Ich beschäftige mich nicht mit deutscher Geschichte«, hat in einem linken Projekt – und es wird hier ja die angebliche Ausgrenzung der »Linken« kritisiert – nichts verloren, grenzt sich selber aus. Konsequent zu diskutieren heißt aber mehr. Es geht darum zu verhindern, daß sich dieser Skandal wiederholt – es geht auch darum zu klären, auf welcher politischen Grundlage die Kündigungen jetzt ausgesprochen werden, was sie vom sonst so vollmundig kritisierten »Stalinismus« unterscheidet.

Bemerkenswert ist, daß hier arbeitsrechtliche Sanktionen gerade von den Leuten propagiert und gefordert werden, die sich ansonsten für eine unbedingte, ausgrenzungslose »Streitkultur« stark machen – die unter anderem deswegen gegenüber sexistischen Provokationen (zuletzt bei der Porno-Seite) auffällig tolerant sind, die aber auch in der Diskussion um antifaschistische Strategien gegen jede Form von Repression argumentieren. Gegen ein Verbot neonazistischer Gruppen zu sein, in diesem Bereich ausschließlich auf Überzeugungsarbeit zu setzen und damit auch nazistische Propaganda in Kauf zu nehmen, andererseits aber in der internen Debatte schnell und entschlossen zu formalen Sanktionen wie Schreibverbot und Kündigung zu greifen, scheint mir ein politischer Widerspruch, der nicht stillschweigend übergangen werden kann, sondern erklärt und diskutiert gehört.

Und noch etwas gehört in die Diskussion, sollte das Engagement wirklich so ernst gemeint sein. Klaus Hartung schreibt: »Wir gebrauchen nationalsozialistische Begriffe, um unsere Gegner zu treffen, um etwas politisch zu klären, um uns zu verteidigen. Wir sind nicht frei... Es kommt alles darauf an, aus dieser Erkenntnis kein psychologisches Phänomen zu machen... Ein Kodex wäre absurd, aber wie wäre es mit der Bereitschaft, sich auch öffentlich schämen zu können und persönliche Verantwortung für Beschämendes zu übernehmen?« Ich gehöre nicht zu dem kollektiven Wir, das Hartung dort behauptet – aber er gehört tatsächlich dazu. 1986, nachdem die Alternative Liste ihre KandidatInnen für den Bundestag benannt hatte, hat Klaus in der »taz« die gewählten vier, die ihm das nötige Profil nicht zu haben schienen, als »Parasiten der öffentlichen Hand« bezeichnet. Diese Terminologie auf Menschen anzuwenden, das weiß Hartung und darauf ist er hingewiesen worden, ist nazistisch – die Implikationen liegen auf der Hand: Parasiten gehören ausgemerzt, vernichtet. 1986 war in der »taz« keine Entschuldigung für diesen, ja nicht einmal eine Distanzierung von diesem Sprachgebrauch möglich: Heute scheint es mir das geringste, daß gerade jemand, der in der aktuellen Antisemitismus-Diskussion sich mit großem Pathos in die Rolle des moralischen Gewissens der »taz« begibt, auch Ernst macht mit seiner Aufforderung »persönlich Verantwortung für Beschämendes« zu übernehmen – und sich mindestens entschuldigt.

Konkret 01/89, S. 58

Matthias Altenburg

Lady George, Savoir-Mourir

Wenn uns die Toten nicht ruhen lassen. Wenn der Alp nicht weichen will. Wenn es anders nicht geht, als die Skelette aus den Gräbern zu zerren, sie zum Reden zu bringen. Am Tor zur Unterwelt ein Schild. BITTE EINZELN EINTRETEN. Jeder für sich. Aber jeder.

I)ie Zeit der Französischen Revolution und heute. Paris, Rue des Moulins. Georg Forster ist schon tot und liegt im Sterben. 200 Jahre, ein Fiebertraum. Das Messer der Guillotine saust durch die Hälse, Autoreifen surren über das Pflaster. Das Schweigen der Todgeweihten, die Rufe der Touristen. Ein Stimmengewirr wie aus der Kurzwelle. Bis dann, vielleicht, im günstigsten Fall, wer weiß, bis dann eine Stimme, zwar schwer, aber verständlich wird.

Der Abend, die nächste Müdigkeit sind noch einen halben Tag weit entfernt. Eine Frau ist gerade gegangen. Die Robinie vorm Fenster ist kahl. Die schwarzen Äste im kalten Winterlicht sind halb mit Schnee bedeckt. Hinter mir rauscht der elektrische Heizer. Kein Gedanke will fassen.

Daß wir uns ineinander verkrallt, daß unsre Häute einander gerieben haben, unsre Köpfe aufeinandergeschlagen sind. Wie lange ist das her? Ein paar Stunden, zweihundert Jahre? Die kleine Revolution unsrer Körper. Was noch? Liebe, Haß, Erinnerung? Kein Begriff will mehr greifen. Es war, wie es war, wie ich will, wie es war, war es nicht.

Ach, Therese. Grad hier um die Ecke trägt eine Straße deinen Namen. Die Nutten flanieren dort und die Transvestiten gehn auf Kundenfang. Immer wenn ich diese Mannweiber seh, muß ich dran denken, daß Cook mich Lady George genannt hat – damals auf der »Resolution«. Wie du gelacht hast, als ichs dir erzählte, dieses höhnische Gegacker, da hätte ich schon stutzig werden müssen. Hab ich nicht alles gemacht, um dich zu halten? Hab gebettelt, gebetet, geheult und dich genommen bis dir schwarz vor Augen wurde. Ich hab mich auf den Kopf gestellt und mit dem Arsch Fliegen gefangen. Aber du hast nur gegähnt und gesagt, laß mich, ich bin müde. Sogar den Huber hättest du im Haus behalten können. Besser zu dritt als allein, oder. Aber dir den Gecken machen, pardon Therese, das hab ich nicht gekonnt.

Nun gut, tun wir so, als würde ich leben. Schließlich habe ich mein Grab auch nie gesehen. Morgens im Fernsehen die Nachricht: Georg Forster, der einstmals berühmte, 1754 geborene Schriftsteller, Naturwissenschaftler und Weltreisende sei nicht, wie bislang vermutet, mit 39 Jahren gestorben. Bewohner der Rue des Moulins hätten den Totgeglaubten, der zwar einen etwas verwirrten, aber immer noch rüstigen Eindruck mache, gestern abend in einer kleinen Dachkammer, die er offensichtlich seit dem Datum seines vermeintlichen Todes nicht mehr verlassen habe, entdeckt.

Entdeckt hätten sie mich. Mich. Den Entdecker entdeckt. Und einen etwas verwirrten Eindruck. Möchte mal sehen, was für einen Eindruck einer von diesen Fernsehfritzen machen würde, wenn er als Kind mit einer Nußschale im Eismeer steckengeblieben und dann den Rest seines Lebens nur noch vor sich hin hingefault wäre. Und das vor mehr als 200 Jahren. Von den ersten Jahren in Nassenhuben gar nicht zu reden; der Tod hat an mir schon gefressen, bevor mich das Leben noch hatte.

Jetzt stehen sie Schlange, kratzen an der Tür, daß ich sie reinlasse mit ihren Tonbändern und Kameras, damit sie Filme drehen können über mich, viel zu bunt und viel zu laut – wenn unsereins anders schon nicht totzukriegen ist. Was ich gemacht habe während all der Jahre? Erzählen Sie, Herr Forster, erzählen Sie. Und wie das gewesen sei, mit der Revolution, ich sei doch dabeigewesen, wenigstens ein paar Monate, damals '93, als ich hierherkam, um Hilfe zu erbitten für unsre kleine Republik am Rhein und keine Sau sich interessiert hat. Und dann konnte ich nicht mehr zurück, weil Mainz schon umzingelt und Therese mit Huber durchgebrannt war. Dabei hatte ich gehofft, die Revolution würde auch unsere persönlichen Angelegenheiten so gründlich durcheinanderwirbeln, daß sich hinterher alles von selbst und auf glückliche Weise ordnen würde, daß mit der Welt auch unsere Herzen erneuert würden. In Wirklichkeit war alles geregelt, bevor ich eine Ahnung hatte, daß Huber und Therese schon längst... Die Wäsche einer Großfamilie hätte man an meinen Hörnern zum Trocknen aufhängen können, als ich endlich begriff. Mein Gott, wenn die Kanapees reden könnten.

Erzählen soll ich. Als könnte einer, der dabei war, irgendwas erzählen. Draußen brennt die Welt und dir zerreißt es die Lunge. Was ist wichtiger? Was merkst du dir? Daß ein Vogel gepfiffen hat, daß man Köpfe abgeschlagen hat? Den Kuß oder die Wolke? Was?

Ja, die Nachgeborenen. Sie schreiben und reden und richten. Wenn überhaupt. Daß eine geheime Verabredung zwischen den lebenden und den toten Geschlechtern bestehe? Ach, Gottchen. Soviel jedenfalls steht fest: Hinterher sind alle älter. Reicht euch das? Eins nach dem andern, so wie wir uns das dachten, die Zeit ist vorbei. Die Stimmen der Lebenden sind nicht mehr von denen der Toten zu trennen. Daß unter der Erde mehr Bewegung ist als auf ihr, wer wüßte es besser als wir. Die Wahrheit liegt bei den Würmern.

Geschlagen mit diesem verfluchten Talent, mir alles merken zu müssen und nichts vergessen zu können, weiß ich auch: Die Phantasie kennt keine Vergangenheit. Also gut, einmal mach ich euch noch den Deppen und erzähle. Aber dann laßt mich

sterben. Reicht mir noch eine Flasche von dem Roten, und du, Madeleine, komm her, ich will meinen Kopf an deine Füße legen. Coucher têtebêche, sagt ihr dazu, aber wie das klingt, seit jener Erfindung des guten Guillotin. Wie bitte, du heißt nicht Madeleine, du heißt Chantal? Auch gut.

Wie das war, wie das war. In Mainz hab ich gehockt, weil mir die Gnade zuteil geworden war, in den kläglichen Beständen der Bibliothek wühlen zu dürfen, im Staub der Bücher, die keiner lesen wollte, die verstreut waren über die ganze Stadt, untergebracht und vergessen in Räumen, die weder gefegt noch gelüftet wurden. Die Leute waren freundlich, keine Frage. Geheimer Rat hinten, geheimer Rat vorne. Soemmering, der alte Quacksalber, hatte mir die Stelle verschafft. Er hatte jetzt einen Namen als Anatom und grübelte mal wieder »Über die Schädlichkeit der Schnürbrüste« oder schmiedete Pläne »zur Errichtung eines bequemen Zergliederungshauses«. Na, Prost. Aber unsere Freundschaft war kühler geworden, war nicht mehr wie damals in Kassel bei den Rosenkreuzern – er Bruder Marmessos und ich Bruder Amadeus. Was wollten wir bloß bei den Jesuiten? Den Stein der Weisen haben wir gesucht, womöglich sogar DIE WAHRHEIT und wollten Gold aus Scheiße machen – wie das so ist, wenn das Geld nicht reicht, um auf dem Boden zu bleiben. Was haben wir geredet und gelesen, um uns diesen Zauber wieder vom Leib zu schaffen. Was aber, wenn nicht die Religion? Wenn schon nicht uns selbst, dann wollten wir wenigstens die Welt verändern, wenigstens das. Aber Soemmering hat schnell begriffen. Kaum war er Professor und Ehemann, da war bei ihm schon Schluß mit Lustig. Daß für

mich die Revolution mehr war, als der Schabernack eines verkannten Genies, das konnte und wollte und durfte er nicht mehr verstehen.

Es kamen die ersten Nachrichten aus Frankreich. Aufruhr in Paris, Grenoble und Toulouse, Mißernte im Sommer 88, Einberufung der Generalstände, Hungerrevolten im Osten. Es war, als hätte jemand endlich das Fenster geöffnet. Ein Kaufmann hatte das Traktat des Abbe Sieyès an den Rhein mitgebracht: »Was ist der Dritte Stand?« Wir lasen es wieder und wieder, schrieben es ab reichten es heimlich herum und konnten nicht glauben, daß ein Mensch sich traute, so etwas zu denken, zu schreiben und zu drucken. »Also, was ist der Dritte Stand? Alles, jedoch ein gefesseltes und unterdrücktes Ganzes. Was wäre er ohne den privilegierten Stand? Alles, jedoch ein freies und blühendes Ganzes... Der Dritte Stand umschließt mithin alles, was zur Nation gehört, und alles, was nicht Dritter Stand ist, kann nicht als Teil der Nation betrachtet werden.« Also erklärten sie sich zur Nationalversammlung, beschlossen die Ausarbeitung einer neuen Verfassung und waren so berauscht von ihrem Mut, daß sie, um ihre Freude auszudrücken, keine anderen Worte fanden als immer wieder: »Es lebe der König, es lebe der König!« Sie bereiteten den Sturz der Monarchie vor, der König zog seine Truppen zusammen, aber sie schrien »Vive le roi!«. Wieviel wäre damals noch zu retten gewesen für den Ersten Stand. Ein paar Zugeständnisse, ein bißchen mehr Brot, garniert mit tausend schönen Worten und schon hätten die Bürger Ruhe gegeben. Aber nein, der Trottel von Versailles fühlt sich düpiert und läßt seine Soldaten aufmarschieren.

Da war es, als würde ein Kind, von seinem tyrannischen Vater zu bedingungslosem Gehorsam erzogen, zum ersten Mal NEIN sagen. Das Kind hat gemerkt, daß der Vater alt und schwächer geworden ist, es selbst aber größer und stärker. Es sagt NEIN und hofft noch, daß der Vater Einsicht zeigt. Der aber überschätzt seine Kraft und schlägt zu. Jetzt stürmt das Kind die Bastille. So war es. Und wir saßen in Mainz, schauten zu und blähten die Nüstern.

Bettlerhorden seien vom Montmartre heruntergestiegen und hätten sich den Aufständischen angeschlossen, erzählt man. Die Huren hätten ihre Freier geküßt, die Meister ihre Gesellen umarmt. Was man so erzählt. Eher hätte das Volk die Gräben der Bastille mit den eigenen Leichen gefüllt, als von seinem Vorhaben abzulassen, ins Innere der Festung zu gelangen und die Gefangenen zu befreien. Die Bastille – la belle horreur hat Humboldt sie genannt, diese stinkende, fette, grausame Schönheit. In die Innenseite der Mauern hatten die Verdammten ihre Namen geritzt, und von außen konnte man die Flüche auf den Gouverneur lesen.

Rache ist ein schreckliches Wort. Aber die Menschen sind nun einmal keine Engel – schon gar nicht, wenn sie Hunger haben und nur die Wahl, zu krepieren oder um sich zu schlagen. Was red ich? Der Sklave, von seinen Ketten befreit, wird zur Bestie. Die Leute wollten Blut sehen, je mehr desto besser. Sie schlugen dem verhaßten Gouverneur den Kopf ab, spießten ihn auf eine Lanze und trugen ihn lachend durch die Straßen, seine triefenden Eingeweide wickelten sie als Bukett um eine Forke und schleiften sie durch den Dreck. Der Finanzminister Foulon hatte soviel Angst um sein Leben, daß er die Nachricht von seinem Tod verbreitete und an seiner Stelle einen seiner Bediensteten bestatten ließ. Aber die Menge erkannte und ergriff ihn.

Man schnitt ihm den Hals durch. Dann holte man seinen Schwiegersohn, den Intendanten Sauvigny, und zwang ihn, den Kopf Foulons zu streicheln und zu küssen. Sauvigny tat, was man ihm befahl, und als Belohnung henkte man ihn an einem Laternenpfahl. Aber das Seil riß, und so säbelte man auch ihm den Kopf ab. Weil man aber kein scharfes Messer zur Hand hatte, nahm man ein stumpfes. Zehn Minuten dauerte es, bis endlich alle Sehnen und die Wirbel durchschnitten waren und das Haupt neben dem Körper lag. Irgendein Witzbold packte die Köpfe der beiden bei den Haaren und drückte die leblosen Gesichter aufeinander, daß es aussah, als würden sie sich küssen. Wahrhaftig, ein schauerliches tête-à-tête.

Aber was tue ich? Rede von Tod, Blut und Gewalt, als wäre es nicht um Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit gegangen. Also, was ist er nun, der Dritte Stand, Bürger Sieyès? Ist er wirklich ALLES, wie du, den man den »Maulwurf der Revolution« nannte, gesagt hast? Freilich, ihre Köpfe haben alle hingehalten, ihre Leiber haben alle eingesetzt, der Banker ebenso wie das Marktweib, der Kaufmann genauso wie sein Kutscher. Aber war der Kaufmann nicht froh, daß es das Marktweib war, das nach Versailles zog, um den König nach Paris zu zwingen. Und war der Banker nicht glücklich, daß er gerade eine Rede halten mußte, als der Kutscher sich vor der Bastille eine Kugel in den Bauch schießen ließ?

Oh, wie schnell bekam der Bürger Angst vor seinen großen Gesten. Freiheit für die ganze Menschheit! Jawohl, außer für die Habenichtse und Schurken. Gleichheit aller! Selbstverständlich, aber nur, wenns nichts kostet. Brüderlichkeit! Sowieso, aber nur mit denen, die wenigstens Culottes tragen und die nichtallzusehr stinken. Die Vorrechte des Adels mußten weg. Das war klar, das war an der Zeit, das lag in der Luft. Aber daß jetzt der Pöbel den Kopf erhob und Wahlrecht begehrte, auch für die Ärmsten und unabhängig von der Schulbildung und den Direktsteuern, wie Desmoulins und Marat es in ihren Blättern forderten, nein, da mußte man Pflöcke setzen, da mußte man Koalitionen bilden, notfalls auch mit den alten Mächten, da durfte man nicht zimperlich sein.

Wie bitte, das wollt ihr alles nicht hören, das ist Politik, Agitation? O-Ton wollt ihr, Authentizität? Wie ich, Georg Forster, einmal die Französische Revolution besuchte. Schon gut, wie ihr wollt. Soll ich vielleicht auch nochmal die Geschichte von den Menschenfressern auf Neuseeland... Kommt immer gut an. Schon damals. Natürlich, auch das hab ich erlebt, daß sie sich gedrängt haben um mich, daß sie gebuckelt haben vor mir, dem Wunderknaben, dem Sprachgenie,

dem Weitgereisten. Die Damen und Dämchen fingerten an mir herum, zupften an meinen Kleidern, zwickten mich in die Arme, schnüffelten an meinen Haaren, leckten an meinen Füßen. Rot geworden sind sie und haben gekichert, wenn ich von den nackten Frauen auf Tahiti erzählt hab. Und von den Vögeln dort und den Pflanzen. So stellten sie sich das Paradies vor. Und was habt ihr daraus gemacht? Zerquetscht habt ihr das Ziel eurer Sehnsucht. Alles, was ihr liebt, müßt ihr zerdrücken und tragt es schließlich als Traum vor euch her: unerreichbar und deshalb beruhigend. Papperlapapp, ich komm schon zur Sache. Gebt mir noch eine Flasche. Sitze ich richtig so? Daß ich auch gut im Bild bin! Wenn man mich nochmal etwas schminken würde, damit man meine Pockennarben nicht so sieht.

Im Oktober '92 kam Custine nach Mainz. Was nun, waren wir erobert oder waren wir befreit? Der Kurfürst hatte sich samt Witwen- und Waisenkasse aus dem Staub gemacht und mit ihm der gesamte Adel. Die Mainzer Dumpfnasen guckten blöde aus der Wäsche. Wie sollte das Volk auch kapieren, daß jetzt die Zeit der freien Republik begann, wo doch die Frau des Demokraten Forster

schon Anstalten traf, die Stadt zu verlassen? Therese, ich hätte dich in den Arsch treten sollen, anstatt dir hinterherzuheulen. Ich hätte zu Caroline ins Bett kriechen sollen, anstatt mir die Finger krummzuwichsen.

Viele waren wir nicht, wir Freunde der Freiheit und Gleichheit. Immerhin, unter dem Schutz der Franken hätte es gereicht. Aber statt gut Wetter zu machen bei den Mainzern, raffte Custine, was immer er kriegen konnte. Als Soldat der Revolution nahm er sich wieder, was die Revolution ihm genommen hatte. Ich kann nicht verhehlen, daß es mich gefreut hat, als ich ihn später auf dem Schafott wiedersah, den Comte und Offizier des Königs. Das Volk übte Rache und sprach damit Recht – Tel Aviv, wie der Franzose sagt, so ist das Leben und ist nicht zimperlich.

Aber wer wollte das noch kapieren? Was für ein Gezeter unter den deutschen Liberalen, als man im August den König verhaftet hatte, als man ihm schließlich den Prozeß machte und ihn zum Tode verurteilte. Terreur, schrien sie, Barbarei. Die Freiheit auf dem Papier, die kostet weder Blut noch Geld. Aber Paris war ein Hexenkessel. Überall Gewisper, Gerüchte, Intrigen, Verrat. Die Konterrevolution trug das Gewand der Freiheit, der Milde und der Nachsicht. Und an den Grenzen klopfte der Feind. Der König war schuldig, weil er König war. Dieser Mann mußte herrschen oder sterben, dazwischen gab es nichts.

Inzwischen behandelte man mich wie einen armen Irren. Heyne riet zur Mäßigung. Man streichelte mir über den Kopf, bot mir Geld, drohte mir. Forster ist nicht mehr bei Sinnen, hieß es. Er verteidigt die Königsmörder. Er ist ein Knecht der Franzosen, ein Agent, ein Vaterlandsverräter. Ach was, tuschelten andere, er hat bloß einen Samenkoller, weil seine Therese ihn schon lange nicht mehr ranläßt, ja, wißt ihr nicht, die hats doch mit dem Huber. Seht nur, wie er mit den Klöten klappert. Wenn die Freiheit eine Möse hätte, er würde sie bespringen.

Ich war allein in Mainz, sehr allein. Und die Preußen rückten schon wieder näher. Wie zum Trotz sagten wir uns noch rasch vom Reich los, gründeten die erste Republik auf deutschem Boden und beschlossen, die Franzosen zu bitten, das Gebiet zwischen Bingen und Landau zu annektieren. Potocki, Lux und ich wurden losgeschickt, um dem Konvent in Paris unser Anliegen vorzutragen. Vor den Toren von Mainz begannen wir zu singen und zu lachen. Wir winkten den Bauern zu, tranken Wein und freuten uns auf die Hauptstadt.

Am 29. März '93 kamen wir an. Paris war kein Hexenkessel, Paris war die Hölle. Nur Teufel, herzlose Teufel umgaben uns. Jeder bekämpfte jeden. Nichts als Parteigeist, Eigennutz und kalte Vernunft ohne Gefühl. Die Stadt war untergraben von häßlichen Molchen. Du kannst jemanden denunzieren, du hast Macht, jemanden verfolgen und guillotinieren zu lassen?

Sehr gut, dann bist du was. Du bist gelehrt, bist tüchtig, willst selbstlos für das Wohl der Menschen streiten? Hinweg mit dir, du bist ein dummer Nichtsnutz.

Es hat mich angeekelt, die Revolution so tugendlos zu sehen. Hilflos wie ein Kind lief ich durch die Straßen. Betrunkene Bettler hielten mich an, ein Dieb versuchte, mir meine Tasche zu entreißen, und die Huren griffen mir an die Hose. Die Stadt war so nackt, wie ich nie zuvor eine Stadt gesehen hatte. Keine Scham, kein Gewissen, kein Gesetz. Hat es je einen Revolutionär gegeben, der die Revolution nicht gehaßt hat?

Vielleicht wäre es das: jenseits von Glück und Unglück, jenseits von Genuß und Schmerz leben zu können, einfach nur sehen, riechen, hören, fühlen, denken. Bis dahin, freilich...

Verdammt, woher mein Kleinmut? Warum kann ich nicht mit Gelassenheit sehen, wenn den Feinden der Freiheit ein Zehntel von dem angetan wird, was diese dem Volk tagtäglich angetan haben. Es muß sein, es muß sein. Komm, Chantal, du nimmst den Kopf vom König, ich den der Königin. Wir halten sie wie Cognacschalen, prosten uns zu und saufen das Blut aus den ausgefransten Hälsen. Schade bloß, daß der Vorrat an Königsköpfen so knapp ist. Vielleicht sollten wir noch ein paar Schranzen krönen, um ausreichend Nachschub zu haben. Frankreich muß im Blut schwimmen und in Tränen. Und alle wollen töten und getötet werden. Die Bauern der Vendée schlachten jeden ab, den sie für einen Republikaner halten. Die Corday sticht Marat das Messer in den Hals, um unter das Fallbeil zu kommen. Der gute Lux will sterben, nichts als sterben. Er verteidigt die Corday, nur, um im Tod mit ihr vereint zu sein. Die Enragees fordern den Terror, um seine ersten Opfer zu werden. Die Guillotinen laufen heiß. Lyon wird dem Erdboden gleichgemacht. Auf der Loire läßt man ganze Schiffe mit Konterrevolutionären absaufen. Die Leichen türmen sich auf den Straßen. Man kann nicht mehr gehen, man muß hüpfen, um an sein Ziel zu kommen. Die Hunde tun sich gütlich an den toten Leibern. Und du, mein lieber Soemmering, du könntest hier schnibbeln nach Herzenslust.

Frei leben oder sterben. Also sterben. Und einmal noch in allen Farben leuchten – wie diese Fische auf Tahiti. Savoirmourir.

Ists jetzt genug? Reicht euch das? Verdammt, meine Lunge. Weg da, haut ab, verschwindet. Macht die Lichter aus und nehmt euer Gelumpe mit. Wo ist mein Opium? Aus dem Weg, ich muß kotzen.

Draußen ist es wieder still. Irgendwo übt einer das Finale der Neunten. Freude, Freude. Von unten steigt ein Gelächter die Rückenhaut hoch und packt mich im Nacken. Vor den Augen huschen Fratzen. Still, da kommt die erste Metro. Himmlische, dein Heiligtum. Die Hölle hat mich wieder. Gott sei Dank. Und wen halte ich da umschlungen?

Kasten »Literaturempfehlung« Seite 60

Jules Michelet:

Geschichte der Französischen Revolution.

10 Teile in 5 Bänden, Eichborn

Verlag, Frankfurt 1988,

2528 Seiten, bis 31.12.88:

198 dann 248 Mark

Klaus Harpprecht:

Georg Forster oder

Die Liebe zur Welt,

Rowohlt Verlag, Reinbek 1987,

631 Seiten, 48 Mark

Konkret 01/89, S. 62

Rolf Vollmann

Bargfeld revisited

Spitzgiebelige Spielorte, elementargeistige Figuren, bewohnte Wolkeninseln, verhuschte Küsserinnen, Halbmännereinsamkeiten – die neue Ausgabe der Werke Arno Schmidts präsentiert nicht nur erstmals den authentischen Text seiner bereits zu Lebzeiten veröffentlichten Schriften, sie enthält darüber hinaus auch das umfangreiche bisher unveröffentlichte Frühwerk. Am 18. Januar wäre Arno Schmidt 75 Jahre alt geworden

Die Generation, die alle seine Sachen mit der lautesten Bewunderung las, war nicht die eigne (Schmidt wurde 1914 geboren), sondern war die nächste mit Stücken der übernächsten; als sie noch mitten darin war, sich an ihm abzuarbeiten, starb Schmidt (1979); und nun ist es also gekommen, wie es dann wohl kommen mußte: Wir haben aufhören müssen, uns immer wieder zu fragen, woran wir mit ihm sind, wir fragen uns aber noch nicht, woran wir eigentlich mit ihm waren; und mitten hinein in diese gleichsam Niemandszeit (so rächen die Umstände sich an den frühen Liebschaften) schicken uns die Werkverwalter Schmidts die große Gesamtausgabe auf den Tisch – dahin ist die alte warme Vertrautheit der farbigen Einzelbände, dahin der Werktagscharme von Nobodaddys Kindern, dahin das bekanntenreiche Leidwesen mit den ewig verliehenen Taschenbüchern- denn schon die armen Bücherchen selber hätten ja alles gespeichert, was uns die Jahrzehnte über zu Lesern und Bewunderern gemacht hatte, hatten gespeichert, was die Zeit damals war, was Schmidt für uns war, was wir uns selber waren: Wenn wir irgendwas von Schmidt in die Hand nahmen, waren wir immer in allervertrautesten Gegenden oder Zeiten. Es stimmt natürlich, daß die spätesten Sachen, die wir jetzt in diesem ersten Teil der Gesamtausgabe finden, in den frühen sechziger Jahren erschienen sind (erst hier in KONKRET, 1964 dann in dem Band *Kühe in Halbtrauer* – grün, wenn Sie sich erinnern), vor guten fünfundzwanzig Jahren also, so daß manch einer lautstark von geradezu einem ganzen Vierteljahrhundert reden wird, das seither vergangen ist; aber das ist auch sehr abstrakt geredet, denn dieses Vierteljahrhundert ist eben genaugenommen oder wenigstens mit demselben Recht nur das Lebensstückchen, das vergangen ist, seit wir damals die Kühe in Halbtrauer kennenlernten – wer damals zwanzig war, ist jetzt fünfundvierzig, wer damals dreißig war, jetzt fünfundfünfzig: Sind das Gründe, die Zeit nach Jahrhunderten zu messen?

Aber es ist auch ein großer Reiz, die alten lieben Vertraulichkeiten einmal sein zu lassen und wenn nun schon nichts dazu einlädt, in schöne, vielleicht schönere Gegenden unsres Lebens zurückzukehren, gleich die Gelegenheit ganz beim Schopf zu greifen, wie man dann gern so sagt, und die alten Sachen zwar nicht ganz wie neue zu lesen, aber doch immerhin einfach wie Bücher, die wir noch nicht kannten (annähernd so wenigstens), oder mit gewissermaßen doppelt prüfendem oder skeptischem Blick: mit einem Blick also, der nüchtern die Vergnügungen betrachtet, die damals die unsern waren, und der zugleich versucht, den Text auf den wirken zu lassen, der wir jetzt sind, und zweierlei sind wir ja zweifellos: älter und anders als damals, und wir haben doch eine Menge gelesen seither.

Her also jetzt mit diesen vier mächtigen braunleinenen Bänden (seit Stefls Fraktur-Stifter hab ich Vergleichbares nicht mehr gesehn, von außen jedenfalls; innen sind die Bände wunderschön; zwar sind vierzig Zeilen eine Menge, aber dank des großen Formats wirkt der Satzspiegel richtiggehend leicht und luftig; die billigere Studienausgabe mit ihrem verkleinerten Satzspiegel hat wirklich eine verwirrende Menge von Buchstaben auf jeder Seite; richtig mißvergnügt aber fragt man sich – das ist aber das einzige Mißvergnügen, das man empfinden wird – , warum der Verlag die sonst üblichen lebenden Kolumnentitel hat fehlen lassen: Wo immer man die schönen Bände aufschlägt, da sieht man sich hilflos allein gelassen in dem Buchstabenmeer, und wüßte doch immer gern, wo man gerade steckt; was aber noch einmal den lichten Satzspiegel der großen Ausgabe angeht, so stellt man sich gleich auch vor, wie wohl später einmal vergleichbar gesetzt Schmidts Typoskripte aussehen werden, sagen wir also die *Schule der Atheisten* und der *Abend mit Goldrand – Zettels Traum* wird ja wohl auf ewig ein Kuriosum bleiben? – man kann Jan Philipp Reemtsma und seinen Mitherausgebern nur Mut wünschen), her also mit den mächtigen vier Bänden, her mit allem Erzählenden, was Schmidt vor *Zettels Traum* gemacht hat – wir haben das alles oder fast alles schon einmal gelesen, damals oder wann immer, nun lesen wir alles noch einmal: Bargfeld revisited.

Die Ausgabe bringt die Werke nach der Chronologie ihrer Entstehung, im Prinzip wenigstens; Band eins enthält die Kurzromane und Erzählungen von *Enthymesis* bis *Kosmas (1946-54),* der zweite Band bringt *Das steinerne Herz, Tina, Goethe* und *Die Gelehrtenrepublik (54-57),* Band drei *Kaff* und die *Ländlichen Erzählungen (57-63;* die ländlichen Erzählungen sind, anders geordnet, jene, die wir bislang unter dem Titel *Kühe in Halbtrauer* hatten); der vierte Band, unvermeidlich bei solchen Unternehmungen, ist jener, in dem alles das steckt, was anderswo nicht unterzubringen war; er enthält erst sogenannte *Kleinere Erzählungen* – die meisten davon standen früher im *Trommler beim Zaren;* entstanden sind alle diese Stücke zwischen *55* und *59,* gehören also eigentlich dorthin, wo jetzt, zwischen dem *Steinernen Herzen* und der *Gelehrtenrepublik, Tina* und *Goethe* stehn: Im Grund glaub ich auch, daß die Herausgeber sich hier falsch entschieden haben: Die *Kleineren Erzählungen* sollten wirklich an ihrem chronologisch richtigen Platz stehen, und *Tina* und *Goethe* irgendwoanders, vielleicht sogar außerhalb des erzählenden Werks.

Sodann finden sich in Band vier die *Gedichte,* fast zur Hälfte frühe Poesien (die späten sind noch entschiedner Versuche im verkehrten Medium), und eigentlich nur wichtig, weil Schmidt sie immer wieder selber zitiert in seinen frühen Sachen (sowohl den Jugendschriften als auch den ersten veröffentlichten Arbeiten); es sind aparte Stückchen darunter, gemischt aus Tönen von Carossa und Heine und einigen andern, aber so recht taugen tun sie fast alle nichts, und nur eben deshalb, wie an mißratnen Geschöpfchen, wie sie keiner sonst hat, scheint Schmidt so an ihnen gehangen zu haben – sie spielen im Kontext der Sachen, in denen sie dann zitiert werden, kaum eine andre Rolle als die Logarithmen, mit deren Kenntnis sich Schmidtsche Helden bis zur *Julia* hin brüsten, oder als die ewige Schachspielerei, an der man, wenigstens bis zum *Steinernen Herzen* hin, immer wieder so schmerzlich die alter egos des Autors zu erkennen genötigt wird.

Den dritten und größten Teil des vierten Bandes bilden die sogenannten *Juvenilia,* seinerzeit unveröffentlichte Erzählungen und Erzählungsfragmente und Skizzen aus den Jahren *1937* bis *43;* seinerzeit unveröffentlicht, denn einiges kennt der Leser inzwischen: Die *Dichtergespräche im Elysium* sind vor Jahren als Faksimile bei Haffmans erschienen, die kleinen Skizzen *Der Rebell* und *Das Kraulemännchen* sind zum Teil in die *Schwarzen Spiegel* eingegangen (inhaltlich auch in die Jugenderinnerungen aus dem *Abend mit Goldrand),* und das nicht recht datierbare Schlußstück der *Juvenilia, Pharos,* kommt ebenfalls im *Abend mit Goldrand* vor. Wenn man insgesamt unter den großen Vorzügen dieser neuen Ausgabe namentlich die Wiederherstellung eines authentischen Textes (besonders für *Das steinerne Herz)* anführt und dann die Vervollständigung der kleineren Erzählungen, so möchte ich als einen wahren Kaufgrund für diese Ausgabe wirklich diese Jugendarbeiten nennen, und ich will bei ihnen unsern kleinen Lesestreifzug durch die vier Riesenbände beginnen.

Die früheste Juvenilie ist *Die Insel,* eine Fragment gebliebne Erzählung: Wahrscheinlich hat Schmidt zwei Fünftel des geplanten Ganzen geschrieben, die Erzählung (die man übrigens, hat man sich einmal eingelesen, gern vervollständigt hätte) wäre vermutlich so lang wie die ganze *Gelehrtenrepublik* geworden – natürlich lassen sich die Längen bei so differenten Textstrukturen nicht geradezu vergleichen, aber man darf doch sagen, daß der junge Schmidt zu einer gewissen erzählerischen Ausführlichkeit neigt. Der Inhalt in einem Satz: Der Icherzähler, auf ein böhmisches Schloß gekommen, um dort die Bibliothek zu ordnen, entdeckt in einem raren alten Buch eine selbst dort noch hineingeheimnißte Schilderung der Entdeckung eines fernen unterirdischen Landes, zugleich verliebt er sich in ein Mädchen, das zu Besuch auf dem Schloß ist, und beide fliehn und machen sich auf den Weg nach jenem fernen Land. Die ganze Geschichte des Icherzählers, so verrät Schmidt in einer kleinen Einleitung, habe er bei einem Antiquar im zehnten Band einer ETA Hoffmann-Ausgabe gefunden, nämlich als handschriftlichen Text dort, wo eigentlich in der zweiten Vigilie der *Goldene Topf* hätte weitergehn müssen: Solche liebenswürdigen Fiktionen hatte Schmidt zweifellos schon dutzende Male bei seinen ausgedehnten Lektüren gefunden.

Beim Lesen fällt auf, daß Schmidt besonders schlecht ist, wenn er ganz simple Vorkommnisse erzählen will, und daß er verblüffend gut ist, wenn er Bilder beschreibt, die mit der Natur zu tun haben: ein Nachtbild mit Mond und Wolken, und so weiter. Auch in solchen Bildern ist vieles noch von Hoffmann und andern hergenommen, aber es mischt sich dann immer mehr der Ton einer fast autistischen Kühle in diese Bilder hinein: so, als ob entweder die Natur als ganz menschenfremd gesehen ist oder der Betrachter als einer, der allein sein will mit den Schrecken oder Schönheiten der Natur. Ein paar wiederkehrende (auch sehr viel später immer wiederkehrende) Motive treten auf: Mehrere Male wird das Nötigste zusammengesucht, das einer braucht (es ist wenig, immer sind Bücher dabei, immer werden sie genannt: Wieland, Fouqué, Hoffmann, Hauff, Poe und ein paar Logarithmentafeln); großer Wert wird auf präzise Werkzeuge gelegt, sei's zu beobachten, sei's zum bauen, und beim Bauen geht's um ein Haus: Man denke an die *Schwarzen Spiegel;* und öfter tritt als das schöne Gegenbild der Einsamkeit der mit gelbem Licht erfüllte und durch dieses Licht aus der ganzen Welt abgesonderte Innenraum auf, der, mit Büchern gefüllt, das verlockende Domizil eines älteren Mannes ist.

Bedenklich kommen einem zwei andre Sachen vor. Der Held läßt fast keine Gelegenheit aus, sich unter seinen vielen Begabungen besonders seiner mathematischen zu rühmen, und zwar in dem fast kindischen Ton eines sozusagen noch ungeprüften und damit unanerkannten Selbstgefühls: Und man kann sich überhaupt nicht vorstellen, wie er diesen Ton je loswerden will, wenn er so weitermacht, so allein auf sich gestellt, angeberisch, und dann noch geliebt von einer dieser verhuschten und verheulten Küsserinnen, von denen Schmidt in keiner dieser frühen Erzählungen lassen kann: Sie sind das wahre Kreuz dieser Sachen, und am schlimmsten sind die Dialoge der Liebenden, aus nichts bestehend als aus lauter Dus und Achdus. Für solche Textstellen gibt es dann keine Vorbilder mehr irgendwo in Schmidts Lektüren, da ist er ganz er selber, und gar nicht in einem bloß bösen Sinne jetzt: Tatsächlich sind ja, realistisch aufgeschrieben, Liebesdialoge reiner Schwachsinn, und ich glaube wirklich, daß Schmidt, wenn irgendwo außer in den Naturbildern, in solchen Dialogfetzen genau schreibt: nach dem Leben, wie er's kennt (später, ab *Brand 's Haide* etwa, werden dann ja gerade die erotischen Dialoge zunehmend amüsanter, witziger, lesenswerter: ausgedachter also ohne Zweifel, und wenn auch deswegen nicht unrealistischer, so doch realistisch nur auf dem Umweg über die Medien Bewußtsein und Sprache – und insofern, so quälend sie mitunter sind, sind die Liebesdialoge in den frühen Erzählungen sehr interessant). Nur am Rande erwähnen will ich, daß fast alle Frauenfiguren in den Juvenilien (und immerhin ist Schmidt am Ende der Juvenilien doch dreißig) zum Haareausraufen unmündig sind in den Augen des Helden, der immer ein junger Schmidt ist und über dessen Halbmännereinsamkeit man weinen, die man aber auf keinen Fall mit ihm teilen möchte.

Die *Dichtergespräche im Elysium* haben, wenn man hinter die vielen Albernheiten guckt, wieder den verzweifelten Ton eines Mannes, der allein ist mit nichts als seinen Büchern, und der eben nicht einmal diese Bücher mit jemandem teilen kann – wie soll so einer nun eigentlich schreiben lernen, fragt man sich. Bemerkenswert für Insider ist noch die große Rolle Stifters hier (auch die großräumigeren Landschaftsbilder in den Erzählungen aus diesen Jahren sind noch voller Stifter): Stifter empfängt den jungen Arno samt junger Alice an der Elysiumspforte, und gerät überhaupt erst nach 1957 in den bekannten Mißkredit.

Der junge Herr Siebold ist eine durch und durch Hoffmannsch empfundne romantische Geschichte, mit schönen Träumen durchwirkt und rätselhaften Erzählungen: Hier entwickelt Schmidt einen beinahe halluzinatorisch wirkenden unverwaschnen und kühlen Stil. Besonders schön unter den Figuren ist ihm ein Wolkenmaler geglückt: Wolken sind überhaupt, viel mehr als der später immer so hervorgehobne Mond, der eigentliche Gegenstand von Schmidts schriftstellerischer Sehnsucht, bis hin zu der Erzählung vom *Garten des Herrn von Rosenroth* von 1942, in welcher jene Reise auf die große Wolkeninsel geschildert wird, die Schmidt dann, jetzt aber großartig an Jean Paul angelehnt, im *Abend mit Goldrand* noch einmal verwendet hat. Im übrigen werden, von *Siebold* bis zum *Garten* hin, die Geschichten jetzt einerseits immer gewandter und insofern besser, und andrerseits immer schnurriger und immer schlechter, und dieses Gefühl überwiegt. Die Spielorte werden immer spitzgiebeliger, die Figuren immer elementargeistiger, die Mädchen immer verrückter, die Helden bleiben Schmidt: und der als Autor sieht immer mehr wie einer aus, der über eine immer verheerendere Einsamkeit sich hinwegtröstet so gut es eben geht; man hält es beim Lesen kaum für möglich, daß solche Geschichten mitten in unserm Jahrhundert allen Ernstes geschrieben werden konnten, und man ahnt, daß Schmidt außer seinen geliebten, meist deutschen Vorbildern aus dem letzten Jahrhundert, keinen lebenden und keinen andern Toten hatte, der ihm beim Schreiben helfen konnte; dieser Autor, sagt man sich, muß ganz unmäßig unglücklich sein, unglücklich in einer schlimmen Zeit, und die Größe des Liebesglücks, das er immer wieder anspricht, zeige dann wohl nur die Größe des Unglücks.

Wie Wunderwerke stehn dazwischen dann die schon erwähnten zwei kleinen Stücke mit Reminiszenzen aus der eignen Kindheit: Hier schreibt Schmidt genau und knapp, und je näher der kleine Junge, von dem da berichtet wird, im wortwörtlichsten Sinne an den Sachen dran ist (einer Kastanie unter Laub, einem glimmenden Brikett), desto fesselnder ist die Beobachtung; nirgendwo in den ganzen Juvelinien ist Schmidt so gut wie im *Rebellen* und im *Kraulemännchen,* und in dem Maße, in welchem man lesend erkennt, wie die vorhin vom mir 'autistisch kühl' genannten guten Stellen der frühen Prosa Schmidts diesen präzisen Beobachtungen verwandt sind, möchte man weinen über die Unfähigkeit Schmidts (sie ist aber nicht seine Schuld allein), aus seinen wahren Künsten etwas andres zu machen als kleine Einsprengsel in immer steriler werdende Kunstgewerbereien. Man möchte weinen: Aber man muß ja nicht eigentlich, denn erstens hat er dann ja herausbekommen, was er besser konnte als alle andern, und –

zweitens bahnen sich dann in den beiden (vor *Pharos)* letzten Stücken der Juvenilien wirklich Neuigkeiten an. In den *Fremden* von 1942, der längsten von Schmidts Jugendsünden (beinahe so lang wie später der *Faun,* länger als *Brand's Haide),* sind zwar die Häuser immer noch scheußlich spitzgieblig und alle Namen wie von Hoffmann und Fouqué geklaut, aber zwei Dinge sind so gut, daß das Lesen wieder neu Spaß zu machen anfängt: Denn erstens beginnt mit Balthasar Niebelschütz die Reihe jener herrlichen alten Männer, in denen Schmidt dann immer besser geworden ist, die Reihe seiner alten Atheisten, Bücherliebhaber, Raucher und Freunde junger Mädchen; und zweitens fangen die Leute jetzt an, sich schöner miteinander zu unterhalten: Die Dialoge werden angefüllt mit Abbreviaturen, und Teile dieser Dialoge sind auch noch Bruchstücke eines nur angedeuteten Mitsichselberredens – mitten in dem ganzen alten romantischen Mobiliar wird der Autor hier vollkommen selbständig; zwar passen sich seine ureigensten Erfindungen so gut ins Übernommene ein, daß man fast noch einmal Lust kriegt an diesen ganzen Altertümeleien: Aber in demselben Augenblick eben, wo diese Geschichten nun unter dem Aspekt einer romantischen Ästhetik als endlich gelungen erscheinen möchten, könnten sie ebensogut und eigentlich besser noch ganz unterbleiben – denn was sie gut macht, wäre jetzt auch für sich tragfähig (man ahnt nicht wie, und der Autor scheint's auch nicht zu ahnen; aber man muß nicht mehr länger weinen).

Mein Onkel Nikolaus ist dann schon ganz ein alter Mann wie aus den Typoskripten; und dann gibt es in dieser Geschichte (die leider Fragment geblieben ist) endlich einmal eine Frau, die dem ewigen Helden ebenbürtig sein könnte: großgewachsen, sinnlich, mathematisch und astronomisch gebildet, voll von wunderbar ironischer Verachtung all den Männern gegenüber, die verblüfft sind von ihr: Man mag gar nicht daran denken, was aus dieser Figur noch alles hätte werden können – Schmidt scheint hier, 1943, derart in Form gewesen zu sein, daß er Sachen ersinnen konnte (Frauen jetzt also), die fast mehr waren, als er dann später je erreichen konnte oder wollte (die schöne Frau hat eine Nebenbuhlerin in der Geschichte, und die ist dann wieder eines jener unsinnlich-liebenden Dinger, wie wir sie kennen: Vielleicht hätten die beiden Frauen lesbisch werden müssen, der Held hätte doppelt abgeblitzt dagestanden, und das wäre dann der Punkt gewesen, den von fern im Auge Schmidt sich gesagt haben müßte: Dies bleibt mir ein Fragment).

Der *Pharos* schließlich (Pharos ist ein Leuchtturm) macht nicht bloß die Herausgeber sprachlos (die sich nämlich keinen Rat wegen einer Datierung wissen). Wir lesen das Fragment eines Tagebuchs, das ein junger Literaturprofessor schreibt, den es nach einem Schiffbruch auf einen Leuchtturm in die Gewalt eines Wärters verschlagen hat, den der Professor dann

offenbar umbringt, aus lauter Angst, sonst brächte der ihn um. Die Niederschrift, in der eine Menge von Literatur und merkwürdig Raunendes von den Nibelungen zu lesen ist, viel aber auch über Naturphänomene, Träume und Halluzinationen, scheint ganz und gar nicht von demselben Schriftsteller stammen zu können, den wir bisher kennengelernt haben. Die Tagebuchform liefert einen Vorwand zu lauter visionär-expressiven Halbsätzen, zu einer Diktion auf einem merkwürdig-unbekannten Grat zwischen fast mathematisch-strenger Science-Fiction-Prosa (einem Realismus fremdartiger Welten) und dichterisch-deklamatorischer Vision. Man wird den Verdacht nicht los, daß das ganze Stück auch größere weltanschauliche Implikationen hat; vor allem aber klingt alles so, als werfe ein Autor hier in einem gewalttätigen Schreibakt alle bisherigen bürgerlichen und anfängerischen Rücksichten über Bord und beweise sich und der bisher immer nur zitierten Welt der Dichter, daß er nun endgültig auch einer ist, nämlich ein Dichter. Wieder ist dies, wie früher der Anfang, ein ganz autistischer Akt, aber seine Explosivität (die Selbstvernichtung des jungen Literaturprofessors) scheint anzudeuten, daß der Autor besser als früher weiß, welchen Preis er für's richtige Schreiben zu zahlen hätte.

Man muß natürlich gar nicht glauben, daß Schmidt hier (für wen auch immer) irgendwie sinnreich eine Zäsur habe machen wollen zwischen dem romantischen Zeugs und dem, was kommen werde, es reicht, daß er sich dieses Stück irgendwann einmal und wer weiß zu welchen ganz andern Zwecken ausgedacht und es dann aufgeschrieben hat. Die Andersartigkeit ist ja eklatant, und deutlich ist auch, daß der Autor jetzt mit sehr viel wirklichem Können Sachen machen kann, die auf dem Wege, auf dem wir ihn bisher gesehen haben (und auf dem er sich selber wohl sehen mußte), nicht gut möglich waren. Manches ist überaus forciert, gewollt, maniriert: Insofern ist das kleine Stück alles andre als ein fertiges Muster für Kommendes (in mancher Hinsicht gar kein Muster: Die Prosa von den *Schwarzen Spiegeln* etwa wäre allein auf diesem Wege nicht mehr zu erreichen gewesen) – das Stück ist ein kleiner Versuch, etwas ganz anderes zu tun und vielleicht mit einem Schlag, wenigstens für sich selber, so etwas wie ein zeitgenössischer Autor zu werden, oder einmal zu fühlen, wie das tue (ein zeitgenössischer Autor zu sein; ein Schlag ins Blaue das ganze, sozusagen, denn Schmidts Begriff von so etwas zeitgenössischer Literatur kann nur katastrophal gewesen sein [und man darf das nicht einmal beklagen: Denn bei Schmidt sind zweifellos die entsetzlichsten Mängel Mitursachen seiner adorabelsten Stärken]).

Der Leser wird mir, am Schluß dieser gedrängten Mitteilungen über den vierten Band, hoffe ich, vergeben: Er sieht jetzt so gut wie ich, daß ich den angekündigten Streifzug durch die vier Bände dieser neuen Ausgabe viel zu ausgiebig angelegt habe für das vergleichsweise bißchen Platz, das ich nur beanspruchen kann. Wir kämen ja jetzt erst zum ersten jener Bände, die all das enthalten, was wir schon kennen und jetzt neu lesen wollten, und schon dieser erste Band enthält ja die disparatesten Sachen. *Enthymesis Gadir, Alexander* und *Kosmas:* Geschichten voll Wut und Ärger, die sich gegen eine Welt richten, die, in welchen Gewändern auch immer, immer dieselbe bleiben wird (eine sehr simple und undifferenzierte Einsicht, wenn man da von Einsicht reden darf: Aber aus lauter Einsichten dieser Sorte ist am Ende Schmidts Weltsicht gemacht, und sie muß einem ja auch nicht gefallen – aber da liegt ein Problem: Erstens möchte man ja gern gefallen finden an der Weltsicht eines Autors, den man mag, weil er gut ist, und zweitens, und schlimmer: Gibt es nicht eine entsetzliche Verwandtschaft zwischen Schmidts primitivem Denken und seinem, na ja: großen Stil?), Geschichten aber auch voll gewaltiger Visionen und ängstigender Träume; oft mag man Schmidt auch wieder nicht sehr gut leiden in diesen Geschichten: Es ist eben doch auch recht wohlfeil, sich in den klugen Kopf einer ganz alten Zeit zu verwandeln und dann den erstaunten Mitzeitgenossen von damals die schönsten Dinge draufloszuprophezeien (diese Unart kommt aus der alten Besserwisserei Schmidts schon in den frühen Arbeiten, und sie verdirbt einem noch manchmal die Leselaune etwa im *Faun).* Bewundernswert an den beiden frühen Griechenromanen ist dann vor allem immer wieder die umweglose Schreibart, die sozusagen radikale Unbetulichkeit des Stils (schon angesichts bloß dieser Alten-Griechen-Romane kommt einem die ganze liebe Gruppe 47 mitunter recht neckisch vor).

Dann also der *Leviathan, Brand 's Haide, Schwarze Spiegel, Aus dem Leben eines Fauns* – je mehr man liest, desto deutlicher sieht man ja, daß der Einfall mit den einzelnen kursiv beginnenden 'snapshots' nun wirklich einer der besten der neueren deutschen Prosa war, und je mehr man liest, desto mehr wundert man sich dann natürlich darüber, daß trotz dieses schönen Einfalls im großen ganzen in unsrer Prosa alles doch beim alten geblieben ist. Wo eigentlich (oder war niemals eine da?) ist denn nun die Wirkung von Schmidts Ideen für neue Prosa? Bei den späteren Sachen (ich greife jetzt etwa auf den dritten Band voraus, auf die *Ländlichen Erzählungen* etwa, auf *Kaff,* oder auch nur auf's *Steinerne Herz,* und ich schweige ganz von den Typoskripten nach *Zettels Traum)* fragt man sich manchmal ja, ob sie nicht doch Positionen auf Schreibwegen markieren, die niemals ein andrer gehen kann oder konnte als ihr Entdecker; man fragt sich also, ob Schmidt da nicht Provinzen schreibkolonisiert hat, die ewig allein die seinen bleiben werden; aber hier, am Anfang, als Schmidt das Gebiet des Beschreibbaren so erstaunlich erweiterte: Hat denn auch das keine andern Wirkungen gehabt als die, daß wir jetzt als Leser uns doch immerhin wie unter lauter Selbstverständlichkeiten bewegen? Das ist nicht nichts, zugegeben; aber sollte es alles gewesen sein?

Auf der andern Seite aber gibt es ja nun (von Schmidts theoretischen Begründungen seiner Schreibart einmal abgesehn, also abgesehn von seinen poetologischen Fortschrittsideen) keinen vernünftigen Grund dafür, mehr zu wollen als ein paar hundert oder einige tausend Seiten voll von Beschreibungen von Gegenden, von denen wir vorher nicht wußten, daß es sie bei uns gäbe. Für den Leser ist die Sorge um's Schreiben ja doch eigentlich zweitrangig: Hauptsache, er hat zu lesen, und

genug zu lesen – wenn die andern weitermachen wie früher, dann soll das deren Problem sein. Vielleicht ist die Liebesgeschichte aus *Brand 's Haide* im Laufe der Jahre etwas ärger innig geworden als wir möchten, möglich; die *Schwarzen Spiegel* sind dafür fast schöner geworden, und haben in der gelassenen Unversöhnlichkeit der Schlußszenen alle mittlerweile über uns weggerollten Blumenkinder- und Friedensbewegungen kühl und frisch überstanden, und wenn jetzt alle wieder fromm werden, wird diese hinreißende Erzählung auch das noch überleben: Das ist Literatur zum Klugbleiben oder immer wieder Vernünftigwerden.

Das steinerne Herz kann nicht deshalb so gut sein, weil es der erste Roman über das geteilte Deutschland ist: Solche Rekorde reißen ja nach soviel Jahren keinen mehr vom Stuhl; am Inhalt sonst kann's auch nicht liegen: der ist nun wirklich vom simpelsten, und hat mit großer Literatur wenig zu tun (hat der *Ulysses* insofern auch nicht. klar: aber Hauff und Homer, das ist dann schon ein Unterschied, ganz zu schweigen davon, daß Hauff auch bloß im Titel vorkommt), und man bedanke auch die abscheuliche Trivialität des gefundnen Schatzes am Schluß: Und denselben Schluß scheut Schmidt sich im *Kaff* nicht ein zweites Mal anzuwenden und später in der *Schule der Atheisten* ein drittes Mal; die Gedanken und Empfindungen der Figuren im Roman kann man auch nicht verantwortlich machen für die unwiderlegliche Güte des Romans: Die Simplizität, die ich vorhin schon erwähnt habe, feiert hier ihre wirklichen Triumphe, und wenn man fragt, welches die Idee von Leben ist, die hier propagiert wird, so läßt sich nur mit dieser basic philosophy sozusagen antworten: eine Wohnung, Zeit, eine Frau und ein Dasein mit Büchern, und seien es statistische Jahrbücher; die Idee, Schmidt könnte recht haben mit dieser Meinung über die Welt und das Leben (wenigstens vernünftiger Menschen) in ihr, kommt ganz allein durch die unerhörte Lust zustande, die von Schmidts Darstellung der Welt ausgeht, genaugenommen: von den Worten, mit denen Schmidt diese Welt darstellt, von den Sätzen, die in ihr die richtigen oder die in ihr wenigstens möglich sind. Jedenfalls gibt es kaum eine andre Erklärung für den beinah unverhältnismäßigen Spaß, den das Lesen hier macht (natürlich tragen da rabiate Atheismus, Schmidts Furor gegen die CDU-Politik und alle Politik und seine unverblümte Erotik mit bei zum Spaß: Aber sehr viel mildere – reifere? – andre Erzählungen machen ganz dasselbe Vergnügen).

Ein eignes Kapitelchen wären die kleinen Erzählungen wert, die Stürenberg-Anekdoten und die andern sehr guten Stücke; wieder ein großes Kapitel *Kaff,* und ein noch größeres fast die Erzählungen zwischen *Kaff* und *Zettels Traum:* Zwischen (spätestens) *Caliban über Setebos* und dem Erscheinen von *Zettels Traum* ist der Erzähler Schmidt ein richtiges Rätsel, und jedenfalls leuchten dem Leser jetzt die Dunkelheiten in den letzten Erzählungen vor *Zettels Traum* nicht alle ein, oder er fragt sich doch, Jahre nach dem Spaß an all den möglichen Dechiffrierungen, was den Autor damals eigentlich gepackt hatte, daß er seine tollen Geschichten auf so zuweilen vernichtend inkongruente Weise erzählen mußte. Wirklich, dieser dritte Band ist es, den ich nach den inzwischen vergangnen fünfundzwanzig Jahren gerade den alten Schmidtlesern am meisten empfehle – seid mutig, liebe Freunde, und redet euch nicht auf die schöne wilde Jugend heraus, so lieb sie euch war: Ihr seid jetzt erwachsen, und eure Kinder fangen jetzt an Schmidt zu lesen, und die lassen sich bestimmt nicht mit euren alten biographischen Selbstbelustigungen abspeisen.

Kasten »Bargfelder Ausgabe« auf Seite 66

Werkgruppe I (4 Bände):

Romane, Erzählungen, Gedichte, Juvenilia. Eine Edition der Arno Schmidt Stiftung im Haffmans Verlag, Zürich 1986-88.

Standardausgabe pro Band 80 Mark,

Studienausgabe pro Doppelband 30 Mark,

Studienausgabe

»Bargfelder Kassette«

(8 Bände) 120 Mark

Konkret 01/89, S. 68

Franz Lerchenmüller

Eine Plüschkatze wirkt, wie bekannt

Sie liefert Individualität vom Fließband und fördert die Lust auf Sinn- und Nutzloses: Die Umsätze der Geschenkartikelindustrie sind so phantastisch wie ihre Einfälle. Aber worin liegt die tiefere Bedeutung des Stimmungsbarometers?

fenkugeln rasiersets kloklingeln duschradios klorollenhalter thunderbird rasiertöpfe dollarklopapier schnapsbomben durstlöscher sektkühler katerkissen schnapsglocken schwedenkräuter cocktailshaker saufsacktassen getränkezapfsäulen golfballkorkenzieher schluckspecht-

Die Branche kennt sich selbst nicht recht, hat aber nichts zu klagen. Über genauere Angaben zum Gesamtumsatz der Geschenkartikelindustrie in der Bundesrepublik verfügt nicht einmal der Bundesverband Kunstgewerbe, Geschenkartikel eV., daß er aber in die Milliarden geht, darüber sind sich die befragten Großhändler und Fabrikanten einig.

Der bundesdeutsche Markt hat sich konsolidiert; zwar mußten in den letzten Jahren zahlreiche Kleinläden töpfernder, klöppelnder und webender Hausfrauen schließen, was weiter nicht verwundert auf einem Sektor, in dem Flops und Renner der nächsten Saison meist nur schwer vorherzusagen sind, das Auftragsvolumen auf der diesjährigen Frankfurter Herbstmesse aber hat im Vergleich zum Vorjahr um zehn Prozent zugenommen. Die beiden großen Frankfurter Messen in Herbst und Frühjahr, Ausstellungen in Mailand und Hongkong sind nach wie vor die wichtigsten Informations- und Umschlagplätze; daneben versorgen zahlreiche Agenten und Importeure den Markt mit Kunsthandwerk aus Italien, Frankreich und Skandinavien und mit Geschenkartikeln vor allem aus Fernost: Allein Hongkong exportierte 1987 Geschenkwaren im Wert von 53,4 HK-Dollar in alle Welt, fast ein Drittel seines Gesamtexporterlöses.

becher schnapsbrenner lacklookcartonage prismaticsticks herzsatzkarton tragetaschen paketaufkleber perlmuttsticks metallicpapersternsatz chromoluxstickers salzmühlen

messerbänke nusspender tischeimer silberrechauds edsmühlen caviarlöffel essigundölkombinationen lachsmesser jadegötter staub-

Schenken ist viel mehr. Das richtige Auswählen eines Geschenks ist ein kreativer Vorgang, Ausdruck der Individualität, ein Stück Selbstverwirklichung, ein wenig anstrengendes und amüsantes Abenteuer obendrein; so will es die Werbeabteilung und hat nicht einmal ganz unrecht.

In Massengesellschaften, die den einzelnen anonymisieren, unter Lebensbedingungen, die ihn sich selbst und seinen Bedürfnissen fremd werden lassen, ist Konsum stets auch der Versuch, ein Stück Unverwechselbarkeit einzukaufen; Kaffeetassen mit Namenszügen, Initialen auf Schweinsleder künden am direktesten davon. Der kapitalistische Markt mit seinem Riesensortiment verspricht, keine Wünsche nach individueller Ausgestaltung offenzulassen und die Accessoires fürs personal styling zu liefern; an Stel*le* des obsolet gewordenen Ideals der allseitig entwickelten Persönlichkeit rückt das zeitgemäße der allseits ausstaffierten.

Beim Kauf eines Geschenkes geht es allerdings nicht darum, sich selbst neue persönliche Konturen anzueignen, sondern eine schon vorhandene Fähigkeit nach außen zu dokumentieren: Geschmack.

Das schließlich ausgewählte Produkt zeugt in erster Linie von dem Einfallsreichtum, dem Einfühlungsvermögen und der Großzügigkeit des Schenkenden (in dessen Kalkulation die zu erwartenden Komplimente vorab miteingeflossen sind). So tiefsinnig wie Khalil Ghibran ist er, so witzig wie der Erfinder des Tischschnapsbrenners, so schlagfertig wie der Schreiber der Bürosprüche, – aber auch so potent, wie der beschriftete Slip andeutet, so anschmiegsam wie das Kuschelkissen, so bissig wie Garfield und so tolpatschig-lieb wie Alf.

wedel korkbilder opalmosaiken chinaschirme elfenbeinschachfiguren brokatnadelkissen eßstäbchen glasbäumchen tischparavents cloisonnéglocken bleienten bambuskalender einszweidrei nanunana diesundjenes formundspiel samtundsonders pipapo kaufrausch sowieso masomenos ypsilon dies-

Dinge, die nichts sind als Material, Form und Farbe; die zu nichts anderem taugen als herumzustehen, dazuhängen, angesehen oder berührt zu werden; die nicht per Rahmen eindeutig als »Kunst« ausgewiesen sind – solchen Dingen mißtraut der Pragmatiker zutiefst. Unheimlich ist ihm der Gedanke, »wozu ist das gut?« nur mit einem verlegenen Stottern beantworten zu können. Gut Ding will Zweck haben, Sinnloses verschenkt man doch nicht.

So ist die Mehrzahl der Geschenkwaren mit einer Funktion, mit der Andeutung einer Funktion oder gleich mit mehreren Funktionen versehen: tarnt sich das Keramikäffchen als Spardose, erscheint die Guinessreklame als Eckspiegel, gibt sich die Seehundplastik als Kapselheber aus.

Funktionen, die allerdings nur in Randbereichen des täglichen Lebens liegen dürfen: Geschenkartikel mögen Fernsehen, Trinken oder Duschen verschönern; kommen sie aber mit dem Anspruch daher, zur funktionellen Ausstattung einer Wohnung essentiell beitragen zu wollen, wird die Schenkerei peinlich: Die Besteckschublade, da ist die Hausfrau eigen, ist kein Platz für Spaghettigabeln .

Geschenkwaren sind immer Zusatz, sind überflüssig und entbehrlich, das macht sie angenehm: Jederzeit können sie abgeräumt oder weggeworfen werden. Je einfühlsamer der Schenkende, desto kürzer ihre Verschleißzeit, desto angenehmer für den Empfänger: Guten Gewissens darf er sich der beschmutzten, klemmenden oder auch nur vom »in« ins »out« gerutschten Dinge entledigen, bar der Verpflichtung, sie beim nächsten Wiedersehen augenfällig präsentieren zu müssen.

So stimmt das und braucht die Branche doch nicht zu kümmern. Die produziert weiterhin genauso ihre Ewigkeitswerte, die Marmormörser, Messingleuchter, Murmeltiere aus Granit, im berechtigten Vertrauen auf den Kitschmenschen und sein »in sich zerfallenes künstlerisches Empfinden, das zwar den Gegenstand klar erkennt, aber keinen Blick mehr fürs Ganze hat und nur noch eine Vorstellung von 'Zusammenhang' hegt, wie sie sich in dem, was zufällig zusammenkommt (. . .) eben darbietet« (A. Moles). Darauf, daß er hinnimmt und ansammelt und ablagert.

unddas ichwei.ßnichtwas hoppla marmorascher käseschneider konsolen zahnstocherfrösche küchenrollenhalter clipmitsauger slippermitbrille mitballonalf mitblumenweihnachtsmann skifahrer bechertassen schlüsselanhängerkarte kleinaufskateboardalf schneekugelaufkrimskramschale ingeschenkpackungsänger rockermitradio ste-

Eine Plüschkatze wirkt, wie bekannt. Hundert neben- und aufeinander gestapelte Plüschkatzen blicken aus zweihundert Knopfaugen, rümpfen hundert Näschen und laden, großes weiches Patchwork in Himmelblau und Rosa, zum Streicheln ein. Die Masse macht's: Der Turm aus aufeinandergetürmten häßlichen Spritzgußtürmchen kann schön sein; die vielfache Ausgabe des

gleichen Dinges schafft eine neue ästhetische Qualität, in der die besondere des Einzelstücks keine Rolle mehr spielt, seit Warhol ist das keine erhellend neue Erkenntnis mehr. (Interessant ist allenfalls, daß derartige Kunstwerke erst nach der Weihe durch den Kunstbetrieb als solche sanktioniert werden: Kürzlich begeisterte Dario Corbeira Madrid mit Steingutschäferhunden in Reih' und Glied.)

Vom Reiz des Ganzen fällt ein Abglanz auf jedes Einzelstück zurück, der verschwindet, sowie es aus dem Zusammenhang gerissen wird. Zuhause wirkt eine Plüschkatze, wie bekannt.

Doch diese ästhetische Enttäuschung läßt sich verschmerzen; hat der Käufer doch bei seiner Wahl eines Geschenks aus der Reihe etwas viel Wichtigeres mitgekauft: die Sicherheit, nicht aus der Reihe zu tanzen, das Bewußtsein, im Massengeschmack aufgehoben zu sein. Millionen von Alf-Käufern können nicht irren: Millionen Alf-Beschenkte müssen sich gefreut haben. – Keine Gefahr, Befremden auszulösen.

hendmittätzchen mittelefon imjeep imspacemobil aufsofamitkatze aufsesselalf noproblem robben flamingos waschbären affen elefanten schildkröten pudelpapageien tiger nilpferde krokodile derbestenoma tennisfreakdesjahresgutebesserung zurtraumfraudesjahres kaffeetantedernation gemein-

Worin liegt die tiefere Bedeutung des Stimmungsbarometers? Findet es seinen Platz in der Wohnküche, wird es täglich vom sonnigen oder bewölkten Hausherrn auf die seiner psychischen Verfassung entsprechende Marke gestellt, lacht er jedesmal dabei herzlich, dient es ihm als Anreiz zur Reflexion seiner Emotionen, der Restfamilie als Signal, welche Art der Kommunikation im Umgang mit dem Herrn an den heutigen Tag zu legen sei? – Stimmungsbarometer, aufblasbare Geburtstagstorten, Krawatten in Fischform – Gegenstände, die zu nichts zu gebrauchen sind, die aber auch nicht vorspiegeln, zu irgendetwas nütze zu sein. Weder schön noch funktional erschöpft ihr Reiz sich in dem Augenblick, in dem sie zum erstenmal erblickt werden, in dem Überraschungseffekt, der von dem in ihnen enthaltenen Hauch Surrealismus ausgeht. So wie sie den Käufer überrumpelt haben, so werden sie, hofft dieser, den Beschenkten beeindrucken: für den kurzen Zeitraum, in dem sie aus der Verpackung auftauchen, zum erstenmal betätigt und von allen Beteiligten für erheblich lustig befunden werden. Damit ist ihre Bestimmung erreicht. Oder gibt es jemanden, der ein Buch über das richtige Kochen von Wasser auch liest?

schaftderbegreitenfrauen geniedesjahres entschuldigungsurkunde brieföffnermaschine nagellacktrocker luftbefeuchter kaffeetassenwarmhalter rauchverzehrer decisionmaker geldscheinprüfgeräte wellenmaschinen einarmigebanditen acrylorganisierer leuchttelefone revolvingspacebaU minibüros blei-

»Wer Kitsch erzeugt, ist nicht einer, der minderwertige Kunst erzeugt, er ist kein Nichts- oder Wenigkönner, er ist durchaus nicht nach den Maßstäben des Ästhetischen zu werten, sondern er ist ein ethisch Verworfener, er ist der Verbrecher, der das radikal Böse will.« – Wer Kitsch erzeugt – oder verbreitet, wollen wir um der Genauigkeit der Argumentation willen ergänzen.

Ulrike Galster schreckt das Flammenschwert Gillo Dorfles' nicht. Nebst Insel, Yacht und Schloß offeriert sie in ihrem Katalog für die »führenden Persönlichkeiten aus Gesellschaft, Hochadel, Wirtschaft und Finanz« weiterhin ungerührt Beistelltischchen in Form einer gebückten Schwarzen, Geschirr im Gepardenlook, vergoldete Bronzebetten und brillantenbesetzte, mit persönlichen Initialen versehene Airforcebroschen.

Sie verfügt über enormes Einfühlungsvermögen in Ihresgleichen, die furchtlose Frau Galster: Mit sicherem Instinkt für die Bedürfnisstruktur gesellschaftlicher Aufsteiger versteht sie es, den aufstrebenden Zahnärzten und Nachwuchsmanagern eine Menge Geld aus der Tasche zu ziehen, für etwas Plunder und die große Illusion, einmal wie der Aga Khan zu schenken. – Das beeindruckt; doch nicht genug des Lobens: Indem sie Moles' Behauptung, Kitsch sei »nach jedermanns Geldbeutel, nach jedermanns geistigen Gaben und nach jedermanns gutem Gewissen« zumindest in einem Punkt widerlegt hat, hat sie sich um die Theorie der Ästhetik in nicht zu vernachlässigender Weise verdient gemacht, zu allem Überfluß.

stiftspitzroboter edelholzventilatoren nussknacker geldscheinklammern taschenflaschen holzkulis silberportmonnaies wirsindunbestechlichgeschenkebittean dieprivatanschrift wenngottwolltedaßichkochewarumhaterdanndierestaurantserfunden ichhabeein problem mit dem trinken zwei händeabernureinenmund golfballuhren brotscheibeuh-

Ansehen, Anheben, Schütteln, Riechen, Raten – der Vorgang des Auspackens bildet schon immer ein retardierendes Moment in der Dramaturgie des Schenkvorgangs, das Knistern des Papiers treibt die Spannung auf den Höhepunkt, wo sie sich in aufgerissenen Augen, Sprachlosigkeit, Herausnehmen des Dinges mit spitzen Fingern, kleinen Schreien oder atemlosen »Aaaahs« entlädt, ehe sie, im günstigsten Fall, unter Umarmungen und Dankesküßchen wieder absinkt.

Wundert es da, daß die Verpackung immer aufwendiger wird, daß »Geschenkpapier und alle möglichen Vepackungsaccessoires überdurchschnittliche Zuwächse melden«?

Teure Hüllen dürfen nicht einfach heruntergerissen werden, sondern wollen gebührend angestaunt und bewundert werden: Das Vorspiel verlängert sich, der Akt gewinnt an Spannung, der Lustgewinn für beide Schenkpartner wächst. Zu weit allerdings ging jener norddeutsche Ladeninhaber, der verpackte »Gesamtgeschenkwerke« anbot, deren Inhalt er selbst dem Käufer nicht verraten wollte so den Augenblick der Wahrheit und Erfüllung auch für diesen bis zum Letzten hinauszögernd. Ihm war ganz offensichtlich entgangen, daß die Kundschaft der späten Achtziger, wenig abenteuerlustig, ihr Verlangen nach Vergnügen in jedem Fall mit einem gewissen Sicherheitsbedürfnis zu paaren sich angewöhnt hat.

ren andiewandwerfweeker sanduhren goldbarrenuhren nofreteteuhren baseballuhren busentassen arschspardoseninschwarzweiß eierwärmer pimmelkerzen solarradios trans

parenztaschenrechner seidenvögel haifischkappen schaukelpferde bärenpuschen pfeifhosen palmfächer stimmungsbarometer gummiseesterne aufblasegitarren franken-

Der Branche geht es, Dank der Nachfrage, gut, die Preise sind stabil, das Konsumklima ist freundlich, die Konsumbereitschaft gewachsen. Vor allem hält der Trend zum höherwertigen, nein: »höherpreisigen« Geschenkartikel an, geben auch Firmen für ihre Werbe- und Incentivpräsente mehr Geld aus.

Auf dem Billigsektor wird indessen immer schneller umgeschlagen: Minifahrräder in Pastellfarben, Sanduhren im Acht-Minuten-Takt, Keramik in Schwarz-Weiß – was gestern noch Kassen piepsen ließ, verstaubt heute ganz hinten. Trends sind hier schwieriger auszumachen, farbiges Glas und Badeartikel verkaufen sich derzeit, Alf löst auf breiter Front Garfield ab, der in der Provinz verramscht wird, Pumuckl soll, TV sei Dank, auch bald wieder gefragt sein. Was wird kommen? »Wassersparartikel, sanfte Umweltprodukte, wissen Sie, die ganze Umweltwelle rollt ja eben erst an.« Und in Ergänzung dazu? Eine leise Zukunftsahnung muß die für den Vertrieb von Stoffseehunden zuständige junge Dame überkommen haben, als sie auf die Frage, ob nicht das Robbensterben den Absatz negativ beeinflusse, erwidert: »Ne, wieso? Wenn es schon keine echten mehr gibt, wollen die Leute wenigstens einen in Plüsch da stehen haben.«

Ein weites Feld tut sich auf.

stein minibilderrahmenmitnaivkunst colorboxen farbigeslampenöl kerzenlöscher dochtscheren messingleuchter holographiekarten picknickkörbe siegellack küchenschürzen rosenöl kartenmischmaschinen ta

Konkret 01/89, S. 71

Hermann Peter Piwitt

Piwitts kleines Feuilleton

Wo alles Kunst ist, ist bekanntlich nichts Kunst. Wo alles geht, ist eigentlich nichts mehr zumutbar. Haß auf alles ist so gut und schlecht wie Haß auf gar nichts. Und wo jeder glaubt, alles und jeden beschimpfen zu müssen, braucht sich niemand mehr getroffen zu fühlen.

Daß die derzeit grassierenden Schimpf- und Beleidigungssitten von Älteren angerichtet wurden (und ich begehre ein wenig mit-schuld daran gewesen zu sein) ist so wahr, wie daß sie bei den Jüngeren eben ganz auf den narzißtischen Hund gekommen sind. Beim Arzt, beim Zahnarzt herumschnuppernd in »Taz«, »Tempo«, der Hamburger Zeitschrift »Szene«: nichts in der Hand, aber den dicken Arm machen, das ist die Devise. Ubiquitäres Gepöbel, polemische Attitüden, Herumgefuchtel, bombardierendes Wortemachen, das sich durch Übertreibung halb feige, halb geschickt in die Nähe von Satire bringt und selten noch mehr zu verstehen gibt, als das eigene Entzücken an der vermeintlich einzigartigen Formulierung.

Wie Corpsstudenten eifern immerhin die Vorwitzigsten im Ehrgeiz sich Blessuren einzufangen in Form von Beleidigungs- und Widerrufsklagen von...ja wovon? Von Lahnstein, Herrhausen? Nein, so nach nichts wie die aussehen. Und also scheinbar unsäglich unbeschreibbar, wie sie sind.

Wie war's in Köln doch noch vordem, mit Heinzelmännchen so bequem. Oder mit Franz Josef Strauß in Bayern. Stiernacken, Schweinebacken, Übergewicht: da konnte man so richtig noch reinhauen. Wer dagegen möchte sich vom neuen Verteidigungsminister auch nur den Namen merken, geschweige denn das Gesicht? Und bei denen, die die Macht im Land wirklich haben, hat der lässige seinsgewisse Umgang mit ihr keinerlei Spuren hinterlassen, die traditionelle Schimpf-Publizistik sich als Charakteristika noch vorknöpfen könnte. Gewöhnt daran, vor der Fratze der Herrschenden zu erschrecken statt vor der Unerschrockenheit, Dezenz und Bonhomie, kurz: der Makellosigkeit in deren Zügen, bleibt sie hilflos.

Und entsprechend verschleudert das gute böse Wort: Gefuchtel über ein Nichts von einem Rambo-Film. Und angepöbelt wegen ihres Outfits Peggy Parnass in der »Szene« von demselben Mann, der ein paar Nummern weiter vor Rudolf Augstein in die Knie geht: »Jeder Kenner weiß, daß der 'Spiegel'-Direktor auch auf der Trommel einen unheimlich harten Beat schlägt.«

Vorläufig tristester Gipfel des pöbelnden Narzißmus: Die »Taz«-Debatte Mitte November, Stichwort »gaskammervoll«. 'Sprache und Nationalsozialismus' als thematischer Vorwand für Plazierungskämpfe von Junghähnen vor dem Start zur Endverwertung im großen Medien-Kochtopf.

Unsere 'neue Schimpf- und Beleidigungskultur'? Friede ihrer Asche.

*

Daß wir nackte Menschen – vorausgesetzt, Sex ist nicht im Spiel – in der Regel häßlich finden, gilt nicht erst, seit der »Playboy« die unerreichbaren Maßstäbe setzt. Mensch trägt – soweit sie ihn nicht wärmen sollen – Kleider, um hübscher auszusehen, als er unterwärts ist. Sollte man meinen. Was dagegen auf der Kanaren Ödi- und Blöde-Deutschmark-Insel Fuerteventura am Strand nackte deutsche Weiße an Häßlichkeit zur Schau stellen, ist einfach enorm. Und wäre doch heiter zu ertragen, gäben sie dabei wenigstens eine Idee Bewußtsein davon zu verstehen, daß sie sich für so rundum vorzeig- und zumutbar denn doch nicht halten. Aber nein, sie steuern ihre scheußlichsten Bäuche und Ärsche, ihre gewaltigen verfressenen Massen, als säßen sie am Lenkrad ihres Mercedes. Sie können vor Alter kaum laufen, sie schleppen sich nur noch; aber ihre Säcke lassen sie schlackern mit größtem Behagen und tattrigster Zeigelust.

Dezent eigentlich nur die, die es am wenigsten nötig haben: die Jungen. Wo die Alten mit nackter Gewalt sich erst einmal noch das bißchen Freiheit beweisen müssen, das sie am Ende doch noch begriffen zu haben glauben, da haben die Kids ganz unverklemmt am Strand schon wieder Spaß an hübschen Klamotten.

Oh um die Verwilderungsträume der Deutschen! Es den Hinterwäldlern, den Wilden mal zeigen, daß man noch viel wilder sein kann als sie, nackt in die Felsen gekrallt, wie man ist, die Stellung haltend, Schutz suchend unter Gestellen aus trocknen Zweigen, Lappen, alten Bastmatten, sich ernährend von den kargen Erträgen, die das Meer an die Angel gehen läßt: Wie schrieb doch Wolfgang Pohrt einmal? »Sie haben den Wilden alles genommen. Jetzt wollen sie auch noch deren Naivität.«

*

Von der Literatur Handlungsanleitungen für die politische Auseinandersetzung. Otto fürs Herz. Und bei Gelegenheit ein bißchen was zum Mitsingen. Soviel zu den ästhetischen Ansprüchen des deutschen Durchschnittslinken; als vorläufiges

Fazit nach 25 Jahren politischer Einmischung. »Zusammenschmeißen die linke, die rechte und die liberale Scheiße, zuschütten und draufscheißen«: behält, nach dem Gedächtnis zitiert, Peter Handke am Ende doch recht mit diesem einzigen mir unvergeßlichen Satz von ihm?

*

Im Bundestag, in der Haushaltsdebatte, spricht der unabhängige Abgeordnete Wüppesahl. Was er sagt, ist interessant und wichtig. Die Abgeordneten im Plenum plaudern, lachen, disputieren, laufen herum. Was hat der uns schon zu sagen! Wo keine Macht hinter ihm steht! –

Was für ein verächtlicher Haufen.

*

Eigentlich hatte ich nie mehr was lesen wollen von bösen Nazi-Vätern und bigotten Nazi-Müttern, und was sie alles ihren Kindern. Und wie sie dabei doch irgendwie menschlich. Und nach dem Krieg natürlich christlich. Und nun hat den Casus doch noch einer auf den wunden Punkt gebracht. Nämlich, daß da eine ganze Generation vergattert gewesen war zur Kindesliebe zu, ja, wozu? Zu Elternschrott? Ja. Hm. Neindoch.

Das Buch heißt »Hörsse mich, Küttelken. Geschichten von Vati und Mutti« und ist von Jürgen Schimanek, Jahrgang 39. (Zinnober Verlag, Hamburg). Sausen tut Schimanek als Redakteur des WDR um den ganzen Globus, weg von einer katholischen Nazi-Lehrer-Heimat im Münsterland (Herz-Jesu-Gymnasium, Hiltrup). Aber ob in Mexico, Ägypten, Rio de Janeiro, Uganda, Peru, der Sowjetunion oder Berlin-Kreuzberg: grausig-komisch flüstert es – wie der Birnbaum im Havelland – immer wieder in ihm: Hörsse mich, Küttelken? Und so hört der Buckel, den ihm der Schrott verpaßt hat zu Zeiten, wo ein Kind sich nicht hat wehren können, zu schwären nimmer auf.

Nein, so gallenbitter und ohne Haß, so endgültig traurig und doch mit Lach-Weine-Gesicht, so kurzangebunden und direkt die Pointe suchend, ohne dabei die Lust an der Sache zu verlieren, so freundlich Fratzen schneidend und doch gnadenlos, mit Verlaub, las man's noch nie.

Konkret 01/89, S. 72

Christoph Busch

Geschäftsbericht II

Eine Spezialistin für strenge Erziehung berichtet von ihrer Arbeit: der professionellen Demütigung und Quälerei von Männern auf deren eigenen Wunsch. Eine sozialtherapeutische Dienstleistung, deren Notwendigkeit mehr über Gewalt in dieser Gesellschaft erzählt, als es der Aufmarsch polizeilicher Sondereinsatzkommandos je könnte

Angebot

Ein Gast klingelt. Ich geh' zur Sprechanlage, drück auf. Schwing mich in meine Schuhe, schmeiß mir'n bißchen Lippenstift drauf. Immer zwischen Spiegel und Spion. Und dann steht er da, und ich mach' auf ganz cool. Biete ich ihm natürlich was zu trinken an. Was Unalkoholisches. Aus Prinzip. Wenn man trinkt, verliert man Hemmungen. Betrunkene Gäste, das sieht dann nach Streß aus. Dauert länger, ist mehr Arbeit.

Wir setzen uns in den Flur, der entsprechend eingerichtet ist. Es hängen Sachen an der Wand, die den Leuten schon mal einen Vorgeschmack geben sollen, was sie gleich erwartet. Wir unterhalten uns dann über den Ablauf. Ich hab' einen Bogen da liegen, auf dem in Stichpunkten verschiedene Erziehungspraktiken aufgeführt sind. Wenn jemand schon mal bei ner Domina war, dann weiß er, was er möchte, beziehungsweise, was er nicht möchte. Ich möchte ja von den Gästen viel lieber wissen, was sie nicht möchten. Damit ich aus dem, was da noch übrig bleibt, Spannung holen kann. Angstgefühl. Ein Kopfspiel.

Dann bitte ich den Gast ins Bad, wo er seine Kleidung ablegen kann, sich duschen kann. »Ein bißchen frisch machen.« Das versteht doch jeder. Bring ihm einen Umschlag fürs Honorar. Leg ihm den ganz dezent dahin. Wohlweislich, damit er, wenn ich weg bin, dann gefüllt wird. Das Finanzielle soll in der Beziehung ganz im Hintergrund stehen. Aber es läuft zuerst. Während der duscht, hole ich den Umschlag und pack das Geld weg. Zieh mich um und bring den Gast aus dem Badezimmer ins Studio.

Wir machen erstmal auf Tuchfühlung. Ich habe ein zu weiches Gesicht. Auch wenn ich mich extra zurecht mache. Darum muss ich die Männer mit Kopfspielen fertig machen. Gleich bei der Begrüßung: »Ach, was soll das denn sein? Das ist ja eine Schande für das männliche Geschlecht.« Und, zack, den Lederriemen herum. Ich laß ihn dann die obligatorischen 10 bis 15 Minuten allein, damit er sich in die richtige Stimmung versetzen kann. Nach einer Zigarette geh' ich wieder rein und seh' zu, daß ich den Gast ne Stunde lang im Studio bei Laune halte.

Geschäftsführung

Schwarz muß sein. Der Boden, die Wände. Darum sind auch die Fenster verklebt. Kein Licht. Nur diese schwache rote und grüne Birne. Eine Holzliege in der Mitte. Darüber ein Flaschenzug. Der Flaschenzug ist die beste Methode, Leute wehrlos zu machen. Wie willst du besser einen 2-Meter-Mann ruhigstellen, als wenn du ihn an den Beinen aufhängst? Andreaskreuz. Da kannste dich so dranstellen, mit dem Gesicht, oder so, mit dem Rücken. Das hat dann den Effekt, daß du dich gleich gegenüber im Spiegel siehst. Wenn ich mich jetzt hier hinstelle, dann sieht der Freier mich und sich. Dann wird er schon mal geil.

Der Orden hier, das ist Schmuck. Das sind besondere Stricke aus Seide. Faß an. Das sind Peitschen. Das ist zum Streicheln: Eigentlich ein Steaker, wenn du Steaks dünner rollen willst. Brauchst ja nicht ritzen unbedingt. Kannste auf die Haut setzen und ein bißchen spielen. Das muß ja nicht wehtun. Kopfspiele! Das, was aussieht wie eine Fliegenklatsche, ist auch eine Peitsche. Für empfindlichere Körperbereiche. Das Röckchen ist für die Internatsnummer. Teppichklopfer. Kleidung zum Aufgeilen. Was jetzt kommt, ist alles Disziplinkleidung. Disziplin heißt: Du machst irgendwas nicht richtig, und du mußt das lernen. Ungefähr wie Strafarbeiten, wo du 150 Mal schreiben mußt, ich darf nicht »doof« sagen. Das ist ein Strafhöschen. Da hast du also ein Dildo von 15 mal 13 in deinem Popo. Meinst du, das ist angenehm mit so einem Ding im Hintern rumzulaufen? Hier dasselbe. Mit einem Gegenstück außen. Da kann ich mir das Ding umbinden, und vermittele ihm Gefühle oder Bestrafung, je nachdem, was angesagt ist.

Das ist ein breiter Gürtel mit drei Ösen, zwei an den Seiten, eine hinten. Deiner Fantasie sind keine Grenzen gesetzt. Ob du jetzt Pferdespiele spielen willst. Oder ob du deinen Schwanz hochbinden willst nach hinten, oder ob du deine eigenen Beine an den Seiten festbinden willst, biszuweilen Arme und Beine deiner Partnerin. Ein Gummiball: Knebel für den Mund. Eine Maske: Augen verschließen, Mund verschließbar mit Reißverschluß. Ein Pferdegeschirr zum Knebeln. Das sind Spikes. Da kannste dich draufsetzen. Halsband; das fällt unter psychische Demütigung. Lederbändchen, um deinen Genitalien fantasievolle Formen zu verleihen. Ein BH mit Nadeln drin für die Freier, nicht für das Mädel. Eine kurze Kette. Eine Trense. Augenbinde, zum Augenverbinden. Der Lederbeutel hier ist, um den Sack zu verpacken. Einmal einfaches Verschnürungsgerät mit Schnüren und Lederstriemen um den Sack. Einmal die ganze Ausführung für den Sack mit Nadeln von innen. Einmal die Ausführung für die Eichel mit Nadeln von innen.

Drei verschiedene Spreizstangen in einer Länge von 45 bis 75 Zentimetern für die Beine oder die Arme. Manschetten, um Arme oder Beine an den Körper zu fesseln. Eine Rolle Kleenex-Tücher. Das sind meine wichtigsten Utensilien in dem ganzen Raum. Vornehmlich in Weiß. Bitte nicht mit Blümchen oder in beige. Am besten schlicht weiß. Das sieht nicht nach Küche aus. Das sieht einfach hygienisch aus. Die Mausefallen für die psychische Demütigung. Vier Stück: Ein Ei, zwei Eier, eine Brustwarze, zwei Brustwarzen. Ein Karabinerhaken. Die Mülltüte kommt über den Kopf. Die Wäscheklammern und das Gummiband. Klammern für die Brustwarzen, Gummiband für die Hoden. Die Spikes. Kerze und ein Einwegfeuerzeug: Wachsbehandlung, mit Wachsvollträufeln. Das sind psychische Spiele. Präservative. Diverse Dildos mit oder ohne Motor. Der geht dann immer so im Kreis. Das ist der aufblasbare Dildo. Das ist der nicht aufblasbare Dildo. Der kleine ist für Anfänger hinten rein. Hier ist einer, da muß man mal wieder die Batterien austauschen. Son kleiner silberner, auch für hinten rein. Ich möchte wetten: Nur der Dicke geht bei mir wieder. Weil ich den Dicken ohne Batterien nicht reinkriege. Dann habe ich noch son Dingen in Plastik. Etwas dicker, naturgetreu, biegsam, anschmiegsam.

Das sind verschiedene Essenzen. Einmal Salbe mit ein bißchen Bienengift für Arschbrennen. Einmal Salbe mit viel Bienengift für Arschbrennen. Eigentlich ist das alles für Rheuma. Das ist Rasierwasser. Zusammen mit Kerzenwachs erzeugt das dicke, fette Brandblasen. Das ist Poppers in dem Fläschchen. Isobotylamid in drei verschiedenen Variationen. Einmal in einer Cykloverbindung, einmal in einer Hexanverbindung, einmal in einer Isobotylverbindung mit einem Amid. Das erzeugt dann einen etwas anderen Geruch. Das Zeug löst Fettsubstanzen auf. Unser Gehirn besteht aus Fettsubstanzen. Bei jedem Einatmen geht ein bißchen was von deinen grauen Zellen verloren. Du wirst dann kurzfristig ohnmächtig. Wenn du aber nur Zellulose, sprich Stroh, im Kopf hast, kannst du das Zeug ruhig einatmen. Ein Riesentopf Vaseline. Für alles, was nicht funktioniert, gleitet, in irgendeiner Form nicht manövrierfähig ist: Man nehme Vaseline und diese vielseitigen Einweghandschuhe.

Dieses ist das Elektroschockgerät mit Krokodilklemmen. Für den Fall, daß ein Gast hier hereinkommt, der die Zofe haben will, haben wir eine Batterie, die so gut wie leer ist. Das Lämpken blinkt wie wild auf, und sie schreit wie am Spieß, merkt aber nichts. Das gleiche machen wir umgekehrt für den Gast mit echter Batterie. Im Käfig kannst du jemanden einsperren. Warten. Du sitzt im Käfig. Das hübsche Mädel vorne vor. Ein bißchen mit dem Arsch wackeln. Und ich sage: »Na, jetzt gib doch mal ein bißchen Gas.« Dann will der und reißt fast den Käfig ab. Kannst den aber auch darin einsperren für ne Nulldiät. Kriegt der ein Wochenende lang nix zu essen. Solange nicht, wie sein Geld reicht. In der Schaukel kannst du gut Französisch machen, gut fesseln, Klistiere machen. Das ist ein Allzweckgerät. Strafbock aus Holz. Das Loch ist zum Durchscheißen. Die runden Ausschnitte sind, damit man sich da besser drüberlegen kann. Einmal für den Kopf und einmal für den Popo. Stöcke zum Hauen. Eine Feder zum Streicheln. Stricke zum Fesseln. Das sind Klammern. Da ist ganz schön Spannung drauf. Eigentlich Tischtuchbeschwerer. Das ist für das Mädel tabu, weil das dem Mädel wehtut. Die Gewichte mit dem Kettchen dazwischen sind für das Mädel. Die sind leicht, 150 Gramm nur, und die Klammern sind mit der Nagelfeile abgeschliffen: BH oder Schambereich. Das mit der Schlinge ist ein Senkblei. 400 Gramm schwer. Gib mal dein Handgelenk. Nehmen wir mal an, das ist dein Hoden. Dann hast du den doppelten Effekt: Gewicht und Blutstau. Spürste?

Kundschaft

Ich sitz' manchmal drei Tage an einem Streifen hier und nichts passiert. Ziehe alle zwei Stunden mein Make-up nach. Es könnte ja einer kommen, und du mußt dann ja auch immer gut aussehen. Ich kann ja nicht mit meinem Blümchen-T-Shirt zur Tür gehen. Das wär' ja ein Unding. Das ziehe ich dann aus und zieh' mir einen schwarzen Umhang über. Das Bad und den Raum vorne muß ich immer so in Ordnung halten, daß es aussieht, als wäre vor dem Gast da nie einer dringewesen. Kein Wassertropfen am Waschbecken. Wehe, ich find' da noch mal 'nen Tropfen. Dann hol' ich sofort das Leder raus und wiener das nochmal nach. Wenn's nur mein eigenes Badezimmer wäre, wär mir das egal. Aber wir leben schließlich im Zeitalter des Aids. Wenn der Gast nur ein Schamhaar auf dem Boden sieht, dann geht der auf Zehenspitzen.

Von ihrem Bildungsgrad her, sind die Gäste unterschiedlich. Aber von ihrer Neigung her, von den Dingen her, mit denen ich bei ihnen spiele, sind die Gäste in einem Punkt alle gleich: Sie lieben das Gefühl, von einer schönen Frau dominiert zu werden. Dieses Spiel: Zuckerbrot und Peitsche. Wie im richtigen Leben. Für mich ist der härteste Erziehungsgrad nicht die Piekserei mit Nadeln, sondern das psychische Fertigmachen. Wenn ich auf den Boden pisse und jemanden dazu bringe, das aufzulecken und das auch noch gerne. Ich gaukele ihnen nichts vor. Ich geb' ihnen das Gefühl, daß sie in meinen Augen in dem Moment, wo sie mit mir ins Studio gehen, nichts wert sind. Absolut wertlos. Ob das nun irgendwelche Doktoren, Staatsanwälte, Rechtsanwälte, Architekten oder sonst irgendwelche Leute sind, oder Sozialpädagogen. Malocher kommen höchstens I Prozent. Die zähle ich alle halbe Jahre mal. Die haben diese Neigung. Aber im Gegensatz zu ihren besser gestellten Mitgenossen können sie sich das nicht leisten, das auszuleben. Für so einen Doktor ist das echt easy, so 300 Mark auf den Tisch zu packen. Alle 14 Tage, drei Wochen. Da packt der sich nicht für. Son Malocher, der muß da richtig für stricken.

Früher hatte ich manchmal Ärger. Aber nur mit Normalkunden. Bei Erziehung traut sich doch keiner fies zu sein. Das traut er sich ja höchstens am Anfang, und da nehm' ich ihm sofort den Wind aus den Segeln. Einer hat mich mal völlig

provoziert. Es ist so ein Spiel, daß die Gäste mich begrüßen müssen, sklavisch und auf den Knien, wenn ich reinkomme. Der fällt nicht auf die Knie, sondern stellt sich neben mich und spielt mir an den Titten rum. Ich schubs ihn weg und sag: »Laß das sein. Das gehört sich nicht für einen Sklaven.« Und er grinst mich mit so einem geifernden Blick an und grapscht rum. An meinem Arsch. Dann hat's Ohrfeigen gegeben, und er: »Du kannst ja richtig streng sein.« Ich denk mir: »Will der mich verarschen?« Dann hab' ihn an der Kette festgemacht, die da unter der Decke hing. Und er hat dann immer noch weiter provoziert. Da hab' ich die Gerte genommen und hab' draufgehalten. Was meinst du, wie ich den hab' tanzen lassen. Und geschrien: »Ich bring dich um, du Schwein!« Der hat darauf seinen Abgang gekriegt.

Ich könnte niemals mit einem Mann, den ich in meinem Privatleben als Sigrid Weiß kennenlerne, ins Studio gehen, und da als Domina mit dem meine Nummer abziehen. Und wenn der mir 1000 Mark zahlen würde. Umgekehrt: Ein Mann, der mit mir mal im Studio war, der würde niemals mit mir hier in der Küche sitzen. Da trenne ich. Das wäre ein Unding. Ich kann mit einem Gast essen gehen. Ich laß mir auch von dem Feuer geben. Ich laß mich auch von dem hofieren. Aber ich würde niemals mit dem hier in der Küche sitzen und mir 'ne Schnitte schmieren. Das, was ich da mache und darstelle, das will ich hierdrin nicht.

Ich hab' auch schon Frauen gehabt, wenn die mit ihrem Mann gekommen sind. Am Anfang ist das dann schon recht merkwürdig. Denn da gibt's dann ja Einschränkungen. Von mir aus. Ich sag: Ich mach kein Französisch bei der Frau, die auch kein Französisch bei mir. Wir spielen nur Kopfspiele. Ich kann die beiden dann ganz gut in Schach halten. Binde einen im Käfig an, den anderen ans Kreuz. An einer langen Strippe. Dann spielste halt ein Spiel. Gehst raus und sagst: Ihr dürft euch nicht anschauen. Und kommst wieder rein und weißt genau, die haben sich angeschaut.

Frauen einzeln hatte ich noch nicht. Mir haben auch schon Frauen geschrieben, die sich mit mir mal treffen wollten. So Lesben oder so. Aber nee. Nicht, daß ich das in irgendeiner Form verurteile. Es ist einfach nicht mein Ding. Ich werd' einfach nicht geil bei dem Gedanken, so eine Muschi zu lecken. Echt nicht. Da käm' ich mir vor wie ein Verräter. Ich glaube auch nicht, daß ich das überzeugend bringen könnte. Da wäre ich befangen. Weil ich mir das Mann-Frau-Ding besser reinziehen kann. Weil ich einen Mann besser unterhalten kann als eine Frau. Warum fühl' ich mich bei einer Frau befangen? Wie war denn das, als die Frau mit ihrem Typen hier war. Ich konnte die garnicht angucken. Weil ich eine Frau irgendwo immer auf eine gleiche Stufe stelle. Obwohl ich nicht sagen will, daß ich Männer degradiere oder abstufe. Frauen kann ich nicht so behandeln. Frauen kann ich nicht so nehmen wie Männer.

Leistung

Der Gast ist befriedigt. Hat also seinen Abgang gehabt. Dann laß ich ihn erstmal liegen, damit er sich entspannen kann. Das ist so: Wenn dieser Mensch seinen Orgasmus gehabt hat, dann fällt ihm ein Stein vom Herzen. Der Stein fällt, puhh. Er hat abgespritzt. In dem Moment, wo er abgespritzt hat, ist er ja noch in der gleichen Position, in der ich ihn gefesselt habe. Er sitzt da meinetwegen mit hinten zusammengebundenen Händen, kriegt kaum Luft. Dann hat er abgespritzt, ist erleichtert und sieht sich in diesem Moment im Spiegel. Er sieht sich ganz bewußt. Er schämt sich. Zu dieser Scham kommt ein Haß. Daß er sich wieder von sich selber hat breitschlagen lassen, seinen Neigungen nachzugehen. Das sieht er ganz bewußt. In dem Moment bin ich ganz lieb zu dem. Nehm den Mann in'n Arm, streichele ihm so über den Kopf. Sag ihm: Jetzt ruhst du dich erstmal aus, legst dich erstmal hin. Und mach ihm dann so, daß er das kaum merkt, seine Fesseln los. Bring ihn in eine bequemere Lage und laß ihn erstmal ein paar Minuten liegen, damit er sich entspannen kann.

Ich sag' den Erziehungsgästen nie, wann ich alleine bin. Ich hab' immer, wenn Alexander mal nicht da ist, das Radio in der Küche an, so daß immer eine Geräuschkulisse da ist. Das Radio macht den Kontakt zur Außenwelt. Wenn der nur irgendwas hören kann – »tüdelüdellüt, SWF 3 mit dem Verkehrshinweis« - dann sitzt der schon wieder in seinem Auto und fährt zur Arbeit. Er denkt an seine Frau und seine Kinder. Der Bezug zur Realität ist wieder da. Sonst versinkt der Gast in der schwarzen Welt. Das Wort Kopfspiel ist nicht von ungefähr. Das sind wirklich Kopfspiele. Du versetzt die in eine ganz andere Lage, in einen ganz anderen Bewußtseinszustand. Daß er wirklich denkt, daß was er da hat, das ist das Abendmahl. Das ist ja auch gut, daß er das denkt. Das Gefühl, daß er dabei kriegt, das ist gut für seine Psyche, das ist gut für mich. Ich geb' ihm das, was er will. Aber es darf dann nicht dieses Quentchen zuviel sein. Denn dann schlägt ein Schalter um, und der schlägt dann nicht wieder zurück, und dann müßte ich damit rechnen, daß er mich dann mal übers Knie legt. Diese Mikros sind nicht umsonst in solchen Studios, und man sagt ja nicht von ungefähr: »Die macht auf pervers, die treibt's mit Perversen.« Ich bezeichne das nicht als pervers. Das ist nur anders.

Meine Gäste haben in 90 Prozent der Fälle einen Orgasmus. Wenn nicht, wenn einer zum Beispiel nach einer Stunde psychisch so überreizt ist durch das ganze Auf und Ab, was ich mit ihm spiele, daß er keinen Orgasmus mehr bekommen kann, dann mach' ich daraus auch wieder ein Kopfspiel. Schick ihn halt nach Hause mit der Gewißheit, daß er auf diese Situation sich nach xmal einen runterholt. Das sag ich ihm auch gleich. Und sag ihm auch, daß ich ihn in einem angemessenen Zeitabstand wiedererwarte. Dann geht er ins Bad, wäscht sich, duscht sich wieder, kriegt noch 'n Kaffee, was zu trinken. Und ich red' noch ein paar Takte mit ihm. Rauch' noch ne Zigarette. Geb ihm eine Visitenkarte. Und er geht.

Wenn jemand 600 Mark bezahlt, den schmeiß ich nach einer Stunde nicht raus. Da bin ich auch nach zwei Stunden noch recht geduldig. Aber wenn das Ganze dann zweieinhalb Stunden dauert, dann gibt's so'n Wink mit dem Zaunpfahl: Ich hab' gleich 'n Termin. Wenn das immer noch nichts nützt, tu ich so, als geh' ich zur Toilette, und dann gehe ich nach vorne (flüsternd) und mach die Tür ganz leise auf und klingele. (Wieder laut) Dann geh' ich zurück und tu', als müßte ich zur Tür und sag: »Jetzt wird's aber Zeit.«

In einem kleinen, schwarzen Heftchen trage ich meine Kunden ein. Mit Nummer, Y110 z.B., und dem Vornamen, den sie sich geben, und ihren Vorlieben. »Kein NS« heißt zum Beispiel »Kein Natursekt«. Und »DBF« steht hier, weil der auf die Anzeige »Domina- und Bizarr-Führer« gekommen ist. Der hier auf »Happy Weekend«.

Ausbildung

Ich war sechzehn, als ich Alexander kennenlernte. Mit sechzehn biste ja noch nicht richtig erwachsen. Ich bin in Birkenstockschuhen rumgelaufen, und er sagt zu mir: Gesundheit hin, Gesundheit her, aber einen Stöckelschuh find ich an einer Frau wesentlich erotischer. Da bin ich so hochgesprungen: Für dich Stöckelschuhe anziehen? ! Mir die Füße kaputtmachen? Nee. Fußbetten, solche ausgelatschten mußten her. Jedesmal, wenn er an meine Weiblichkeit appellierte, bin ich völlig aus dem Rahmen gefallen. Fühlte ich mich immer angegriffen. Dachte ich: Er will mich nur als Sexobjekt. Er will nicht das, was in mir steckt, sondern nur meine Hülle. Das hatte für mich immer so den Anteil: Plond müssen se sein, plöd müssen se sein und 'nen dicken Pusen müssen se haben. Und alles hatte ich nicht. Das war so mit neunzehn.

Auf jeden Fall dachte ich mir, welchen Schuh ziehste denn jetzt an? Da standen vier Paar verschiedene Schuhe zur Auswahl. Ich dachte: Den ziehste dir an. Und den hab' ich mir angezogen und bin dann auch darin rumgetappst, bis ich irgendwann mal festgestellt habe: Der paßt mir gar nicht. Und bin dann immer hin- und hergetappst, hin- und hergefühlt: Was paßt denn jetzt zu mir? Wer bin ich denn überhaupt. Was mache ich jetzt? Studiere ich Biologie, mach was im Umweltschutz? Bin ich aktiv bei Greenpeace? Da bin ich einmal hingerannt und hab' Poster verteilt. War auch vom Roten Kreuz überzeugt. Hab da auch mein Blut gespendet. Gar nicht daran gedacht, daß die das für teures Geld verhökern.

Nutten fand ich immer faszinierend. Es gibt nicht das Erlebnis. Es ist bei uns in der Familie auch vorgekommen, daß der nette Onkel von nebenan gesagt hat: »Komm, setz Dich mal auf meinen Schoß, Siggilein, und wir machen Hoppe-Reiter.« Und ich wußte mit elf schon, daß der mich bummsen wollte. Aber es ist nie so weit gekommen. Vorletzten Sonntag, beim Geburtstag meiner kleinen Schwester, hab' ich das meiner Mutter erzählt. Da war sie völlig geschockt. Ich sag': »Jetzt guck doch nicht so pikiert und tu nicht so erstaunt.«

Als ich aus dem Knast kam, war Studium nicht mehr drin. Geh' zu meiner Mutter. Wohn' da drei Wochen. Klopp mich mit meiner Schwester. Hau ab. Wohn' in einer Wohngemeinschaft. Freunde mich in dieser Wohngemeinschaft mit so einem Psychopathen an. Paranoide Schizophrenie, okay? Durch den bin ich draufgekommen. Der erzählte mir irgendwann mal in seinem Frust, er hätte seine ganze Knete bei irgendwelchen Dominas verpraßt. Und ich denke: Aha. Und ich mochte den ja auch ganz gerne und wollte auch seine Probleme verstehen. Wußte aber nicht, was eine Domina war. War dann in einer Bibliothek und habe mir Bücher besorgt und hab' alles Mögliche gelesen. Bin dann bei Sigmund Freud gelandet. Aber trotz Sigmund Freud ist das über meine Kräfte gewachsen. Ich wollte den nicht bekehren. Der sollte so bleiben, wie er ist. Der sollte bloß nicht meine ganze Hütte auseinandernehmen.

Ich hab' dann in einem Studio als Zofe angefangen. Bis einer auf mir rumgetrommelt hat, und ich habe untertänig gebeten: »Gnade, gnädiger Herr.« Da hätte der aufhören müssen. Das ist die Regel. Aber der Typ hatte sich so in seine Geilheit reingeprügelt, holte weiter aus, und ich dacht' mir: »Du machst jetzt noch einen Schlag, dann ist es passiert.« Der machte dann auch den Schlag, und dann war's passiert. Da hab' ich ihn dann verhauen. Hab' ihm die Peitsche abgenommen und ihm durch die Fresse gezogen. »Meinste vielleicht, ich bin ein Vieh?!« Hab ich ihm gesagt. Dann hatte der keine großartige Lust mehr an der Nummer. Die war dann gegessen. Und für mich die Sklavin-Nummer. Selbst wenn du devot veranlagt bist: Ein halbes Jahr für Geld verhauen lassen, und du bist das los.

Dann hab' ich es »mit ehrlicher Arbeit« versucht. In einer Marmeladenfabrik. Aber Mensch, das war eine Nummer, die hat nur eine halbe Stunde gedauert. Ich hab' mir überlegt, daß ich in der Zeit gerade mal eine Schachtel Zigaretten verdient hatte. Und was ich vorher in dem Studio in der gleichen Zeit hatte. Da habe ich dem Typen die Marmelade vor die Füße geschmissen. Er soll sie selber fressen.

Und hab' mir 2.000 Mark geliehen, um ein eigenes Studio aus dem Boden zu stampfen und mit Erziehung zu arbeiten. Hab' das Nötigste gekauft, einen Raum schwarz gestrichen und Erziehung gemacht. Das Normale, das war eh nix. Vor allem das Geld, das dabei rumkommt. Sieh mal, wenn ich 750 Mark die Woche Miete zahle, muß ich mindestens 'nen Tausender für mich haben, um gut draufzusein. Sonst lohnt sich das nicht. Besser 1.500 für mich. Ne Spitzenwoche ist, wenn ich zwei Mille für mich habe. Jetzt mußt du dir überlegen, das normale Bummsen geht hundertmarksweise. Für das, was ein Freier jetzt bei mir zahlt, Minimum, müßte ich rein theoretisch drei mal bummsen. Jetzt brauch ich dafür überhaupt nicht zu

bummsen. Ich brauch mich nicht mal auszuziehen. Die Normalnummern gehen zu sehr an die Psyche und bringen kein Geld.

Da ist keine großartige Idee dahinter. Das Ganze war überhaupt keine freiwillige Entscheidung. Das ist, als wenn du oben auf einer Klippe stehst und jemand sagt: Spring. Du springst ja nicht freiwillig. Wenn ich nicht geschubst worden wäre, würde ich in R. an der Uni sitzen und würd' an meiner Diplomarbeit schreiben. Wenn ich schlecht drauf bin, würde ich das auch ganz gerne machen. Aber wenn ich gut oder normal drauf bin und ein Fazit ziehe, bin ich ganz froh und glücklich, wie ich jetzt hier sitze.

Als Alexander in Therapie war, um die Haft zu verkürzen, mußte ich deshalb mein Gesamterscheinungsbild verbessern und bin zu so Therapiefritzen gerannt. In einem schönen, alten Haus. Da bin ich also hinmarschiert, hab' jedes Mal hundert Mark abgedrückt für jede Stunde. Das war das einzige, was mir in der ganzen Zeit wehgetan hat. Es hing eine Riesenuhr in diesem Raum. Jedesmal, wenn ich reinkam, war es Punkt neun. Wenn ich rausging, war es Punkt zehn. Genau, wie ich bei meinen Freiern: Bloß keine Überminuten! Und dafür 'nen Hunderter kassieren. Die meiste Zeit saß ich nur da. Ich wollte ja irgendwie. Dachte: »Gehst hin, ziehst dir das rein. Alexander zieht sich das auch rein.« Die meiste Zeit hab' ich dieser Tussi einen geklinkt und ihr erzählt, wie das so ist. Sie hat das dann meistens bejaht oder garnicht viel gesagt. Oder hat dann gesagt: »Geh' nach Hause und fühl' dann den Boden unter deinen Füßen und komm auf die Erde. Fühl' dich wie eine Muschel. Öffne dich, schließe dich.« Ich dachte mir: »Du blöde Kuh.« Ich wußte vorher, daß ich mir das schenken kann. Die Idioten sollten meinen, das wär's jetzt.

Je mehr die Leute von der Scheiße profitieren, desto ruhiger werden sie. Desto weniger renitent werden sie. Das sehe ich auch bei den ganzen Studenten, die sich nach und nach etablieren. Wenn ich davon überzeugt wäre, daß ich etwas ändern könnte, dann würde ich das tun. Irgendwie ist die Illusion für mich gestorben. Wenn die anderen daran weiterarbeiten und sagen: »Wir geben den Kampf nicht auf. Wir lassen uns von dieser ganzen Ohnmachtsscheiße überhaupt nicht beirren«, und sie ziehen ihr Ding durch, dann finde ich das super. Aber ich versuche jetzt, mich mehr oder weniger als Schmarotzer durchzuschlagen. Ich zieh' den dicken Leuten, die die dicke Knete haben, die Knete aus der Tasche. Money makes the world go round. Okay, money brauchen wir. Laß uns money machen. Für einen Banküberfall bin ich zu doof, also gehe ich anschaffen. Aber trotzdem finde ich gut, daß die sagen: Wir machen weiter. Wenn ich wegen so einem 129 oder 129a im Knast säße, dann würde ich ja meines Lebens nicht mehr froh.

Investitionen

Ich werde das noch solange machen, wie das Preis-Leistungsverhältnis stimmt. Geld und Psyche. Wenn ich sowas mache, dann möchte ich in der Zeit, in der ich das mache, ein Optimum an Ausbeute haben. Kohle. Jetzt suche ich deshalb auch ein passives Mädel. Das den devoten Teil macht. Was ich früher auch gemacht habe. Ich hab' am Tag maximal eine oder zwei Stunden zu tun. Je nachdem, wieviel Gäste kommen. Ich sitze da neun Stunden. Ich gehe mal davon aus, das der aktive und der passive Teil der Gäste jeweils die Hälfte ausmacht, also habe ich ein Potential, das ich nur zu 50 Prozent ausschöpfe .

Ich schreibe auch jetzt schon in meinen Anzeigen, daß eine Sklavin vorhanden sei. Wenn Kunden anrufen und danach fragen, sag ich, die Sklavin sei nicht da, weil sie was an der Schilddrüse habe. »Schilddrüse«, weil das weit oberhalb liegt, aber auch nicht der Kopf ist. Sonst denken die noch, die wär' bescheuert. Nicht zu tief und nicht zu hoch.

Wenn ich jetzt ein Mädchen hätte, könnte das den anderen Bereich machen. Ich brauche nicht zu investieren. Was sonst die Gäste tragen, würde das Mädchen tragen, das bei mir anfängt. Die Gäste würden kommen und die Frau erziehen. Mit den gleichen Mitteln, die ich benutze um irgendwelche Herren zu erziehen. Ich will nicht die üblichen Zuhälterbedingungen anwenden, um so ein Mädchen zu beschäftigen: Halbe-Halbe oder Miete. Ich stelle mir da schon eine andere Regelung vor.

Allerdings muß das schon ein Mädchen oder eine Frau sein, deren Kopf dem ganzen Rahmen auch entspricht. Man hat ja ein bißchen Menschenkenntnis. Man weiß doch, ob man so ein Gummibärchen vor sich hat. Ein Mädchen, das im Hintergrund irgendsoeinen Fünf-Marks-Luden stehen hat und das gar nicht aus eigener Motivation, um das Geld zu verdienen, macht, mit so einem Mädchen könnte ich nichts anfangen. So ein Mädchen würde auch psychisch kaputtgehen. Ich habe keine Lust, einen Menschen zu verheizen. Ich würd' im Studio auch ein Mikrofon einbauen, und in dem Moment, wo's brenzlig würd', da kannste Gift drauf nehmen, würde ich wie ein HB-Männchen in den Raum schießen, und die Nummer wär' gegessen.

Nach den Abtreibungen ist meine Brust zu sehr abgeschlafft. Ich hab' mir Angebote für Brustoperationen kommen lassen. In schlechter Qualität kostet es fünftausend, in guter Qualität zwölftausend Mark das Paar. Ich will die guten.

Konkret 01/89, S. 78

Diedrich Diederichsen

Platte des Monats - Die W□ ste lebt

Giant Sand: The Lo□ e Songs (Demon/ TIS)

Es gab die Zentren, die Peripherie und die Provinz, sie alle kennen ihren eigenen Typus von Produktion, hier soll von einem neuen Ort die Rede sein, von der Wüste. Früher war die Pop-Musik mehr oder weniger ein Corpus, auch dann noch, wenn man sie von außen in höherwertige und minderwertige spalten wollte, sie handelte von denselben Dingen und kam aus denselben kulturimperialistischen Orten: London, New York, Los Angeles. Punk betonte mit der Erfindung und Verbreitung von Independent-Labeln (etwas, was ja interessanterweise jahrzehntelang die Produktionsform schwarzer Musik war) auch die Eigenständigkeit der Provinz. Aber das Auftreten der Provinz in diesem Zusammenhang war das eines Epizentrums, war immer bezogen auf die Entwicklung in den Metropolen; gelegentlich wurden zwar Kulte herausgebildet, die in den Zentren keine Überlebenschance gehabt hätten, um dann in den Provinzen so lebensfähig zu werden, daß sie auf die Zentren zurückwirken konnten. Irgendwann kam die beste Pop-Musik Englands aus Manchester (vor circa drei Jahren war das). Aber erst in diesem Jahr zeichnete sich für jeden sichtbar ab, daß die Zentren völlig ausgeblutet und tot sind, nur noch als Verwaltungsstädte des von der Plattenindustrie gebilligten Minimal-Programms taugen, das – anders als in den 70er Jahren, als die Industrie als Jugendindustrie einerseits expandierte, andrerseits auf keine ausgebildeten, anpassungswilligen Medienopportunisten zurückgreifen konnte, die wissen wie *es lauft,* wovon es heute so viele gibt, daß ihre neuen Mitarbeiter alle mehr oder weniger aus der Szene kamen und entsprechenden Irrsinn einkauften und unterstützten, auch ein zumindest zeitweilig erfolgreicher Fall von gelungenem Marsch durch die Institutionen – immer weniger Titel und immer höhere Stückzahlen der einzelnen Titel umfassen soll. Selbst das, was früher die Repertoirepflege war, überläßt heute die Industrie spezialisierten Wiederveröffentlichungslabels, die ihrerseits independent sind und die Lizenzen erwerben und mit ihren liebevollen Veröffentlichungen im Originalcover natürlich die Kenner weit besser befriedigen als die Recycling-Versuche der Industrie mit ihren marktschreierischen Anbiederungen und Spritzbild-Covern, die nun seit einiger Zeit als letztes Zeichen der 70er Jahre auch endlich verschwunden sind.

Derweil ist auch die Musik, die schon immer diese auseinanderdriftenden Tendenzen hatte, endgültig in Musik für den Körper und Musik für die Seele auseinandergebrochen. In beiden Bereichen wird das jeweils Avancierteste nicht mehr in den Metropolen gemacht, wo das Avancierte später in klingende Münze verwandelt wird. HipHop war noch die letzte innovative Bewegung, die aus einer Metropole stammte, New York, allerdings nicht aus Manhattan, sondern aus den verdrittewelteten Bezirken. Die anderen Körpermusiken kommen mittlerweile aus Belgien (sogenannte Elektronic Body Music), Jugoslawien (entsprechende Ableger), aus Kanada und englischen Mittelstädten, die im weitesten Sinne Songmusik kommt aus amerikanischen Provinzen, Irland, Schottland, was in letzter Zeit auffällt, immer mehr kommt aus der Wüste.

Die Wüste entspricht in Amerika in etwa dem, was für europäische Tanzmusik Belgien ist. Eine Gegend mitten in der Zivilisation, nicht eine wirkliche unendliche Wüste, wie in Afrika, die aber nicht an Traditionen, große Mythen, nationale Größe oder vieledle Widerstandsstories und Undergroundlegenden angeschlossen ist, keinen Chic und keine klassische Gegenkultur hat, dennoch technisch und zugangsmäßig auf dem gleichen Stand ist wie der Rest der ersten Welt und ihre Zentren. Sie kann alles kennen, aber es gibt keine Mythologie, die unter den (Sub)Kulturgütern Hierarchien errichtet, keine Ideologie, die einen Innovationszwang oder Industrie, die einen Regressionszwang errichtete. Was an amerikanischer Wüstenmusik zu nennen ist, ist ebensowenig wie belgische Tanzmusik prinzipiell neu, man muß ja die Blue Note ebensowenig noch erfinden wie den erstmaligen Einsatz des Sampling, nicht die chromatische Tonleiter, noch die Pentatonik oder die Hammondorgel, auch das spektakuläre Wiedereinsetzen technologisch früherer Instrumente ist heute, als Innovation gedacht, was es vor ein paar Jahren ja mal war, weil es aus der Position des Darüberhinausgewachsenen Digital-Synthi-Spieler aus einem Analog-Synthi etwas ganz anderes herauszuholen gibt als für einen Ex-Hammondspieler, dem man zum ersten Mal sein Analog-Teil als die Offenbarung aus »2001« zu Weihnachten schenkt, fruchtbar, die Innovation der Belgier und Wüstenbands ist eine Innovation der Mentalität.

Denn bei aller Diversifizierung und Minderheitenselbstverwirklichung bleibt doch die Tatsache, daß jede noch so kleine Band, und das hat auch viel mit der Produktionseinheit/-form Band zu tun, sich für das Modell des Universums hält, für verbindlich, und das müssen die sogar, denn sie kommen ja alle immer noch mehr oder weniger vom Punk-Rock, also einem Zusammenhang, dem es ganz präzise darum ging, weltweit sozialdemokratischen Nivellierungspluralismus durch gesetzte Wichtigkeit und Universalität der allersubjektivsten Statements zu bekämpfen, und daher müssen sie Mannesmut und Verbindlichkeit in ihren West- und Ostküstengliedmassen spüren, um richtig mit der Axt umgehen zu können. Das ist mit den Wüstenbands anders, die kommen auch vom Punk-Rock, aber sie müssen niemanden überzeugen, sie leben zu selbstverständlich in einem kulturellen Niemandsland, der Pluralismus in ihrer Welt ist der der allgemeinen Verfügbarkeit, keine kulturelle Strategie der anderen – kulturelle Strategien? Sowas gibt es in der Wüste nicht – , so daß sie zwar alle Bestandteile der Kulte kennen und/oder kennen können, – denn kennen kann man die in jedem Kaff, aber sie nicht mehr im

Einsatz eines Kampfes der Argumente erlebt haben (Gott bewahre! In der Wüste! Da ist man jetzt gleichzeitig irgendwo kurz hinterm Jagen und Sammeln, noch vor der griechischen Polis, andrerseits postindustriell und kulturell im 13. Jhdt. und im Video/Computer-Age).

Das ist insofern interessant, als dieser Aspekt der Kultur – die Kunstwerke als kämpfende Argumente – zumindest gesellschaftlich ja immer nur wishful thinking einer linken Avantgarde war und, außer in einigen -istischen Bewegungen wie dem Situationismus, nie gegolten hat, stattdessen immer nur Markt und Pluralismus. Diese Bands leben also nicht mit und von einer Lüge über die eigene Wichtigkeit. Und das ist das erste, was man ihnen anhört, ihren Stimmen. Einige der Wüstenbands kommen sogar wirklich aus der Wüste, wie Thin White Rope oder die Meat Puppets, die meisten aber eher aus so Staaten wie Utah, Wisconsin, Iowa oder eben Arizona am Rande der großen Wüsten, da wo sie Nationalparks und weltberühmte Sehenswürdigkeiten bilden wie den Grand Canyon und den Petrified Forest, wo es aber auch die Painted Desert gibt und wo zum Beispiel auch Howe Gelb, den ich hier nennen und besprechen will, herkommt; erstens weil seine Band Giant Sand die neueste Wüsten-LP gemacht hat, zweitens weil diese a) typisch, b) aber dennoch ziemlich zugänglich und auch unter anderen Aspekten verständlich ist. Und schließlich weil der Name dem Nichtkenner eigentlich alles sagen muß: gigantischer Sand (darin unter wg. Drogen und »painted desert« farbig wahrgenommener Silizium-Kristalle das Foto der Liebsten).

Howe Gelb hat mehrere Bands, bzw. spielt mit Freunden oder produziert Leute, die auch nicht völlig obskur sind wie The Band Of Blacky Ranchette oder Rainer And Das Combo, die sind wie er bewandert in so ziemlich allen amerikanischen traditionellen Populärmusiken, ohne daß dafür eine großartige an die Glocke hängbare Archäologen- und/oder Archivar-Tätigkeit nötig gewesen wäre, wie bei vergleichbaren mit Kennerschaft hausierenden Bands der 70er. Die konservierte Tradition, die keine pathetischen Namen kennt und braucht, nichts also, was dein Großvater oder das Negerkindermädchen dir an irgendwie romantischen Abenden vorgesungen haben müßten (eher ist es so, daß die kulturindustriell verbreiteten Pop-Traditionen in solchen Gegenden wie überlieferte ankommen), ist präsent und selbstverständlich, aber auch sie bedeutet nicht so viel, wenn Du langsam kreisend und unter dem Eindruck der coolen Unwichtigkeit menschlichen Vegetierens, die alte Jefferson-Airplane-Forderung, seinerzeit mit pathetisch-hymnischer Stimmlage vorgetragen, »Consider how small you are, compared to your scream / the human dream does'nt mean shit to a tree«, längst vollzogen hast, so daß du dich langsam wieder an den Menschen herantastest, zur Coolness gezwungen. Dann kann man ihn eigentlich erst wieder lieben. (Ich verkneife mir hier die ganze Zeit zwei Dinge, die ich jetzt aber doch unbedingt andeuten muß, a) zu sagen, daß ich Sam Shepard scheiße finde, zum anderen gibt es so ein Zitat von Baudrillard über Kultur und amerikanische Wüste, das hier sehr gut paßt, das mir nicht komplett einfällt, irgendwas von Wüste als ekstatischer Kritik der Kultur: Das kommt der Sache nahe, aber in Wirklichkeit, als Amerikaner aus Arizona, sagst du dazu: Am Himmel ist ein Loch, groß wie ein Ozean. UND DAS IST WIRKLICH SCHEISSE.)

Bei Gelbs Platten gibt es fast immer eine Coverversion, aber anders als die Coverversionenkultur, die bei den meisten, besonders europäischen Bands der Gegenwart, mittlerweile eine discophile Raritäten-Vorzeige-Besessenheit, eine Pop-Bildungshuberei geworden ist, nimmt Gelb immer nur das Allernaheliegendste. Ich nenne drei Beispiele: »You Can't Put Your Arms Around A Memory« von Johnny Thunders, ein nicht nur von Thunders selber unzählige Male immer wieder aufgenommener Song, der auch noch von anderen öfters gecovert wurde und der dennoch in der Giant-Sand-Version noch eine Definitivität gewinnt, die man nicht mehr erwartet hätte. Auf der neuen Platte ist es »Is That All There Is« von Leiber / Stoller, ebenfalls ein Mega-Klassiker, seinerzeit in den 50ern ein Hit für Peggy Lee, hier im Gegensatz zu den anderen Versionen eine sogar relativ unkonventionelle Lesart, ja nachgerade eine Interpretation des Klassikers, im Sinne eines Kneipengeknurres darüber, daß mal wieder echt nichts los ist in der Wüste (Form) und eigentlich das ganze Leben über noch nie viel los war (Inhalt), was dann schließlich aber auch nur eine Gestaltung des konventionellen Inhalts ist. Schließlich »All Along The Watchtower« von Bob Dylan, auch als Jimi Hendrix bekannt, das so ziemlich bekannteste Stück des Planeten, erste Lektion in der Gitarrenstunde und inzwischen sogar schon von U2 als rasend schräges Kulturgut entdeckt und auf ihrem neuen Doppelalbum schülerbandmäßig nachgespielt, fand seinen Platz auf der vorletzten Giant Sand, absolut nicht überflüssig, ja das könnte man jetzt auch wieder hören, und man stellt fest, was Hendrix zu sehr aufgedonnert und Dylan zu schüchtern vorgetragen hat, gehört eigentlich genau so gespielt (mein einziger Einwand gegen eine Giant-Sand-Coverversion war »The Weight« von The Band auf der letzten LP »Storm«), mit anderen Worten: Es geht Gelb und seinen Leuten niemals um das Eigenartige, den Einfall, das Schräge, das Bizarre oder das Radikale (also eingeplanten Varianten der Gesamtscheiße). Es gilt da draußen ein anderes Tempo, eine andere Denkbewegung (die damit zu tun hat, was man zu sehen bekommt) und trotzdem ein von der Einsiedelei oder dem Eskapismus weit entfernter realistischer Blick auf die Welt.

Manchmal schleicht sich ein Protestsong in Howes Hirn, so schrieb er den besten des Jahres 87 »The Uneven Light Of Day«, wo es im Kehrreim heißt »There is a hole in the sky / and it's big as an ocean«, und an anderer Stelle »Clint Eastwood and Neil Young didn't even make a statement on this one/ 'cause big guitars and big guns would'nt put a dent in this one«. Klimakatastrophe, keine schöne Sache, wenn man eh schon in Arizona sitzt, wo du jeden Tag Klimakatastrophe hast. Manchmal schreibt Howe Gelb auch einen Song, wie ihn Bob Dylan seit Jahren nicht mehr schreibt (aber eigentlich

sollte), wie auf der neuen LP »Almost The Politician's Wife« (was man in Kreisen dieser Zeitschrift doch sicher nicht ungern hören wird).

Jetzt hat er sich Chris Cacavas geangelt, Organist und Pianist bei Green On Red, – eine Band, über die man eigentlich auch diesen Artikel hätte schreiben können, wenn sie nicht (bei ähnlich großen Leistungen) immer noch zu viel europäische Künstlerseele entwickelt hätten, zu viel in L.A. abgehangen, so daß man irgendwann mal einen anderen Artikel schreiben muß über sie, oder vielleicht es dabei beläßt zu sagen, daß auch ihr erster Mann, Dan Stuart, an guten Tagen Dylan ausdylanen kann – , der dieser LP eine für Giant-Sand-Verhältnisse schon fast hektisch anmutende stilistische Vielfalt herbeiorgelt, nicht zu ihrem Nachteil meine ich, auch wenn man sich erstmal daran gewöhnen muß. Dies ist nichts Besonderes, kein Revival, keine Nostalgie-Musik, nichts Neues, nichts Modernes, (und sowieso nicht mein, sondern geistiges Eigentum von Michael Ruff) noch was Innovatives, wenn auch etwas, was so erst heute möglich wurde, nichts was gestern schon denkbar gewesen wäre, diese Ruhe im Angesicht der Kultur, ohne außen vor zu stehen oder mitten drin zu sein, an irgendeinem weder besonders privilegierten noch besonders marginalisierten Platz zu hängen, am Rande von Kultur und Wüste eben, alles zu kennen und Ruhe zu bewahren, den Horizont mit Blicken abzusuchen, das ist neu, und das hört man bei Giant Sand und ihrem großen, gelben Gesang. Nächstes Mal dann wieder sensationeller Speedmetal von total verarmten Arbeiterkindern aus dem englischen Norden (kein Witz!).

Konkret 01/89, S. 80

Dietrich Kuhlbrodt

Track 29

Regisseur Nicolas Roeg und Drehbuchautor Dennis Potter führen in ihrem neuesten Film, der Mitte Januar in der Bundesrepublik startet, Hör- und Sehgewohnheiten vor, daß einem Hören und Sehen vergeht

Ein Film, den man hemmungslos empfehlen kann. Einsteigen in den Chattanooga Choo Choo. Abfahrt bekanntlich Gleis 29. »Pardon me, boy, is this the Chattanooga Choo Choo? Yes, yes! Track 29! All aboard!« Musik (Harry Warren) und Text (Mack Gordon) dieser Nummer aus dem Jahr 1941. Auch die anderen Hits sind aus der Zeit von Urahne, Großmutter, Mutter und Kind: »M.O.T.H.E.R.« (Theodore Morse und Fiske O.Hara, 1915), »When The Red Red Robin Comes Bob Bob Bobbin' Along« (Harry Woods, 1926), »Young At Heart« (John Richards und Carolyn Leigh, 1954), »Mother« (John Lennon, 1971. Die Songs, voll gepackt mit Emotionen und Lebensweisheiten, Anklagen und Ermutigungen, appellieren ans Gemüt dieser amerikanischen Normalstbürger, die in mehr oder minder dumpfer Stube versammelt sind. Ein traumatisches Emotionaldefizit: »Mother, you had me, but I never had you, I wanted you, but you did'nt want me« (John Lennon). Empfehlung: »Engstirnigkeit vermeiden, über Alpträume lachen. das Unmögliche wa`gen, zum Äußersten gehen – to be young and high« (Carolyn Leigh).

Der Alltag im kleinstädtischen North Carolina – gedreht ist der Film in Wilmington und Wrigthsville Beach – ist normal, typisch amerikanisch, eben Horror, Alptraum, Engstirnigkeit. Wieder wird Linda (Theresa Russell) von ihrem Gatten abgefertigt, wenn sie den Wunsch, begattet zu werden, signalisiert: »Das ist nicht möglich, Linda«, sagt Dr. Henry Henry (Christopher Lloyd), Oberarzt der gerontologischen Abteilung im städtischen Krankenhaus. Dann setzt er zur Attacke gegen die unmöglichen Frauenwünsche an, nämlich seine Modelleisenbahnanlage in Betrieb, er schiebt eine Diskette ein: »All aboard«, und dann jagt der häusliche Chattanooga Choo Choo durch die Zimmer, daß es der armen Linda ein Alptraum ist. Empfehlenswert ist in dieser Situation ein großer terroristischer Anschlag.

Kaum gedacht, schon gezeigt. Der Film verhilft ihm zu blutiger Realität, genauer gesagt: der junge Martin (Gary Oldman) tritt in Aktion, ein Zugereister aus dem fernen Engelland, eine unmögliche Kombination von Sohn, Liebhaber und Rächer. Wenn er mit seinen starken Fäusten die Modellwagons zerquetscht, teure Sammlerstücke, fließt rotes Blut heraus. Aber möglicherweise ist der starke Mann nur eine neue, bisher unterdrückte Seite von Linda, denn als sie das Äußerste wagt und mit dem langen Küchenmesser nach oben geht, wo Gatte Dr. Henry am zentralen Eisenbahnschaltpult Regie führt, sieht man den jungen Martin eben dieses Messer schwingen. Splitternackt springt er bzw. sie dem Doktor an die Brust und stößt die Klinge tief in den Rücken, daß das Blut durch die Decke tropft. Lachend, young and high setzt sich Mutter Linda keck einen unmöglichen Hut auf, weiß mit großen schwarzen Punkten, startet ihr Kabriolet und bloß weg aus Wilmington.

Ich könnte schwören, daß ich diese Szene schon in einem Film gesehen habe. Aber in welchem? Keine große Schwierigkeit war es, Martins Mutter, »a cleaning woman«, im Kultfilm »Tote tragen keine Karos« zu finden. Und wenn Martin mit seinen groben Affenhänden nach den Choo-Choo-Zügen greift, wie sie grade über die Hängebrücke fahren, dann ist das King Kongs schiere Kinowirklichkeit. Martin, der Retter, scheint jedoch auch aus den unendlichen Mysterien des Kosmos zu kommen, einer TV-Serie aus dem ewig laufenden Fernseher entsprungen. Einen SF-Helden menacing reality kündigt eine off-Stimme im TV-Gerät an. Linda hört mit einem Ohr hin; die Realität, in der sie lebt, kann gar nicht genug bedroht werden. Und schon ruft es grausig und hilfeflehend im Weltenraum: »Mami, Mami«, und ein Kind sucht seine Mutter.

Später sind es Filmsequenzen auf dem Monitor, deren Handlung Linda aufgreift und weiterführt, wie zufällig. TV-Comic-Strips erlauben Bildverkürzungen und sprechende Nahaufnahmen. Linda sieht sich als Fünfzehnjährige wieder auf dem Jahrmarkt im Elektroscooter. Hinter ihr steht einer im Wagen. »Blitzelblitzel« macht der Kontaktschleifer an der Decke. Die Großaufnahme erzählt die erste – böse – Liebesgeschichte. Für die, die Comics gelesen haben, also für alle.

Kurzum, »Track 29« ist eine schrille Horrorkomödie. Und eine satte antiamerikanische Satire. Und ein mediales Kunstwerk ohnegleichen. Weil zum erstenmal konsequent und intelligent und souverän mit den Hör- und Sehgewohnheiten derjenigen operiert wird, die den Film hören und sehen – , so wenig konsequent und intelligent und souverän diese Rezeptionsformen sein mögen. Aber sie sind inzwischen selbst Realität geworden, haben sich an die Stelle dessen gesetzt, was wir äußere Wirklichkeit nennen. Regisseur Nicolas Roeg (»Wenn die Gondeln Trauer tragen«, »Castaway«) ist es mit Hilfe eines überaus erfindungsreichen Drehbuchs (Dennis Potter) gelungen, die neue (mediale) Wirklichkeit operabel, für den einzelnen handhabbar zu machen und durch eine subversive Ästhetik die konservativen Lebensformen zumindest in North Carolinas Kleinstädten grinsend-grimmig zu attackieren. Wer den ganzen Tag den TV laufen läßt und eine Musi-Cassette nach der anderen einwirft, dem kann man nicht mit schlauen Diskursen kommen und mit sauberer Argumentation.

Roeg und Potter haben stattdessen in »Track 29« Hör- und Sehgewohnheiten vorgeführt, hör zu, sieh zu, die Dekoration, die Schauspieler, die Montage und Collage sind wichtiger als die Literatur und der explizierende Dialog. Verbal wird uns in

diesem Film am wenigstens erzählt, und das unterscheidet ihn auf das Angenehmste von all diesen amerikanischen Filmen, in denen uns erklärt wird, was wir nicht gesehen und gehört haben und was wir infolgedessen nicht glauben können.

»Track 29« ist ein in US-Amerika produzierter Film, aber eine ziemlich Un-American activity. Ich würde sagen: very British. Erstens wegen Martin. Im Hämburger Place stellt er sich vor: »My name is Martin. I'm from England«, um festzustellen, daß er sich an diesem Ort nicht verständigen kann, jedenfalls nicht verbal über die Frage, wie er die Spiegeleier haben will. Autor Potter ist Brite, und er hat eingestandenermaßen in »Track 29« den Kulturschock verarbeitet, den ihm Anfang des Jahrzehnts Los Angeles bereitet hatte: »Das ist eine Stadt, die nicht nur physische Häßlichkeit kennzeichnet, sondern auch ein akuter geistiger Terror. 'Track 29' spielt in einer Kultur, die die Menschen nur allzu leicht ihrer Identität beraubt«. Nicolas Roeg und Hauptdarstellerin Theresa Russell (»Die schwarze Witwe«), verheiratet, leben in London. Von hier aus verkündet Roeg sein Credo, daß »Kino die Kunstform unserer Zeit ist« und daß er mit diesem Mittel »Barrieren durchbrechen will«. Ehefrau Theresa Russell hatte sich bereits 1979 bei der Aufdeckung des Watergate-Skandals engagiert. In »Blind Ambition«, einem Film der auf John Deans Enthüllungen basierte, spielte sie die weibliche Hauptrolle.

Die britische Antwort auf den American Way of Life liefert am anschaulichsten und eindrücklichsten der Martin-Darsteller Gary Oldman, der zuletzt in »Prick Up Your Ears« von Stephen Frears zu sehen gewesen ist. Ein hochtalentierter Schauspieler, der in »Track 29« gefordert war – in einer Rollen- und Identitätenvielfalt, nämlich in immer neuen Ausgeburten von Lindas deformierter Phantasie. Eine glänzende schauspielerische Performance. Ein sechsjähriger, ungezogener, weinerlicher, trotziger Junge. Ein romantischer Liebhaber. Ein Engländer from Outer Space. Und gleichzeitig immer wieder Linda selbst: die defizitäre Frauenidentität. Rollenwechsel, Rollenspiel und Identitätserprobungen sind die britische Antwort auf Frust, Verkrustung und Stuß des American Way. »Do you like games, Mami«, fragt der junge Mann mit der Stimme des Sechsjährigen und faßt der schönen Linda unziemlich an die Brust. Schau-Spiele. Dann sagt er zu ihr: »You can kiss me if you want«; aber das ist nicht seine, sondern Lindas Identität, die sich ins Spiel bringt.

»Track 29« ist ein Film des Schauspiels, der Akteure. Sie sind so gut und ungewöhnlich, wie man es sich aus therapeutischen und britischen Gründen nur wünschen kann. Listiger- und tückischerweise ist der Film so angelegt, daß die Schauspieler, sofern sie nicht britisch sind, aus der Rolle des typischen Amerikaners nicht herauskönnen. Zum Beispiel ist dem Dr. Henry Henry der »Chattanooga Choo Choo«-Song zu weiter nichts als einem perversen Spielchen nütze, nämlich immer demselben. Christopher Lloyd spielt die lustige Masoszene mit derselben Mimik, wie er sie als Sado-Nazirichter im »Falschen Spiel mit Roger Rabbit« zur Schau stellte. In »Track 29« wird uns der Hit von 1941 wieder abgewöhnt, wenn Schwester Stein (Sandra Bernhard, mein Gott: seht Euch dieses Antlitz an!) die sterilen, aber roten Handschuhe überstreift und mit Inbrunst sowie im Takt auf den bloßen Oberarzthintern schlägt, daß die Lustschreie gellen und die Patienten auf ihren Rollstühlen aus der Fahrbahn geraten, draußen im Gang.

Christopher Lloyds Mimik ändert sich auch nicht, wenn er in einer großen Szene zum Präsidenten der Modelleisenbahnergesellschaft gewählt wird. Der Trainorama-Auftritt ist öffentlich und die Quintessenz aller TV-Aufnahmen, die wir vom amerikanischen Wahlkampf gesehen haben. Unter dem Union Jack fordert er geistige Disziplin und militärische Zucht. Was hat unsere große Nation zusammengeführt? Die Gleise waren es! (Zurufe, Zuschauer erheben sich von den Plätzen, Frauen heulen vor Rührung) Ich sage, was ich fühle. Wollt Ihr es wissen? (Ja! !) Ich schließe meine Augen. Ein Bild aus alten Zeiten. Wo wir wußten, wer wir waren, wo wir waren und wohin wir gingen. (Euphorische Schreie, orgiastischer Applaus, Luftballons steigen, der Chattanooga Choo Choo fährt ein, besetzt mit Girls, die rhythmisch mit ihren Tambourstäbchen schlagen, und unser Dr. Henry Henry-Darsteller stößt wieder seine Lustschreie aus, es sind die gleichen wie auf dem perversen Operationstisch im Stationstrakt, und es ist auch die gleiche musikalische Nummer. Womit Lloyds Spiel mimisch, aber leicht einsehbar bewiesen hat, daß zwischen privater und öffentlicher Perversität keinerlei Unterschied besteht und der schöne Chattanooga Choo Choo nebst reichster Hör- und Seherfahrung nichts nützt, wenn er lediglich als Reizauslöser für zwanghafte Wiederholungen benutzt wird, eben für den American Way of Life mindestens in diesem North Carolina).

Drehbuchautor Potter, Sohn eines Grubenarbeiters und Labour-Parlamentskandidat in den sechziger Jahren, hat die Konservativismus- und Nationalismusorgie dieses Wahlkampfs kenntnisreich nachempfunden und auf den Höhepunkt getrieben, und Regisseur Roeg hat in den Schauspielerorgasmus Szenen der Zerstörung, der Anarchie und des Umsturzes hineingeschnitten: eine manische, aber verdiente Antwort. Gott sei Dank gibt es King Kong, der Dr. Henry Henrys Lebenswerk plattmacht und seine Lustschreie abwürgt. Jeder, der Kinoerfahrung hat, weiß, wie das geht.

Zum Schluß des Horrortages ruft Linda die Freundin Arlanda (Colleen Camp) zu Hilfe. Arlanda ist unvergeßlich, wie sie sich mit dem Papiertaschentuch die feuchten Achseln trocken reibt und im allerneusten Fitnessdress die Hanteln stemmt. Sie hat als typische Amerikanerin nichts gesehen und nichts gehört. Nicht mal den naughty boy Martin kriegt sie mit, selbst wenn sie danebensteht und er mit ihr spricht. Aber nun muß sie wählen. Zwischen der offenbar schwer psychotischen Linda und dem nicht minder geschädigten Gatten. Dr. Henry Henry läßt den Macho raushängen: »Ich bin ein Doktor! Ich weiß, was ich tue«, brüllt er und ohrfeigt seine Frau im Takt der roten Handschuhe, denn »women and trains don't mix«. (Ich

nehme an, im Kino wird dies eine deutsche Synchronstimme sagen). Arlanda übt daraufhin Frauensolidarität und entscheidet: »Herr Dr. Henry, Sie sind es, der verrückt ist«, womit das amerikanische Upperclassdrama auch als das Drama einer Geschlechterunterdrückung definiert wird. Die Frau, daheim in der perfekten Zivilisation zwischen Massagestab und Swimmingpool, allein und einsam, sie registriert zuerst, daß »das Leben leer, sinnentleert und zwecklos ist« (Linda). So daß der Aufbruch auf Gleis 29 mit Musik und allerlei Rollenspiel am besten von Frauen betrieben wird, die sich unartige aber liebe Jungs dazuholen, welche andererseits nichts anderes als manifeste feminine Hirngespinste zu sein brauchen. – Stimmt das Fazit? Egal. Einsteigen und abfahren ist immer noch besser als dableiben. In Wilmington.

Konkret 01/89, S. 82

Eckhard Henscheid; Jens Thierfelder

Musikplaudertasche

»Gideon Kremer, der beste Geiger _ unserer Zeit, will im hektischen Konzertbetrieb nicht mehr mitspielen« (»Stern«).

Nur immer wieder komisch, daß sie zu der Erkenntnis dessen volle 41 Jahre brauchen. Und sie mit 42 wieder vergessen haben. Und zur Freude des »Stern« fiedeln sie wie die allerbesten Geiger.

&

Je länger ich über den Satz nachsinne, den der Feuilletonchef der Münchner Abendzeitung, Helmut Lesch, der neuen Schallplatte »Die Lemper singt Kurt Weill« widmet: »Das klingt nicht so verrucht wie üblich, da steckt nicht die Resignation des lebensüberdrüssigen Durchblickers in ihren Liedern, dafür die Verletzlichkeit einer glatten Haut vor dem ersten Riß« – je mehr ich sinne, desto inniger komme ich ins Grübeln. Nicht so sehr über die leisen Sinnverwehungen zwischen Maskulin und Feminin etwa in der Mitte des Satzes. Auch nicht gar zu inständig darüber, daß jetzt nach Reiner Kunze, Konstantin Wecker, Urs Jaeggi, Biermann, Lafontaine, Bettina Wegner, Weizsäcker und Genscher auch noch ausgerechnet die allzeit frohsinnig die langen Beine schmeißende Ute Lemper in der Großsippschaft der hierzulande »Verletzlichen« eingetroffen ist. Sondern eher schon über die Merkwürdigkeit, daß dieser übliche Edelschwallkrampf sich durch die »glatte Haut vor dem ersten Riß« in seiner ganzen Verschmocktheit oder wahlweise Nonsensigkeit selber sogleich sabotiert und dementiert – und doch hat über sein eigenes Geschwätz hinaus der auch (Siegfried in Wagners »Götterdämmerung«!) E-Musik-kundige Lesch irgendwo sogar weniger volens als nolens zufällig recht: Nur eine strotzend kerngesunde Haut(Natur) ist ja verletzlich – indessen eine alte und vertrocknete ja vor lauter Verhautheit und Verletztheit mir diese knallgesunde Robustheit natürlich dritterseits wieder die ungeeignetste Statur, den Adel von Verletzlichkeit als Kaufanreiz zu bieten und – O Feuilleton. Du bist schon eine Brühe.

P.S.: Daß aber heute überhaupt noch Weill interpretiert, ja neuinterpretiert wird, das ist natürlich die andere Sache. Um nicht zu sagen ein doppelter Schmarren.

&

In »Rowohlts Reihe Literatur für Kopfhörer« gibt's auch den Beitrag »Erika Pluhar liest Simone de Beauvoir« (2 Cassetten, 35,-).

Die abermals zwiefache Abwegigkeit durch Polarität goethisch nochmals zu steigern, sollte sie sie aber lieber singen.

&

»In extremer Langsamkeit und der Schönheit klarster Weltraumkälte zelebrierte Bertini (im Finalsatz von Gustav Mahlers Dritter Sinfonie) ein Ritual, in das die bösen Einbrüche des Materials aus dem ersten Satz mit grauenhafter Größe hineinragten.«

»Die Zeit« zelebriert hin und wieder eine kleine Kolumne, mit der sie, den Theo im eigenen Haus kompensierend, den gewagtesten Monumenten an metaphorisch-katachrestischen Katastrophen der kurrenten höheren »Jorunalistenpoesie« ein katharsisches Denkmal stiftet. Das Blatt sollte ab sofort ein Auge auf den »Frankfurter Rundschau«-Konzertkritiker Bernd Feuchtner haben, der es hier mit ins Ritual ragenden und simultan bös einbrechenden Materialien schon mal gewaltig und programmatisch wissen will – indessen, wir wollen den offenbar noch recht jungen Mann hier nicht schon zu unverantwortlich hochloben: Ansonsten ist sein FR-Zweispalter noch sehr überwiegend zurechnungsfähig, und Feuchtner muß schon noch entschlossener einbrechen, um auf Dauer mit den Ritualien der Konkurrenz mitzuhalten, zumal bei der grauenhaften Größe der Standards, wie sie weiland in der FR der selige Wilhelm E. Liefland im Klassik- *und* im Jazz-, Pop-, Rock-, Folklorefach vorgelegt hat, auch der Erinnerungen an die mittleren 70er Jahre, ach der hochseligen Lieflandschen Jazz-Woodstock-Bigband-Benjamin-Bloch-Verrührungen, oh der kataklasisch hirnverwüstend sinnverwurstenden Workshop-Bimbomusik-TraraAufläufe unter dem Patronat von Eisler/Adorno/Thelonius Monk und weiß der Satan im Frankfurter Palmengarten und anderswo – achachach, des süßestschwurbeligen Eingedenkens einer Epoche von Aufbruch und linkskritischem Instant-Wahnsinn – hm, ob vielleicht ein narrischer Verleger dafür zu gewinnen wäre, aus Lieflands kategorialsten Katamnesen ein Bändchen des verdienten ewigen Andenkens an einen Ganzgroßen zu basteln? Hm. Das wäre toll.

&

»Eine Band von der Insel spielt heute in der Musichall, und ich sitze in der U-Bahn zwei Musikspezialisten gegenüber, vermutlich Schülern, die sich, mehr mit Summen und Grunzen als mit Sprechen, von Liedern erzählen, die der andere nicht kennt. Sie suchen den treffenden Ausdruck für Saxophoneinsätze, Funkgitarren, lupfende Bässe, aufgedrehte Sequenzer, Congagewitter und Rhythmusrituale (...) Ist jemals so viel und dürftig von Musik gesprochen worden?« Das frägt hier einer

(Bodo Morshäuser, Die Berliner Simulation), der offenbar sogar mehr oder weniger dazu gehört. Ich selber habe die Waffen schon gestreckt, ehe ich sie aufgenommen; habe die Hoffnung längst aufgegeben, hier viel verstehen zu wollen. Das freilich kommt mir bekannt vor: »Überall klingt sie (Musik) auf, und kurz danach geben die Menschen ihre obligatorischen Geschmacksäußerungen über sie ab. Wir sind zu Hause und hören Musik aus dem Radio oder von der Platte, während wir baden, telephonieren, essen oder uns schminken. Besonders gern haben wir die Musik, wenn wir miteinander sprechen wollen« (ebd.).

Und das, diese ja wohl pathische Simultaneität und Synchronie von Musik plus X, hat anscheinend, weit über die Befunde des jungen Günther Anders hinaus, ein neues Sub-Expertentum geboren, ein besonders hilflos-anrührendes, wahrscheinlich mächtig dümmliches. In dem die Trennung nach Produzent und Rezipient wenn nicht verschwindet, so doch keine Probleme mehr macht: »(Ich) sehe die Musiker vor der ersten Reihe arbeiten, in der die Schickeria der Zwölf- bis Fünfzehnjährigen zu sitzen scheint. Mit aufgefärbten und frisch gekämmten Köpfchen scheinen sie vor allem um die Erhaltung ihrer ausdrucksarmen Gesichter bemüht zu sein. Zwischen den Stücken werden die Musiker beschimpft und angespuckt. Sie spucken zurück. Größer kann die gegenseitige Zustimmung kaum sein« (end.). Klingt, im Sinne der allgemeinen Aggressions- und Sublimationstheorie, innovatorisch, ja richtig gut. Allerdings, nicht sicher ist, ob nicht auch Morshäuser der Suggestion seiner eigenen Simulationsoptik, die uns statt Wirklichkeit Filme unterschiebt, erliegt; in ihrer Paradoxie sehr erwartbare.

Und außerdem ist das Buch schon wieder fünf Jahre alt, und heute wahrscheinlich schon wieder alles ganz anders.

&

Wenn ein schulmäßiger Musiklehrer die legasthenisch-zeitgroßdeuterische Glanzleistung schafft und auf einer LP-Kassette anstatt »Ein Weg zum Werkhören« korrekter Weise »Ein Werk zum Weghören« liest, dann werde ich auf diesen Hellsichtigen – Gerhard Behmenburg sein Name – ja wohl noch neidisch sein dürfen.

Und die Probe aufs Exempel machen, indem ich zur Niederschrift der heutigen »Plaudertasche« backgroundmäßig Richard Straussens »Ein Heldenleben« walken lasse. Geht prima: Nicht eine einzige musikalische Struktur von dem lautstarken Gemähre erreicht über die Ohr-Kontrolle auch nur ein Schnipselchen des Großhirns. Herrlich, wie das trotzdem lärmig weitersummst, indes ich schreibe.

&

»Michael Wortha wiederholt Geständnis, kann aber kein Motiv für seine Brandstiftung nennen – Feuer in Frankfurts Oper war Irrtum: 'Bin doch Opern-Fan!'«

Der DDRerer an sich ist wirklich nicht der denkstärkste. Und dabei war er auf den Spuren Wotans – »muß ich verlieren dich, die ich liebte?« – diesmal der Wahrheit schon so nahe.

&

»Über die 'Biermösl-Blosn' noch Worte zu verlieren«, schreibt das im übrigen löbliche Nürnberger Stadtmagazin »Plärrer«, »hieße, die CSU nach Bayern tragen «

Eine seltsam mißglückte, sich selbst disqualifizierende Metapher, oder? Richtiger wäre vielleicht: »Hieße, den Gerhard Polt nach Bayern tragen.« Oder noch genauer: »Hieße, die Biermösl-Blosn nach Bayern tragen «

Aber bei der Gelegenheit: Nicht schaden könnte es, wenn die drei musikalischen Well-Brüder hin und wieder über das nachdächten, was einst Stellenwert hieß; über ihren nämlich. Bzw. über das bei ihren Auftritten meist in die Tausende zählende Publikum. Es ist ein überschlagsweise ziemlich schlimmes Publikum, ein blindwilliger Akklamationshaufen pur, eine alles in allem trübe Leberknödelsuppe aus spätalternativer Konsumfreude und vag wohlgesonnen »kritischer Folklore« (Michael Rutschky) – mit stark verwehenden Grenzen zu jener postkatholisch-paragläubigen Bierzeltgesinnung hin, welche die Biermösl-Blosn ja einst und von Haus auf linksgewirkt zu konterkarieren ausgezogen war; und das gilt wiederum auch und leider ganz essentiell für Polts Publikum; und daran ändert auch partout nichts, daß die vier noch immer Mühe haben, in die traditionellen Folkloreprogramme des Bayerischen Rundfunks Eingang zu finden; danken sollten sie lieber Stoiber und seinen Mannen, wenn diese übliche und schamlose Domestizierung ihnen vorerst erspart bleibt.

Die Frage nach dem »kritischen Potential« bleibt, und gerade angesichts der hingegossenen und durchaus dubiosen Fans, die heute zu Wecker und (s.v.) Lemper und Pluhar, morgen zu den Biermösln und übermorgen, weil's wurscht ist, eben zu Hüsch huschen (ob ihm dies ausnahmsweise sinnhaltige Wortspiel bisher entgangen ist, dem Unsäglichen?). Gewiß hat im Grunde just jeder Künstler das Publikum, das er garantiert nicht verdient. Aber freuen tät' es mich jedenfalls schon, wenn dieses durch jenen hin und wieder wenigstens bestraft und nämlich thematisiert und so gnadenlos verarscht würde, wie es den Verarscher dann aber vielleicht noch immer beklatscht.

&

Als »Urgestein« klassifizierte einst Adorno Bruckners Siebente; und, so populär das Etikett wurde, niemand weiß, warum; denn die Achte tönt ungleich steinerner, felsiger, granitener.

Wie die Metapher aber von dem Klavierspieler Adorno auf den Klavierspieler Helmut Schmidt gekommen ist, der, meinend sich selber, sie auf F. J. Strauß anwandte, weiß gleichfalls keiner mehr. Jedenfalls war jener, den KONKRET bei Gelegenheit seines Ablebens eine »unverwechselbare Charaktermaske« nannte, die »Welt« freilich einen »Politiker durch und durch« (eben: Urgestein), mächtig einverstanden damit – schöner aber noch als Straußens infantiler Stolz beim lebzeitlich häufigen und ungefragten Zitieren dieses Schmidt-Lobs war die Beobachtung von Schmidts Gram darüber: Daß anläßlich des Heimgangs des Vorsitzenden die Metapher nun andauernd wörtlich oder sinngemäß geschwungen wurde; aber a) ohne Nennung ihres Urhebers und b) ohne den Hauch einer gewissen Wahrscheinlichkeit, daß dies Urgestein dereinst vielleicht doch noch auf ihn, Schmidt, zurückfiele.

Immerhin, mir persönlich gab der Bayerische Rundfunk wiederum gegen Schmidt und vor allem gegen Adorno recht: Als erste Trauer- und Heldenmusik nach dem Regensburger Hinschied am 3.10. um 11.45 Uhr legte der Sender sofort Bruckners Achte auf.

Was ein tief, tief, tief obszönes Leben; tiefer als der Tag gedacht.

&

Jazzfest Berlin '88: Aus den – Adornos kritische Replik hinsichtlich der Improvisationsideologie erhält im nachhinein nur um so rechter – Soli der diversen Saxophone ist, außer l'art pour l'art, absolut nicht länger herauszulesen, was integral, und d. h. jenseits seiner alten Drums- und Synkopenanfälligkeit just for fun, speziell und politisch-emanzipatorisch »der Neger will« (S. Freud jr.) und überhaupt – – (Fragment.)

Konkret 01/89, S. 84

Klaus K□ rner

Weltniveau

Die literarisch anspruchsvollste deutschsprachige Zeitschrift nach dem Krieg erschien □ u Ulbrichts Zeit in der DDR. □ Sinn unc Form□ publi□ ierte Beitr□ ge fast aller ost- und westdeutscher Autoren von Rang. Dem Bonner Bundesamt f□ r Verfassungsschut□ erschien das als Auftrieb einer □ trojanischen Herde□ . Ein Reprint der ersten □ ehn Jahrg□ nge erscheint in einer in BRD/DDR-Gemeinschaftproduktion

Das Werbeplakat des Greno Verlags für die Reprint-Ausgabe der ersten zehn Jahrgänge der DDR-Literatur »Sinn und Form« ist eine Fotomontage: Auf einem Tresen sind die Nachdrucke aufgereiht, und dahinter stehen Bertolt Brecht und Johannes R. Becher. Das Originalfoto zeigt Brecht und Becher beim Betreten des Bierrestaurants Schultheiß am Kurfürstendamm in West-Berlin im November 1954. Becher wollte dort, assistiert von Brecht, für die Einheit der deutschen Kultur und für die Herstellung eines humanistischen gesamtberliner Kulturlebens werben.

Becher und Brecht waren in den ersten zehn Jahren der Zeitschrift von 1949 bis 1958 die maßgeblichen Stützen von »Sinn und Form. Beiträge zur Literatur«. Die Zeitschrift hatte seit ihrer Gründung eine gesamtdeutsche Aufgabe. Becher verkörperte das Kulturkonzept der KPD nach 1945, »das unsterbliche humanistische Erbe unserer Kultur und besonders der Klassik zu pflegen... und darüber hinaus alle fortschrittlichen, freiheitlichen Traditionen der deutschen Literatur, Musik und bildenden Kunst, der Theaterkunst und des Films in dem kulturellen Schaffen unserer Zeit fortzuführen.«

Die Idee, als Gegenstück zur Kulturzeitschrift »Aufbau« des Kulturbundes eine unabhängige Literaturzeitschrift mit gesamtdeutscher Wirkung herauszubringen, hatte Becher schon kurz nach seiner Heimkehr aus dem Exil 1945 entwickelt. Es sollte ein Edelprodukt für Intellektuelle werden, das die besten Traditionen bürgerlicher deutscher Zeitschriften der Zeit vor 1933 und des Exils weiterführte, keine Parteizeitschrift. Als Titel hatte Becher zunächst an »Maß und Wert« gedacht, Thomas Manns Zeitschrift im Schweizerischen Exil, aber Mann wollte das nicht. So wurde ein ähnlich klingender Titel gewählt. Sowjetische Kulturoffiziere rieten Becher im Sommer 1948, für das neue Objekt einen Nichtkommunisten als Chefredakteur anzustellen. Seine Wahl fiel auf den Sendeleiter des Berliner Rundfunks, Peter Huchel, der sich als Lyriker hervorgetan und in der Weimarer Zeit bei der »Literarischen Welt« unter Willy Haas Zeitschriftenerfahrung gesammelt hatte. Als Mitherausgeber neben sich gewann Becher den betagten früheren Ullstein-Literaturhistoriker Paul Wiegler. Die Namen der beiden Erstherausgeber wurden auch später noch als Erinnerungsposten aufgeführt, nachdem 1951 die Zeitschrift von der Deutschen Akademie der Künste in Ost-Berlin übernommen worden war.

Das erste Heft der neuen Zweimonatszeitschrift erschien im Januar 1949 unter sowjetischer Lizenz. Die Auflagenhöhe war auf 6000 Exemplare festgelegt, von denen 2000 für die Westzonen bestimmt waren. »Sinn und Form« bestach schon durch die klassische Gestaltung. Das Heft erschien im Großoktavformat, war fadengeheftet und unbeschnitten, eine rote Bauchbinde kündigte den Inhalt an, der Druck wirkte gediegen. Der Zeitpunkt für den Start der neuen Zeitschrift war günstig gewählt, weil in den Westzonen nach der Währungsreform vom Juni 1948 das große Sterben der literarisch-politischen Zeitschriften begonnen hatte. Außerdem überlegte man in der Ostzone, wie sich die »geistige Marshallisierung« (Alexander Abusch) durch die amerikanisch finanzierte westeuropäische Kulturzeitschrift »Der Monat« bekämpfen ließe. Drittens kam hinzu, daß Bertolt Brecht gerade aus dem Exil nach Ost-Berlin zurückgekehrt war.

Brecht begeisterte sich sofort für das Projekt und stellte noch in seiner provisorischen Unterkunft in der Ruine des Hotels »Adlon« in der Wilhelmstraße die Texte für das erste ihm geltende Sonderheft zusammen. das ebenfalls im Januar 1949 und in einer Auflage von 8000 Exemplaren erschien. In einem Dankesbrief an Chefredakteur Huchel stellte er fest, das Sonderheft sei die erste Publikation, die ihn wieder mit den Deutschen zusammengebracht habe. Dieses Sonderheft leitete die Brecht-Rezeption im Nachkriegsdeutschland ein. Und Brecht nutzte das Forum »Sinn und Form« in den folgenden Jahren für eine planmäßige Publikation seiner neuen oder bereits im Exil erschienenen Texte. Kein Schriftsteller in der DDR verfügte über derartige Veröffentlichungsmöglichkeiten.

Ebenfalls im Jahre 1948 setzte in der Sowjetischen Zone, die dann zur DDR wurde, ein neuer Kurs in der Literaturpolitik ein. Mit einem Aufsatz des sowjetischen Kulturoffiziers Alexander Dymschitz in der »Täglichen Rundschau« begann die Debatte über »Formalismus« und »Dekadenz«. Die offizielle Parole lautete bald »sozialistischer Realismus« nach dem Vorbild der Sowjetliteratur. Mit der bisherigen bürgerlichen Zersplitterung der Kultur sollte Schluß sein, die Trennung von Hochliteratur und Trivialliteratur aufgehoben werden. Wie die Wirtschaft sollte auch die Entwicklung der Kultur geplant und entsprechend gefördert werden. Die Literatur sollte nach Ansicht der SED den politischen und wirtschaftlichen Neubeginn darstellen und unterstützen. Gegenwartsstoffe sollten so gestaltet werden, daß positive Helden, Helden der Arbeit und Aktivisten herausgestellt würden. Höhepunkt des Kampfes gegen den »Formalismus« waren die Beschlüsse des ZK der SED vom März 1951.

Brecht hielt von der Kunstproduktion nach Auftrag und Plan wenig. Nach Plan ließen sich allenfalls Stiefel produzieren, meinte er spöttisch. Im übrigen führe die Ideologisierung dazu, das Künstlerische links liegen zu lassen. So bestärkte

Brecht kraft seiner Sonderstellung, die er in der DDR hatte, Huchel in seiner Absicht, die Auswahl der Texte für »Sinn und Form« allein nach literarischen Kriterien vorzunehmen. Gegen die kleinliche Beaufsichtigung durch Kulturfunktionäre sicherte dieser sich ab, indem er in der Regel auf jede aktuelle Kultur- und Literaturkritik verzichtete. Eine Ausnahme machten die regelmäßigen Umschauen des Altmeisters der Theater-Kritik, Herbert Ihering. Ihering berichtete unbekümmert über Kulturereignisse in Frankfurt am Main, Wien, Leipzig und Zürich.

Wer sich heute über die Literaturdebatten und Literaturaffären, die in den 50er Jahren in der DDR zum Themenkomplex »Formalismus« und »sozialistischer Realismus« geführt worden sind, informieren will, sucht danach in »Sinn und Form« allerdings fast vergebens. Sie kommen allenfalls indirekt oder am Rande vor. Immerhin konnte sich Brecht positiv über eine Barlach-Ausstellung äußern, als Barlach gerade im »Neuen Deutschland« zum Formalisten gestempelt worden war. Auch die berühmte Debatte über Hanns Eislers »Faust«-Adaption wird in der Zeitschrift behandelt. Der Komponist hatte in einem Opern-Libretto Faust nicht als Helden, sondern als ewigen Renegaten der deutschen Geschichte präsentiert. Das galt damals in der DDR als Schändumg des klassischen Erbes. Schließlich wurde ein Auszug aus Brechts Opern-Libretto »Das Verhör des Lukullus« abgedruckt, das 1951 geändert werden mußte, weil seine pazifistische Tendenz nicht mehr zum politischen Kurs der Regierung paßte.

Nicht vor kommt in »Sinn und Form« der ersten zehn Jahre der Name Walter Ulbricht. Nicht einmal einen seiner Geburtstage habe die Zeitschrift mit einer Glückwunschadresse gewürdigt, stellte ein Huchel-Kritiker der Deutschen Akademie der Künste grimmig fest. Dennoch ging Huchel nicht völlig am Weltgeschehen vorbei. Brechts Offener Brief an die westdeutschen Schriftsteller und Künstler von 1951 (»Das große Karthago führte drei Kriege...«) wurde natürlich ebenso abgedruckt wie die 15 Trauer-Texte zu Stalins Tod 1953.

Ein Schwergewicht der Zeitschrift lag im Bereich der Essayistik. Sie bot Texte von Adorno, Bloch, Walter Benjamin, Horkheimer, Harich, Paul Rilla und Konrad Farner. Zu den Hausautoren gehörte Hanns Eisler, der hier seine Aufsatzfolge »Über die Dummheit in der Musik« veröffentlichte. Er kritisierte darin die westliche Kulturindustrie setzte sich aber auch mit den Defiziten der Musikkultur in der DDR auseinander.

Huchel wollte seinen Lesern die literarische Welt ins Haus liefern. Da die Deutschen in der Zeit des Faschismus zwölf Jahre lang von der internationalen Literaturentwicklung abgeschnitten waren, wurden auch Texte über ältere Autoren gedruckt wie Musil, Kafka und Karl Kraus. Die Zeitschrift verweigerte sich damit bewußt den literarischen Modeströmungen. Zum Programm gehörten auch westdeutsche Autoren wie Hanns Henny Jahn, Hermann Kasack, Hans Erich Nossack, Walter Jens und Helmut Heißenbüttel sowie internationale Literatur: Lyrik von Schwarzen aus den USA, Erzählungen aus Lateinamerika, Gedichte Mao Tse-tungs, Abhandlungen sowjetischer Autoren. Nur als reaktionär eingestufte Literatur aus dem Westen wurde nicht aufgenommen. Natürlich kam alles zu Wort, was in der DDR-Literatur Namen und nach Ansicht Huchels auch Rang hatte: Becher, Brecht, Hacks, Harich, Hermlin, Werner Krauss, Renn, Anna Seghers und Arnold Zweig.

Als Harich 1956 verhaftet und Ernst Bloch mit einem Publikationsverbot versehen wurde, erschien natürlich von diesen Autoren nichts mehr in der Zeitschrift. »Sinn und Form« war kein Widerstandsorgan. Gegen die veröffentlichten Texte konnten Huchels Kritiker daher nie etwas einwenden, wohl aber gegen seine Ablehnungen. Gefälligkeitsveröffentlichungen lehnte er ab. Eigene Beiträge brachte er selten, vielleicht um die Zahl der Beiträge seines Förderers Becher in Schranken zu halten.

Huchel bestimmte allein über die Aufnahme der Texte. Er reiste wenig. Meist saß er an seinem Schreibtisch in Wilhelmshorst bei Potsdam und redigierte die Manuskripte. Seine Korrespondenz blieb denkbar schmal. Was zu besprechen war, wurde übers Telefon abgewickelt. Fahnenkorrekturen durch die Autoren und nachträgliche Textänderungen gab es nicht. Der Autor sah erst im fertigen Heft, was aus seiner Vorlage geworden war. Als Kurt Hager kritisierte, die Zeitschrift führe sich auf wie ein »englischer Lord», entgegnete Huchel trocken: »Das Wort 'englisch' hätte ich Ihnen sicher aus dem Manuskript gestrichen, Herr Hager.«

Mit »Sinn und Form« erreichte die DDR das so häufig angestrebte Weltniveau. Keine andere deutschsprachige Literaturzeitschrift wurde international so geschätzt. Dennoch blieb die vom Kulturpolitiker Becher angestrebte politische Wirkung der Zeitschrift ebenso aus wie die der gesamten »Kulturoffensive« der DDR Richtung Westdeutschland. Die Hoffnung, durch eine gesamtdeutsche Literaturpolitik und die Förderung des »deutschen Gesprächs« zwischen ost- und westdeutschen Schriftstellern den politischen Kurs in der Bundesrepublik beeinflussen zu können, erfüllte sich nicht.

Die klassischen sechs Argumente, mit denen die Mehrzahl der BRD-Autoren sich dem Dialog verweigerten, hat Hermlin schon 1952 festgehalten: »1. Das deutsche Gespräch ist ein Manöver der 'Kommunisten' mit dem Ziel, die 'Nichtkommunisten' zu betrügen und eine totalitäre Diktatur zu errichten. 2. Allzuviele Dinge im Osten sind unübersichtlich. Wir fürchten die dortige Ordnung. Darum ist es zwecklos, daß wir miteinander reden. 3. Ich spreche mit meinen Freunden, nicht mit meinen Gegnern. 4. Weltanschauliche Differenzen machen ein Gespräch mit dem Osten unmöglich. 5. Für den Frieden sind wir sowieso. Jedermann ist für den Frieden. Das braucht man nicht erst zu betonen. 6.

Wir wollen mit 'Menschen' reden, nicht mit Funktionären, die im Auftrag zu uns kommen.« Wie bedrohlich das offizielle Bonn die gesamtdeutsche Initiative des DDR-Kulturpolitikers Becher einschätzte, zeigt der Umstand, daß das Bundesamt für Verfassungsschutz zum Zwecke ihrer Entlarvung 1959 eine ausführliche und als Verlagsprodukt getarnte Dokumentation mit dem Titel »Die trojanische Herde« herausgab. Erst in den 60er Jahren, als die DDR-Literatur ihre gesamtdeutsche Orientierung aufgab, wurde sie in der BRD akzeptiert.

Nach 1958, dem Todesjahr Bechers, mit dem die Reprint-Ausgabe endet, wandten sich die DDR-Kulturfunktionäre zunehmend gegen Huchel, der mit dem sogenannten Bitterfelder Weg (»Greif zur Feder, Kumpel!«) einer verordneten Arbeiterdichtung nichts im Sinn hatte. Nach 1961 ließ die DDR auch die bisherigen gesamtdeutschen Argumente für Huchels Zeitschriftenkonzept nicht mehr gelten. Er wurde 1962 schäbig abserviert. So ist der Nachdruck seiner Zeitschrift, eine Gemeinschaftsproduktion der Verlage Greno/BRD und Rütten + Loening/DDR, auch eine nachträgliche Rehabilitierung für den 1981 im Westen verstorbenen Redakteur.

Inzwischen ist Brecht in der Bundesrepublik wie in der DDR zu einem Klassiker geworden. Bechers Schriften sind in einer Gesamtausgabe auch in der Bundesrepublik lieferbar, jedoch schwer verkäuflich wie eh und je. Eislers Schriften liegen ebenso als Gesamtausgabe vor. Auch die Texte der meisten anderen prominenten Autoren von »Sinn und Form« sind inzwischen abgedruckt und häufig sogar in Form preiswerter Taschenbuchausgaben auf den Markt gebracht worden. Durch den Nachdruck wird dem Leser also kaum bisher unzugängliche Literatur erschlossen. Dennoch bleiben die ersten zehn Jahrgänge von »Sinn und Form« eine hervorragende Dokumentation des geistigen Neubeginns nach dem Faschismus.

Konkret 01/89, S. 86

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Für eine abendfüllende Glosse über das Alters- und Krankenversicherungsmysterium »Künstlersozialkasse Wilhelmshaven« (Autorin Mascha Jirsa, Redaktion Aspekte-ZDF, Sendetermin Anfang Januar) schrieb ich ein kleines Lied, das ich, ginge denn die Welt einmal nach Wunsch, in der Musikbox der sog. Eckkneipe öfters mal drücken würde. Geht aber nicht nach Wunsch die Welt, und so sing ichs halt nur a capella vor mich hin, wo ich geh resp. steh in der Besinnungssaison 88/89.

Herren Anfang fünfzig
Sind oft sehr einsam
Herren Anfang fünfzig
Sind oft allein
Herren Anfang fünfzig
Brauchen aber Liebe
Und Verständnis und ein bißchen Glück zu zwein

Herren Anfang fünfzig
Gehn nicht in die Disco
Herren Anfang fünfzig
Sehn zuhause fern
Herren Anfang fünfzig
Ham ein freies Plätzchen
Neben sich und drauf sähn sie ein Frauchen gern

Herren Anfang fünfzig
Ham schüttre Haare
Herren Anfang fünfzig
Ham einen kleinen Bauch
Herren Anfang fünfzig
Ghörn nicht zum alten Eisen
Denn sie bringen es so gut wie Jüngre auch

Herren Anfang fünfzig
Gehn bald in Rente
Herren Anfang fünfzig
Winkt der Waldfriedhof
Herren Anfang fünfzig
Wolln noch was vom Leben
denn die Herren Anfang fünfzig sind nicht doof

Das geht jetzt seit zwei Jahren seinen die übernächtigten Völker des Erdkreises nicht den Schlaf finden lassenden westdeutschen Wahnsinnsgang: Erst verurteilt mich das weit über Nürnbergs Innenstadt hinaus bekannte Amts-, dann das bis nach Fürth hinüber bekannte Landgericht Nürnberg wegen der Rezension eines anonymen Liedtextes (zuerst erschienen im Nürnberger »Plärrer«) zu dreißig Tagessätzen ä fünfzig Mark plus Rechtsprechungsspesen. Dann, das dieses Stück

enthaltende Büchlein »Hirnverbranntes und Feinziseliertes«, Tomayers Poesie und Prosa Armageddon, illustriert von Ernst Kahl, erschienen im Zinnober Verlag Hamburg, ist bereits seit einem halben Jahr (!) im Handel, tritt eine Hamburger Nationalhymnenschutzstaffel das Gesetz der Verhältnismäßigkeit der Mittel mit genagelten Stiefeln, durchsucht Verlag und Druckerei und bricht, in meiner Abwesenheit, in meine Wohnung ein und durchwühlt sie. Nun wird am 16. Januar um 9 Uhr vor dem Amtsgericht Hamburg (Sievekingplatz, Sitzungssaal 279) fort gefochten: Für die Freiheit der (National)schlager-Rezension und gegen die Hymnenschutzsucht eines Staates, der (und wo wir's packen, wird es interessant): Milliarden für Kriegsspielzeug verschludert, aber wehrlosen Rentnern die Kauprothesen verteuert und deutsche Huren diskriminiert, aber deren Einkünfte besteuert, der ... kurz und gut, sich erstmal an seine Nase fassen sollte, bevor er gegen einen deutschen Kleinschriftsteller frech wird.

Deutschlandlied ‘86

Text: Anonym / Musik: Joseph Haydn

Deutschland, Deutschland, over allos

Auf der Straße liegt das Geld

Wenn es gegen Los Krawallos

Gnadenlos zusammenhält

Von Beethoven bis Bergen-Belsen

Von Wackersdorf bis Asylantenzelt

Deutschland, Deutschland, hyper alles

Du schönstes Biotop der Welt

Deutsche Türken, deutsche Pershings

Deutscher Bigmäc, deutscher Punk

Sollen in der Welt behalten

Ihren alten schönen Klang

Deutsche Cola, deutsche Peepshow

Deutsche Mark und deutsche Samenbank

Solln zu edler Tat begeistern

Uns das ganze Leben lang

Schleimigkeit und Frust und bleifrei

Für das deutsche Tartanland

Darauf laßt uns einen heben

Vorneweg und hinterhand

Schlagstockfrei und Krebs und Gleitcrem

Deutschland, wuchert mit dem Pfund

Kopulier'n im deutschen Stalle

Mutterschaf und Schäferhund

Der Dichter des will unbekannt bleiben (»Anonym«). Das macht nichts. Denn hier ist nicht darüber zu rechten, daß der Dichter entweder Angst hat (Paragraph 90a Strafgesetzbuch)oder nur bescheiden ist. Es gilt das gesprochene Wort, und dies beschreibt reicher als der Dichter des Urdeutschlandliedes, der mit Hymnen wie »Ein Männlein steht im Walde«, »Alle Vögel sind schon da. oder »Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald« Wichtigeres und Dauerndes geschaffen hat, das stampfende und dampfende Leben im Deutschland in den Grenzen von Beate Uhse und Obersalzberg, Kalkar und DMarkationslinie.

Weder so Ordinär-Obsoletes wie »Maas«, »Memel«, »Etsch« und »Belt«, so Gesundheitsschädliches wie -deutscher Wein-, so erweislich Widerspruchsvolles wie -deutsche Frauen / deutsche Treue«, so Stupides und den Verstand Folterndes wie »deutscher Sang. noch so sich über alle existierende Klassengesellschaft lustig machendes »Einigkeit- und »Recht.- und »Freiheit--Gesums findet sich auch nur in mikroskopisch winziger Menge. Nein, im -Deutschlandlied '86 sind alle Glieder des deutschen Volkskörpers porträtiert, der anatolische Kanake und der heimische Nazi, der Deutsche auf der Abpflegestation und der Nutztierhalter, der Spanner und der Pol-Einsatzleiter, der Yuppie und der Tamile, die Pepsi-Testerin und der Präzisionszwillenschütze, der Kernkraftsportler und der Mann an der Samenmelkmaschine, der Militarist und der Schwule, die mit dem Großen Latinum und der mit dem Berlitzabschluß, der deutsche Leistungssportler und die Pfäffin, der deutsche Säufer und die deutsche Heroine, der deutsche Frosch und der deutsche Storch.

Dieses »Deutschlandlied '86- kann aus voller Kehle, die bekanntlich in den Dickdarm mündet, in der Südkurve des Stadions und auf der A 9 im Stau, auf Wende-Wandertagen und Feuerwehrfahnenweihen, bei Schützenvereinstreffen und Sondermülldeponieauflassungen. beim Entkernen von Steinobst und auf dem Abort, beim Aussetzen von Haustieren und im Suff, im Kreißsaal und im Gebirge, vor dem Ficken und nach Programmschluß immer halt und allerwege angestimmt werden, daß es der Marseillaise die Stimm' verschlägt und kein Gott mehr die Königin schützt und Star Spangled Banner die Instrumente einpackt, und selbst der Russ' hält, jetzt mal rein Hymnen-mäfiig gesehen, 's Maul. Aber den Mayer-Vorfelder vom VfB Stuttgart freut's, und der Löwenthal vom Lerchenfeld frohlockt dito. Summa cum Laut für dieses »Deutschlandlied '86«.

Rupert

Du warst einmal Kind, unschuldig tratest
den Ball du in die Scheibe und spieltest
mit Kleinerna von nebenan Dr. med. Klein

Dann lasest du, Reis eines Stalingradgefallnen
de bello gallico und studiertest die Rechte
Und dann wurdest du Professor derselben
Und dann tratest du ins Militärministerium ein

Seither wirfst du nicht Spiegelbild mehr
noch Schatten
Ein Untoter bist du längst

Wir aber von der Bruderschaft Unbekannter
Tiefffluggefallener müssen ein bißchen schmunzeln

Wenn du, von allen Furien Sigmund Freuds gehetzt
In deinem aschekalten Mund aus Ramstein

und aus Remscheid Remstein* mengst

**ZDF-heute-Journal, 8.12., 21.45 Uhr*

Konkret 01/89, S. 90

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Zwar hat die Zeitschrift »Essen und Trinken« Piwitts Rat, eine Ausgabe für die Dritte Welt unter dem Titel »Hunger und Durst« zu vertreiben, noch nicht befolgt, aber hängengeblieben ist etwas von dieser Idee an der Chefredakteurin Angelika Jahr:

Genau ein Jahr ist es her, daß ich an dieser Stelle zum erstenmal von den Kalahari Trüffeln erzählte. Damals war ich noch skeptisch. Heute bin ich ein Fan. Ein Kalahari-Trüffel-Fan!

Ein Jahr-Jahr hat es gedauert den skeptischen AngelikajahriKalahari-Trüffel-Muffel zum Kalahari-Trüffel-Fan fortzubilden. Es war keine verlorene Zeit:

Sie erinnern sich: Seit zwei Jahren gibt es auch bei uns Kalahari Trüffel. Sie kommen aus Namibia, aus der größten «Trüffelmine« der Welt. Ursprünglich haben die Einwohner Namibias ihre «Diamanten« selbst verspeist. Dann haben einige Farmer die Chance erkannt und den Verkauf der wertvollen Schätze selbst übernommen.

In Namibia scheinen einerseits »Einwohner« und andererseits «Farmer« zu leben. Wer sucht die Trüffel?

Die Kalahari-Trüffel werden nicht von Trüffelschweinen gesucht und gefunden, sondern von Farmarbeitern.

Die Trüffelschweine finden dafür in der Hamburger Redaktion Verwendung:

Die aufregendsten Gerichte haben wir in diesem Heft für Sie zusammengestellt. Mein persönliches Lieblingsrezept ist die Kartoffelsuppe mit Trüffeln - Sie müssen sie probieren!

Es stellt sich nämlich heraus, daß der Kalahari-Trüffel-Fan zwar skeptisch, aber nicht zynisch ist, sondern bloß von Namibia nicht mehr weiß als von der Feinschmeckerei, und ihre aparte Wahl nur deshalb auf die getrüffelte Kartoffelsuppe fiel, weil sie Kalahari-getrüffeltes Burenfrühstück nie probiert hat.

Einen – wenn auch unbedeutenden – Mangel haben wir allerdings herausgeschmeckt: Im Gegensatz zu ihren europäischen Namensvettern schmecken die Wüstentrüffel nicht in rohem Zustand.

Ist das ein Wunder? Wenn man bedenkt, wer die in der Hand gehabt hat!

Aber vielleicht ist daran der Gefrierschock schuld. Ihre Angelika Jahr

Ein schönes Bäuerchen, zum Schluß.

Otto Köhler hat dem Würzburger Professor Lothar Bossle in der «Zeit« deutschnationale und antisemitische Tendenzen attestiert. In einem offenen Brief an den Verleger Helmut Schmidt weist Bossle die Vorwürfe zurück:

Sehr geehrter Herr Bundeskanzler,... da ich keinerlei Hoffnung hege, daß die Chefredaktion der «Zeit« den mir zugefügten Schaden durch einen Versuch des Rufmords wiedergutzumachen bereit ist...

Armer Kerl! Er scheint einer jener Deutschstämmigen zu sein, denen bei der Vertreibung außer drei Flügeln und zwei Fremdsprachen auch die Grammatik abhanden gekommen ist. Vermutlich spielen jetzt irgendwelche Bolschewiken oder Juden darauf.

Daß Steffi Nummer eins der Weltrangliste geworden ist spornt auch andere Leistungsträger an. Die »Welt« stellt vor:

Joachim Meisner ist ein hervorragender Bischof.

Wie ragt man als Bischof hervor? Indem man das Vaterunser in 10,3 betet oder den Rosenkranz über die Vierzig-Meter-Marke wirft? Und zwar ohne Stimulanz durch Anna Bolika, die bekanntlich unter das Zölibat fällt.

Alice Schwarzer berichtet, daß der »Spiegel« sie eine »lesbische Suffragette« genannt habe, und fährt fort:

So weit, so durchsichtig und einfältig. Und so einschüchternd, denn an Schwarzer soll allen Frauen gezeigt werden, was einer passiert, die die Klappe nicht halten kann

Ich will mal den ganzen Mut, den mir meine Vergangenheit als Feminist der ersten Stunde macht, zusammennehmen: Wer die Klappe nicht halten *kann,* Alice, ist ein Schwätzer oder eine Schwätzerin; die Unbeugsame, die du bist und meinst, ist eine, die die Klappe nicht halten will, obwohl sie gerade das kann. Deutsch, Alice, ist manchmal fast noch schwerer als Feminismus, aber glaub mir: Wenn man häufiger die Klappe nicht halten will, lohnt es sich. Wenn man sie bloß nicht

halten kann, kommt's nicht drauf an.

Beim Alternativjournalismus ist allerdings Rahn und Pfleiderer verloren:

Die Ankündigung Gorbatschows eines Truppenabzugs ließ den Kurs des Dollars steigen.

Richtig wäre zuviel verlangt, aber vielleicht geht's beim nächsten Mal so: Die Ankündigung von Gorbatschow seinem Truppenabzug... Das ist zwar auch falsch, aber für die Bedürfnisse der »TAZ«-Klientel ausreichend.

Die »Bunte Illustrierte« kündigt an:

Franz Xaver Kroetz schreibt exklusiv: So bekam ich mein Baby

Wie ich ihn kenne: Für Burda wird er es stillen.

Was, Theo, macht der Gorbatschow?

Es wäre Michail Gorbatschow nicht zu verdenken, wenn er keinen Fuß mehr vor die Tore des Kremls setzte. Seine Perestrojka ist in Schwierigkeiten. Der Flickenteppich der sowjetischen Völkervielfalt franst an den Rändern aus. Aber Gorbatschow denkt nicht daran, sich in den Widrigkeiten der sowjetischen Innenpolitik einzukasteln. Er will auswärtige Lasten abschütteln, will Reibungsflächen verringern und Krisenherde ausräumen. Er hat grünes Licht für die institutionelle Anerkennung der Europäischen Gemeinschaft gegeben. Moskau hat im irakisch-iranischen Krieg kein Öl ins Feuer gegossen. ..

Ganz schön beschäftigt, der Mann. Da darf man sich nicht wundern, wenn er für die kleinen Freuden des Alltags, als da wären: das Verkleben von Fensterritzen, das Anblasen der Winde des Wandels etc., keine Zeit findet und sie dem Erich Honecker überlassen muß:

Seit 27 Jahren ist der Staat der deutschen Kommunisten nach Westen zugemauert. Nun mauert Erich Honecker auch nach Osten. Er dichtet Türen ab und verklebt Fensterritzen: Der Wind des Wandels soll in der DDR keinen Einlaß finden.

Das ist ja noch mal glimpflich abgegangen – Theo hätte ja auch schreiben können, daß die DDR ein Staat ohne Lack und Lüster, im Prozeß des Wandels zwischen Kyffhäuser und Kamtschatka nicht als Schwungrad sondern als Hemmschuh funktioniere. Doch, halt, was les' ich da?

Die DDR ist in schlechter Verfassung, ein Staat ohne Lack und Lüster und Perspektive. Darunter haben in erster Linie die Deutschen drüben zu leiden. Doch müssen auch all jene Enttäuschung verspüren, die ihr im Prozeß des Wandels zwischen Kyffhäuser und Kamtschatka die Funktion eines Schwungrads zugetraut hatten. Sie ist zum Hemmschuh geworden.

Oh, Theo!

Im Verlag Klett-Cotta erscheint ein Buch von Viktor Suworow: «Der Eisbrecher – Hitler in Stalins Kalkül«. Der Verlag sagt, was drinsteht:

Die These von der Verteidigung des überfallenen Rußlands im «Großen Vaterländischen Krieg« war eine Propagandalüge Stalins.

Erscheint im März, zur Ermunterung der März-Gefallenen.

Die »FAZ«-Leserin Martha Jacobs-Herfeldt aus Andernach sagt ihrer Zeitung die Meinung:

Das bitterböse Theater um die Hamburger Hafenstraße ist letzten Endes nichts anderes als die Konsequenz daraus, daß in diesem sogenannten Rechtsstaat eine Gruppe verfemt und in völliger Recht- und Schutzlosigkeit allen nur denkbaren Feindseligkeiten ausgesetzt ist:

Wer? Die jugendlichen Arbeitslosen, die Obdachlosen, die Drogenkranken? Martha, Martha, sag's uns schnell, bevor du entschwindest:

die Gruppe der Vermieter.

Gib mir wieder, was du fandest, oder teile es mit mir, ja teile es mit mir, ja mit mir.